

**Tod in der Grundschule:
Das Massaker von Newtown**

DER SPIEGEL

Nr. 51/17.12.12
Deutschland: 4,20 €



PRINTED
IN GERMANY



Die Deutsche Skandal-Bank

Eine Institution ruiniert ihren Ruf

Spanien / Kanaren € 5,70
Thailand Baht 430,-
Türkei TL 14,50
Ungarn Ft. 1.790,-

Portugal (cont.) € 5,60
Schweden skr 64,-
Slowenien € 5,60
Spanien € 5,60

Japan (inkl. tax) Yen 1.765,-
Malta € 5,90
Norwegen NOK 65,-
Polen (ISSN 00387452) Zł 31,-

Griechenland € 6,-
Großbritannien £ 4,99
Hongkong HK\$ 82,-
Italien € 5,60

Belux € 4,90
Dänemark dkr 45,-
Finnland € 7,-
Frankreich € 5,60

Österreich € 4,70
Schweiz sfr 7,30

SKYFALL

007

IM KINO



JAMES BOND'S CHOICE.





www.omegawatches.de

Ω
OMEGA

kindle fire HD

Brillantes HD-Display • Dual-Stereo-Lautsprecher mit Dolby Sound
16GB oder 32GB Speicher

ab 199€

amazon



Hausmitteilung

17. Dezember 2012

Betr.: Deutsche Bank, Kinder, Schröder-Köpf, Porno

Wie kein anderes Unternehmen verkörperte die Deutsche Bank die Macht der deutschen Wirtschaft. Inzwischen hat sie mit einer Reihe von Affären ihren Ruf verspielt. Bereits im Januar beschrieb der SPIEGEL, wie tief die Bank in die Finanzkrise verstrickt war („Die Zocker AG“), seither vergeht kaum ein Monat ohne neuen Skandal. Die Bank soll Milliardenverluste verschlei-ert haben, in der vergangenen Woche durchsuchten mehrere hundert Beamte die Frankfurter Zentrale nach Beweisen für dubiose Geschäfte mit Emissionszertifikaten, am Freitag wurde das Geldinstitut im Kirch-Prozess zur Zahlung von Schadensersatz verurteilt. In diesem Heft beschreibt ein Team um den Frankfurter SPIEGEL-Korrespondenten Martin Hesse, wie die neue Führung um Anshu Jain und Jürgen Fitschen der Bank eine andere Kultur verordnen wollte – und nun um die eigene Glaubwürdigkeit kämpfen muss (Seite 22).



SPIEGEL 5/2012

Drei Millionen Kinder in Deutschland sind „Schattenkinder“. Sie wachsen mit einer psychisch kranken Mutter oder einem psychisch kranken Vater auf – sind aber mit ihren Sorgen oft allein. SPIEGEL-Redakteurin Antje Windmann begleitete ein Jahr lang eine Gruppe von betroffenen Jugendlichen in Hamburg. Besonders nah kam sie der heute 16-jährigen Johanna, deren Mutter manisch-depressiv ist. Johannas Fröhlichkeit habe sie völlig überrascht, sagt Windmann. „Bis ich verstanden habe, dass ihr Lächeln vor allem dazu dient, dass niemand sie fragt, wie es ihr geht“ (Seite 46).

Man solle ans Büro ihres Mannes mailen, so sei sie am besten zu erreichen, sagte Doris Schröder-Köpf, als die SPIEGEL-Redakteure Markus Feldenkirchen und René Pfister mit ihr über die Gleichberechtigung von Mann und Frau reden wollten. Das Gespräch am vorigen Donnerstag fand dann auch im Rechtsanwaltsbüro des Altkanzlers in Hannover statt. Immerhin: Während Schröder-Köpf erzählte, wie mühsam häusliche Absprachen gerade jetzt seien, in der Hochphase ihres Wahlkampfes um ein Mandat im niedersächsischen Landtag, kümmerte sich ihr Mann um die beiden Kinder (Seite 36).



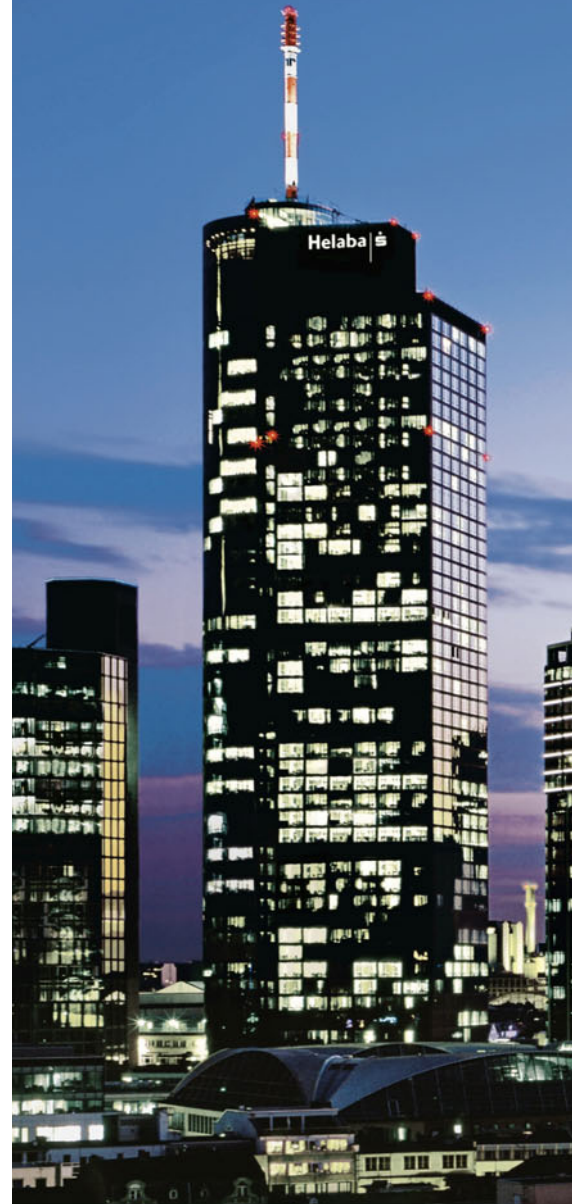
Pfister, Schröder-Köpf, Feldenkirchen in Hannover



Buse, Porno-Darsteller in Los Angeles

Es war mittags bei Dreharbeiten zu einem Porno, als SPIEGEL-Reporter Uwe Buse mit den Darstellern Pause machte – auf dem Dach des Filmstudios, auf welchem sonst gekifft wird. Buse wollte verstehen, wie die Branche auf die Flut von raubkopierten Filmen reagiert, die im Internet zu finden sind – und warum aktuelle Pornos oft so gewalttätig sind. An beidem ist der Deutsche Fabian Thylmann nicht ganz unschuldig, der seit Donnerstag wegen des Verdachts der Steuerhinterziehung in Haft sitzt (Seite 60).

Banking auf dem Boden der Tatsachen.



www.helaba.de

Helaba |

Jetzt Adrenalin Probe fahren.

Die neue A-Klasse mit Doppelkupplungsgetriebe 7G-DCT¹.

Testen Sie jetzt die neue A-Klasse und erleben Sie den Pulsschlag einer neuen Generation.



Eine Marke der Daimler AG

¹Kraftstoffverbrauch innerorts/außerorts/kombiniert: 8,4–4,5/5,1–3,3/6,4–3,8 l/100 km; CO₂-Emissionen kombiniert: 148–98 g/km.

Die Angaben beziehen sich nicht auf ein einzelnes Fahrzeug und sind nicht Bestandteil des Angebots, sondern dienen allein Vergleichszwecken zwischen verschiedenen Fahrzeugtypen. Das



Mercedes-Benz

In diesem Heft

Titel

Wie Deutschlands größtes Geldinstitut zur Skandalbank verkommen konnte 22
Kirch-Pleite – Deutsche Bank zu Schadensersatz verurteilt 32

Deutschland

Panorama: Rekord-Rüstungsexporte nach Saudi-Arabien / Heimlicher Gipfel zwischen SPD und Grünen / Teurer Nahverkehr dank Energiewende 17
Koalition: Die Liberalen betteln um Leihstimmen bei der Union 34
Rettungspläne für den bedrängten Niedersachsen-Premier McAllister 34
Gattinnen: SPIEGEL-Gespräch mit Doris Schröder-Köpf über ihre späte Karriere und das Leben an der Seite des Ex-Kanzlers ... 36
Terrorismus: Wird nach dem versuchten Bombenanschlag in Bonn die öffentliche Videoüberwachung verbessert? 40
Hauptstadt: Berlin blamiert sich auch beim Bau des Regierungsterminals am neuen Großflughafen 42
CSU: Aufstand gegen die Lächerlichkeit von Parteichef Horst Seehofer 44
Familie: Wie Kinder unter psychischen Erkrankungen ihrer Eltern leiden 46
Umwelt: NRW will Weihnachtsbäume aus dem Wald verbannen 52

Gesellschaft

Szene: Die revolutionäre Hochzeit eines amerikanischen Lesben-Paares / Was Suchbegriffe im Internet über unsere Gesellschaft verraten 55
Eine Meldung und ihre Geschichte – wie ein Brite sein Allgemeinwissen an Spielautomaten zu Geld machte 56
Pornografie: Das Imperium des verhafteten deutschen Sex-Königs Fabian Thylmann 60
Verfassungsgericht: Karlsruhe verhandelt über das Adoptionsrecht für Schwule und Lesben 68
Bildung: Berliner Eltern schicken ihre Töchter und Söhne bewusst auf Brennpunktschulen mit vielen Migranten 72
Essay: Warum das Gesetz zur Beschneidung von Jungen ein Fehler ist 74
Ortstermin: Wie Frauen aus Griechenland die deutsche Kita-Krise beheben sollen 76

Wirtschaft

Trends: Air-Berlin-Maschine ging der Sprit aus / Porsche will die Manieren seiner Verkäufer verbessern / Skeptischer Jahreswirtschaftsbericht 80
Regierung: Die Ministerien werden zur Beute von skrupellosen Lobbyisten 82
EU: Ex-Kommissar John Dalli fühlt sich von der Tabakindustrie gemobbt 86
Euro: Der riskante Plan für eine Bankenunion 87
Waffenexporte: Neue Vorwürfe gegen EADS beim Rüstungsdeal mit Österreich 88
Stahlindustrie: ThyssenKrupp-Aufsichtsratschef Gerhard Cromme rechnet im SPIEGEL-Gespräch mit den strategischen Fehlern des Konzerns ab 90
Wie die graue Eminenz Berthold Beitz das Essener Desaster erlebt 92
Innovationen: Software und Smartphones sollen die Gesundheitsversorgung verbessern 96



Der Niedergang der Deutschen Bank Seiten 22, 32

Großrazzia in der Frankfurter Zentrale, Niederlage im Kirch-Prozess: Eine ganze Serie von Skandalen und Affären beschädigt das Ansehen der Deutschen Bank und die Glaubwürdigkeit ihrer Führung.

Maulwurf im Amt

Seite 82

Der Datenklau im Gesundheitsministerium zeigt, mit welcher Härte Lobbygruppen inzwischen um Einfluss kämpfen. Vor allem für Pharma-Konzerne und Apotheken geht es dabei um Milliarden.

Ruhr-Konzern in Stahl-Gewittern

Seite 90

ThyssenKrupp-Aufsichtsratschef Gerhard Cromme will nicht zurücktreten – trotz Milliardenverlusten und strategischer Fehler des Konzerns. Mehrfach sei er schlicht falsch informiert worden, klagt er im SPIEGEL-Gespräch.



Im Königreich der Pornos Seite 60

Der 34-jährige Deutsche Fabian Thylmann, am 4. Dezember in Belgien verhaftet, hat den weltweit größten Porno-Konzern aufgebaut. Sein Unternehmen ist im Internet zu einer Macht geworden wie Amazon. Das verschachtelte Gebilde aus über 30 Firmen steuert das Geschäft mit der Pornografie nach den genauen Vorgaben des Programmierers Thylmann: so brutal und digital wie möglich.



Das geschockte Amerika

Seite 100

Wieder ein Massaker an einer US-Schule: Mindestens 27 Menschen starben in Newtown, die meisten davon Kinder. Sogar seine Mutter erschoss der Täter – sie war dort Lehrerin. Werden nun endlich die Waffengesetze verschärft?

Christenkönige in Arabien

Seite 130

Archäologen im Jemen erforschen eine vorislamische Festung. Die Ruine öffnet den Blick in eine Ära heftiger Religionswirren in Arabien: Christenkönige mit Kriegselefanten standen einem Bündnis von Juden und Persern gegenüber.

Tragödie um einen Doper

Seite 120

Im Allgäu starb ein Radsportler, nachdem er sich Epo gespritzt hatte. Statt Hintermänner zu ermitteln, schloss die Staatsanwaltschaft nach zwei Tagen die Akte – eine Blamage für die Justiz im Anti-Doping-Kampf.

Urmärchen der Deutschen

Seite 142

Vor 200 Jahren erschienen zum ersten Mal die Märchen der Brüder Grimm. „Dornröschen“, „Schneewittchen“ oder „Hänsel und Gretel“ handeln auch von Qual, seelischer Not und vom Tod. Jede Generation und jede Ideologie hat sich die Geschichten seitdem zu eigen gemacht. Bis heute ist die grimmsche Sammlung das erfolgreichste Buch der Deutschen.



Operninszenierung „Das tapfere Schneiderlein“

DRAMA-BERLIN/DE / IMAGO

Ausland

- Panorama:** Das Horror-Arsenal des syrischen Diktators / Belgiens Bierkrieg mit Frankreich 98
USA: Das Schulmassaker von Newtown 100
Guantanamo: Der ehemalige Chefankläger Morris Davis über Amerikas Folterknechte ... 104
Essay: Warum Israel Siedlungen baut – und den Westen provoziert 106
Nordkorea: Kims nächste Atombombe 108
Irak: Das Rätsel der toten Kinder von Basra 110
Global Village: Chinas singende Protestler 116

Sport

- Szene:** DSV-Sportdirektor Wolfgang Maier über das Frieski-Nationalteam / Neues Buch für Fans von Fußballstatistiken 119
Affären: Wie sich in Süddeutschland ein Radsportler zu Tode doppte – und die Justiz bei der Aufklärung des Falls versagte 120
Idole: Der spanische Stararchitekt Joaquín Torres baut Villen für die Stars von Real Madrid 124

Wissenschaft · Technik

- Prisma:** Sklavengebeine in Australien entdeckt / Schwangerschaftskomplikationen nach One-Night-Stands 128
Archäologie: Christen und Juden in Arabien – Religionswirren in der Zeit kurz vor Mohammeds Geburt 130
Digitalkultur: Fantreffen der „Minecraft“-Spieler im Pariser Disneyland 132
Delikatessen: Trüffelparadiese in Süddeutschland 136
Autoindustrie: Warum Milliardensubventionen dem E-Mobil nicht helfen werden 138

Kultur

- Szene:** Die Rückkehr der Breslauer Cranach-Madonna / A. L. Kennedys Beziehungsroman „Das blaue Buch“ 140
Zeitgeist: Wie Grimms Märchen 200 Jahre nach der Erstveröffentlichung weiterwirken 142
Verlage: Der Kampf um Suhrkamp 148
 Schriftsteller Stephan Thome über die Suhrkamp-Kultur 150
Bestseller 151
Kino: US-Regisseure verarbeiten die Rezession in Endzeitfilmen 152
Literaturkritik: Teju Coles großartiger Großstadtroman „Open City“ 156

Medien

- Trends:** Monika Gruber stoppt ZDF-Show / Abfindungsärger bei der „Frankfurter Rundschau“ 159
Karrieren: Endstation Dschungel-Camp – der einstige Weltstar Helmut Berger ist zum sozialen Härtefall geworden 160

- Briefe** 10
Impressum, Leserservice 164
Register 166
Personalien 168
Hohlspiegel/Rückspiegel 170

Titelbild: Montage DER SPIEGEL



SPIEGEL-Titel 50/2012

„Alter Schwede, da haben Sie es dem Möbelhaus aus Småland aber gegeben. Schreiben Sie nur, oder waren Sie schon mal dort? Wir sind so richtige Schweden-Fans, und es klingt vielleicht kitschig, aber es gibt keinen Laden, wo wir lieber einkaufen.“

WOLFGANG STEDTNITZ, BERLIN

Ein „Billy“-Regal nehme ich nicht mal geschenkt. Ein Regal gehört an die Wand, nicht auf den Boden, besteht aus Holz, nicht aus kiloschweren verklebten Säge-spänen, und hat keine Rückwand gegen die Luftzirkulation. Das solide Prinzip der Schraubverbindung fällt in der Geiz-version durch jeden Elchtest.

MANFRED ALBERTI, HAMBURG

Wie lautet die schwedische Vokabel für Sperrmüll?

DR. HANS-WERNER BERTELSEN, BREMEN

Auch ich sah in Ikea eine preiswerte Alternative und bin 1976 eine der ersten Kunden in München gewesen. Aber inzwischen kann ich nur dem zustimmen: Ikea gleich „Idioten kaufen einfach alles“.

ANTJE LANDWEHR, KARLSRUHE

Es gab für mich bisher drei Gründe, nicht mehr zu Ikea zu gehen: Ich will nicht penetranter geduzt werden, nicht um 84 Ecken und an tausend Produkten entlanggeführt werden, wenn ich zwei Sachen kaufen will. Und nicht in einem Laden kaufen, der hier keine Steuern bezahlt. Nun sind noch ein paar Gründe hinzugekommen.

NIELS GENZMER, BAD NAUHEIM

Ikea-Kunden wollen nicht gerettet werden, müssen es auch nicht. Viele sind sich – auch ohne Ihre Nachhilfe – darüber im Klaren, dass hier ein Konzern die Gesetze des Kapitalismus ausgesprochen effizient nutzt und die Kunden bisweilen austrickst.

WERNER BENECKE, BREMEN

In Griechenland liegt der Verdienst eines Ikea-Mitarbeiters bei rund 600 Euro und soll nun noch gekürzt werden. Und die Preise bei Ikea Griechenland sind bis zu 100 Prozent höher als die in Deutschland.

DR. URSULA ROTTMANN, MAKRIGIALOS (KRETA)

Die Geschichte einer weltweit äußerst erfolgreichen Firma, die piffiger erscheint als die gesamte Konkurrenz! Aber der Schwede will nicht mehr Steuern zahlen als nötig. Unglaublich! Wir zahlen doch alle gern drauf, oder nicht? Sie glaubten fest: Herr Kamprad liest beim Heiligen-schein bis in die tiefe Nacht hinein – und es stellt sich raus: Er hat gar keinen!

ROLF NIEMEYER, HAMBURG

Nr. 50/2012, Ikea – Die Legende vom ehrlichen Möbelhaus

Welch ein Frevel!

Wie Sie in dem gut recherchierten Artikel feststellen, hat Ikea so ziemlich alles richtig gemacht und ist damit weltweit erfolgreich. Besonders interessant: das Zustandekommen der Design- und Verkaufsentscheidungen sowie die Verkaufspsychologie. Ja, der bin ich auch immer mal wieder aufgefressen, und das gern.

ERNST-GEORG KAAPKE, BORNHEIM (NRW)

Bravo für dieses Cover. Zeigt es uns den Prototypen des Ikea-Kunden – lässig und bequem auf dem geliebten Sofa, mit nur leicht gekräuselten Stirnfalten – in seiner unverrückbaren Konsumanschauungshaltung.

STEPHAN KOCH, BERLIN

„Träumst du noch, oder liest du schon?“ SPIEGEL-Trinker lesen mehr – auch auf Ikea-Sofas! Aber: Ganz gute Werbung, oder sollte das ein kritischer Artikel sein?

CARSTEN LUCKE, JENA

Gut, dass der SPIEGEL dazu beiträgt, den Mythos Ikea zu entmystifizieren.

GÜNTER BRAUS, HEIDELBERG

Ein interessanter Artikel. Allerdings frage ich mich, was das Skandalöse an der Firma sein soll? Dass in China fast nie nach westlichen Standards produziert wird, ist ja nicht neu, ich kenne keinen Konzern, der das macht – leider.

TILMAN FRÖHLICH, ROSTOCK

Die Bedingungen in China sind hart, und die DDR war ein Unrechtsstaat. Aber warum brauchen Sie 9 Seiten kindische Kapitalismuskritik, um auf 1,5 Seiten die Missstände anzuprangern? Als Kronzeugen werden Greenpeace und Umweltschützer aufgeföhren, mit denen Ikea im Clinch liegt, und das Vergehen des Nachhaltigkeitsmanagers liegt in seiner Zickigkeit – welch ein Frevel!

KNUT WUHLER, AUGSBURG

Ikea versucht, Bauteile zu optimieren und kostengünstiger zu machen? Das ist die Grundvoraussetzung für ein produzierendes Unternehmen, um langfristig wettbewerbsfähig zu sein. Kamprad ist alt und zieht sich aus dem Unternehmen zurück? Zur Kenntnis genommen. Lasst Ikea doch Geld verdienen und Hunderttausenden



Wartende vor einer Ikea-Filiale in Colorado

Arbeit geben. Alternativen gibt es genug für alle, die nicht dort kaufen möchten.

TOBIAS KÖNIG, SCHWIEBERDINGEN (BAD.-WÜRTT.)

So what? Eine Firma unternimmt alles, um kostensparend Möbel zu produzieren, um den Gewinn zu steigern. Weltweit gibt es natürlich keine andere Firma, die dies macht. Woher kommt denn das Holz der anderen Möbelbauer? Designmäßig war Ikea schon vor 20 Jahren allen anderen um Jahrzehnte voraus. Als Berufseinsteiger waren Maßmöbel ein Ding der Unfinanzierbarkeit. Dank Ikea hatte ich aber doch schnell eine toll möblierte erste Wohnung.

MARKUS GASSER, BAD WURZACH

Diskutieren Sie im Internet

www.spiegel.de/forum und www.facebook.com/DerSpiegel

- **Titel** Wie kann die Deutsche Bank Vertrauen zurückgewinnen?
- **Regierung** Haben Lobbyisten zu viel Einfluss auf die Politik?
- **Literatur** Sind Grimms Märchen für Kinder noch wichtig?





Weil wir eine Bank brauchen,
die Zufriedenheit nicht nur
verspricht, sondern garantiert.

Das kostenlose Girokonto – jetzt
mit Zufriedenheitsgarantie.*



Mit Zufriedenheitsgarantie:
50€ + 50€
zum Start*
bei Nichtgefallen*



Sichern Sie sich jetzt das kostenlose Girokonto in einer unserer Filialen oder direkt unter
www.girokonto.commerzbank.de

*Kostenlos nur bei privater Nutzung und ab mind. 1.200€ monatl. Geldeingang, sonst 9,90€ je Monat. Gutschrift 50€ zum Start 3 Monate nach Kontoeröffnung und nur, wenn noch kein Zahlungsverkehrskonto bei der Commerzbank besteht. Zahlung 50€ bei Nichtgefallen erst nach aktiver Kontonutzung über mind. 1 Jahr (mind. 5 monatl. Buchungen über je 25€ oder mehr) und nachfolgender Kontokündigung unter Angabe von Gründen binnen 15 Monaten nach Kontoeröffnung. Angebot gültig für alle Kontoeröffnungen ab 9.11.2012

COMMERZBANK



Die Bank an Ihrer Seite

Nr. 49/2012, Wie Apotheker gegen unliebsame Konkurrenten vorgehen

Grabgesteck als Gruß

Es ist nicht das Prekariat, das die Discounter, Billigläden und Easy-Apotheken bevölkert. Die Rabattjäger sind in der Mehrzahl die vielzitierten Besserverdiener, getreu dem Motto: „Geiz ist geil!“

GÜNTER RIEMER, MÜNSTER

Da begeht eine Apotheke vermutlich einen Rechtsbruch und wird deshalb angehört und erhält wohl ein Berufsgerichtsverfahren. Ausgang offen. Und was macht der SPIEGEL daraus: eine sozialweinerliche David-gegen-Goliath-Story für die Tränendrüsen über die ungerechte Lobby der Apotheker.

MANFRED SAAR, HEUSWEILER (SAARL.)

Wir bekommen pro Rezeptzeile 8,10 Euro, geben 2,30 Euro davon an die Krankenkassen, erhalten also 5,80 Euro plus drei Prozent des Einkaufspreises auf ein rezeptpflichtiges Medikament. Davon lassen sich weder 24 Stunden Feiertags- und Nachtdienste noch Medikationschecks und Beratungsleistungen sowie ständige Fortbildungen finanzieren. Apotheken müssen sich durch den Verkauf querfinanzieren und machen aber trotzdem alle Angebote, obwohl die Preise der Herstellerfirmen ständig steigen. Aus fachlicher Sicht werde ich aber keine Schmerz- oder Schlafmittel im Preis senken, um damit den Missbrauch zu fördern oder Magenblutungen zu forcieren. Auch über die Lawine der Fälschungen braucht man sich nach Freigabe des Versandhandels nicht zu wundern.

HEIDRUN NAWKA, BAUTZEN (SACHSEN)

Nach der Eröffnung meiner Medicon-Apotheke wurde ich von meinem Mitbewerber mit einem Grabgesteck willkommen geheißten. In Regensburg versuchte der Pharmazierat mit allen Mitteln, die



NORBERT ENKER / DER SPIEGEL

Easy-Apothekerin Krieger

Eröffnung einer Medicon-Apotheke zu verhindern. Natürlich läuft auch gegen uns ein Verfahren vor dem Berufsgericht wegen der (vom Gesetzgeber her zulässigen!) Gewährung von Rezeptboni und Rabatten für den Patienten.

GERNOT SCHINDLER, NÜRNBERG

Man kann den Easy-Apotheken nur wünschen, dass sie sich gegen die Apotheker-Lobby durchsetzen. Über Web-Adressen kann man auch preiswerte Bezugsmöglichkeiten für verschreibungsfreie Medikamente finden. Um die Versandkosten zu sparen, sollte man gleichzeitig ein Kasernenrezept über ein anderes Medikament einreichen.

DR. HELMUT WOLF, MÜNCHEN

Nr. 49/2012, Der Ranking-Boycott der Professoren

Vom Wiegen nicht fetter

Es ist zu begrüßen, dass die Hochschulen sich zunehmend diesem Datenerhebungswahn verweigern. Es gilt immer noch,



THOMAS RAUPACH

Dozent, Studierende im Hörsaal

dass die Sau vom Wiegen nicht fett wird. Ständiges Messen und Vergleichen an Schulen und Hochschulen sorgt nur dafür, dass die Bertelsmann-Stiftung immer neue Daten erhält und mit dem Segen der Politik diese Daten zu einem Bildungsbegriff kondensieren lässt, der nur noch von wirtschaftlichen Gesichtspunkten bestimmt wird. Wenn dann noch die Mathematik missbraucht wird, um empirisch gewonnenen Daten eine Gesetzmäßigkeit zuzuordnen, die es gar nicht gibt, dann spätestens hört der Spaß auf.

ULRICH SOLBACH, HAGEN (NIEDERS.)

Der Widerstand gegen zeitraubende Erbsen-zählerei ist richtig und müsste an den Schulen fortgesetzt werden. Denn es geht schon an den Grundschulen los. Eine Vielzahl an Tests für Rankings, Pisa und Co. belastet die Schüler und raubt den Lehrkräften wichtige Unterrichtszeit. Zeit und Geld wären besser in Unterricht und Lehre investiert!

OLAF BROKATE, PEINE

Die Aversion einzelner Hochschulen und der Missmut verschiedener Disziplinen gegenüber Rankings sind nachvollziehbar. Ranking-Befunde sind häufig sogar instabil. Für wen und wozu sollen sie also nützlich sein? Was die Bedeutung des Rankings für ihre Hochschulwahl anbelangt, nannten gerade mal 19 Prozent der Studenten es als wichtiges Entscheidungskriterium.

DR. MICHAEL RAMM, KONSTANZ

Nr. 49/2012, Die Staatsanwaltschaft verzögert das Verfahren gegen Ex-Bundespräsident Christian Wulff

Was bleibt?

Wohl dem, der spendable Freunde hat. Meine reichen Freunde sind leider so geizig, dass sie mir nicht mal ein Bier beim Stammtisch bezahlen. Vielleicht liegt es aber auch daran, dass ich ein Herr Niemand ohne jeglichen Einfluss bin.

WALTER MOOS, BAD SCHÖNBORN (BAD.-WÜRTT.)

Wir sind dankbar für investigativen Journalismus. Die Hetzjagd auf Wulff war aber wohl ein Schuss, der zwar Quote gebracht hat, für den Steuerzahler aber nach hinten losging.

HELGA RODE, BERLIN

Was hat dieser Wulff getan: nichts – außer dass er der Meinung war, dass der Islam zu Deutschland gehört und somit ein Teil unserer Gesellschaft ist. Deshalb und nur deshalb wurde er von der Springerpresse zum Abschuss freigegeben. Und alle sind der Meute hinterhergerannt – bis zum bitteren Ende.

MICHAEL HERRMANN, WIEN



PICTURE ALLIANCE / DPA

Freunde Groenewold (M.), Ehepaar Wulff

Wulff laboriert an seinem Image. Für mich wäre er auf gutem Wege zur Glaubwürdigkeit, wenn er auf den Ehrensold verzichtete. Über diese Einrichtung hatte er sich noch vor seiner Wahl zum Bundespräsidenten öffentlich Gedanken gemacht, zumindest was die Höhe anbelangt. Dass Wulff als Volljurist dann den Ehrensold „wasserdicht“ gemacht hatte, lässt Zweifel an seiner Integrität zu.

LOTHAR R. KALTOFEN, BERLIN

Ein Bundespräsident tritt zurück, und die Staatsorgane ermitteln mit ungeheurem Aufwand. Was bleibt? Eine fragwürdige Hotelrechnung über sage und schreibe 400 Euro und der spektakuläre Beweis, dass auch Wulff in der Öffentlichkeit da und dort einmal ein Glas in der Hand hält. Fürwahr eine Erkenntnis von geradezu historischer Dimension. Es bleiben aber auch die enormen Kosten zu Lasten des deutschen Steuerzahlers. Wo bleibt da die Verhältnismäßigkeit der Mittel?

DIETER WERNET, ST. VITH (BELGIEN)

DER CHARDONNAY.



VON METTERNICH.



Ein Sekt ist immer nur so gut wie sein Wein.
So wie die Chardonnay-Weine aus „Cool Climate“-
Regionen. Nur sie erfüllen die Qualitäts-
Anforderungen der Fürst von Metternich Sekt-
kellerei. Und so lässt uns dieser reinrassige
Chardonnay-Sekt mit seiner lebendigen Frische
und seiner delikaten Fruchtigkeit jeden Tag und
jeden Anlass besonders **fürstlich genießen**.

Nr. 49/2012, Kunstmarkt

Er hat ja gar nichts an!

Beeindruckend, Ihre hervorragende Darstellung des unwürdigen Kräftespiels zwischen Kunstmarkt, Galerien und Museen. Immer wieder fällt mir in diesem Zusammenhang Andersens Märchen ein: „Des Kaisers neue Kleider“. Blind oder geblendet vom Medienwirbel um Künstler und Auktionen bewundert man die Vollkommenheit und Bedeutung der angepriesenen Produktionen, fasziniert vom scheinbaren Millionenwert der vom Markt gezüchteten Kunstgurus. Da erwartet man geradezu, wie in „Des Kaisers neue Kleider“ die Meinung des Kindes: „Aber er hat ja gar nichts an!“

WERNER LUTZ, WALDBÖCKELHEIM (RHL.-PF.)

Nr. 49/2012, Mogelei am Nil – die abenteuerliche Fundgeschichte der Nofretete

Ägyptische Rumpelkammer

Wie rechtmäßig oder unrechtmäßig auch immer die Büste der Nofretete vor 100 Jahren nach Deutschland gekommen sei, aus heutiger Sicht ist es ein Segen für die gesamte kulturell aufgeschlossene Mensch-



Nofretete-Büste im Neuen Museum in Berlin

heit, dass sich Nofretete nicht in Ägypten befindet. Dieses so herausfordernd blickende, unverhüllte Antlitz schreit ja förmlich danach, von islamistischen Vandalen zer schlagen zu werden. Und mit welchem Recht sollten die Türken den Pergamonaltar zurückfordern? Es handelt sich eindeutig um ein Kulturgut der Griechen, also einer Bevölkerung, die die Türken im kleinasiatischen Raum erfolgreich vertrieben haben.

PROF. DR. EBERHARD MÜLLER, JENA

Weltberühmte Kunstwerke können ihren Zauber und ihre Magie nur im Herkunftsland entfalten. Ägypten ist und bleibt Nofretetes Heimat. Alles andere sind Ausreden, man will sie nicht zurückgeben.

ANASTASIA MOSCHIDU, SCHWÄBISCH GYMND

Die Nofretete ist in wunderbarer Umgebung an sicherem Hort für die Menschheit in Berlin aufgehoben. Wer einmal in

Kinder

SPIEGEL-Leser wissen mehr.

„Dein SPIEGEL“, das aktuelle Nachrichten-Magazin für Kinder, die unsere Welt verstehen wollen. Verständlich, sachlich und auf Augenhöhe schreiben SPIEGEL-Redakteure über Politik und Wirtschaft, berichten über Menschen und Kultur und erklären, was es Neues aus Natur und Technik gibt.
So macht Wissen Spaß.

**GANZ OBEN AUF
DEM WUNSCHZETTEL!**

Jetzt im Handel oder unter
www.deinspiegel.de/abo

Dein SPIEGEL
EINFACH MEHR WISSEN



**Jetzt mit
Jahresplaner!**

Das Nachrichten-Magazin für Kinder.

der Rumpelkammer Ägyptisches Museum in Kairo war, wünscht sich nicht unbedingt die Rückkehr der Nofretete an diesen politisch gefährdeten Ort!

GERALD BÖHNEL, HAMBURG

Jedem, der der Meinung ist, sie gehöre nach Ägypten, empfehle ich einen Besuch im Kairoer Museum. Wem es dann noch nicht klar ist, warum Berlin der bessere Platz ist, möge einen Ausflug zu historischen Stätten in Ägypten machen. Wer es dann noch gruseliger will, kann sich die Reste der Buddha-Statuen in Afghanistan antun.

THOMAS KRUG, WINNENDEN (BAD.-WÜRTT.)

Das Kulturerbe der Welt lebt davon, dass Völker ihre Kulturgüter und auch ein paar Schätze miteinander austauschen. So kann man zu Hause etwas über die Geschichte anderer Länder lernen. Berlin sollte deshalb Ägypten steinige Memorabilien anbieten wie beispielsweise Teile der Berliner Mauer oder Brocken vom alten Schloss.

ALAN BENSON, BERLIN

Nr. 49/2012, SPIEGEL-Gespräch mit Maria Furtwängler

Schön, wenn alles so gut läuft

Nee, Leute, das ist „Graeter“-stuff! Die durchsichtigen Kleider, starken Männer und Affären gehören dahin, wo Frau Burda herkommt, ins Boulevard! So eine Plattform wurde im SPIEGEL bislang nur Schwergewichten eingeräumt.

NINA FREUND, KELKHEIM (HESSEN)

Frau Furtwängler im SPIEGEL, Frau Furtwängler in „Wetten, dass...?“, dann Frau Furtwängler im „Tatort“. Schön, wenn



MARKUS TEDESCHINO / DER SPIEGEL

Schauspielerinnen Furtwängler

alles so gut läuft. Als Nächstes dann vielleicht ein Klick-Button mit Direktabstimmung für „Germany's next Topmodel“?

ALEXANDER KRAMPE, MÜNCHEN

Die Redaktion behält sich vor, Leserbriefe – bitte mit Anschrift und Telefonnummer – gekürzt und auch elektronisch zu veröffentlichen. Die E-Mail-Anschrift lautet: leserbriefe@spiegel.de



Bundesministerium
für Gesundheit

www.bundesgesundheitsministerium.de

Mehr Individualität: Die neuen Pflegeleistungen.



Pflege

DARUM KÜMMERN
WIR UNS

Das Pflege-Neuausrichtungs-Gesetz schafft für Pflegebedürftige und ihre Angehörigen viele Verbesserungen. Durch die Erhöhung von Pflegegeld und -leistungen werden Familien mit pflegebedürftigen Mitgliedern spürbar entlastet. Antworten auf Ihre Fragen zum Pflege-Neuausrichtungs-Gesetz erhalten Sie unter:

030 / 340 60 66 - 02 (montags bis donnerstags von 8 bis 18 Uhr und freitags von 8 bis 15 Uhr)

**FRÜHER SAHST DU
BLENDEND AUS.
JETZT SCHARF.**



DAS IST LUMIA.

Die PureView Kamertechnik mit Carl-Zeiss-Optik und Bildstabilisierung sorgt für verwacklungsfreie Videos auch bei heftigsten Kamerabewegungen.

DAS NOKIA LUMIA 920

#SWICHTOLUMIA



 Windows Phone

NOKIA

© 2012 Nokia. Alle Rechte vorbehalten.
© 2012 Microsoft. Alle Rechte vorbehalten.

Saudi-arabisches Spezialkommando



RÜSTUNG

Rekord-Export nach Saudi-Arabien

Das autoritäre Regime in Saudi-Arabien wird dieses Jahr der wohl größte Empfänger deutscher Rüstungsgüter sein. Dies geht aus einer Aufstellung des Bundeswirtschaftsministeriums über die erlaubten Exporte hervor. Bis zum Stichtag 1. Dezember weisen die Genehmigungen für Saudi-Arabien ein Gesamtvolumen von 1,34 Milliarden Euro aus. Größter Einzelposten ist dabei die Errichtung eines Grenzsicherungssystems durch den Luftfahrt- und Rüstungskonzern EADS mit allein 1,1 Milliarden Euro. Die übrigen Exporte erreichen ebenfalls

Spitzenwerte. Genehmigt wurden 1,2 Millionen Patronen für Handfeuerwaffen, 100 Lenkflugkörper sowie Aufklärungsdrohnen und Zulieferungen für Panzer und Kampfflugzeuge. Saudi-Arabien geriet unlängst in die Schlagzeilen, weil der Bundessicherheitsrat über die Lieferung des Radpanzers „Boxer“ an das Königreich beraten hat (SPIEGEL 49/2012). „Bundeskanzlerin Merkel setzt klare Prioritäten: je schlimmer die Menschenrechtsverletzungen, desto mehr Rüstungsexporte“, sagt der Linken-Abgeordnete und Sicherheitsexperte Jan van Aken.

NIEDERSACHSEN

Tote Leitungen

Kurz vor der Landtagswahl in Niedersachsen ist eines der ehrgeizigsten Infrastrukturprojekte der Regierung gescheitert. 2009 hatte sie EWE Tel beauftragt, die gesamte Telekommunikation der niedersächsischen Verwaltung zu modernisieren. Für rund 164 Millionen Euro sollten Sprach- und Datenverbindungen in ein neues Landesnetz integriert werden. Die Arbeiten kamen nicht voran, wiederholt gab es technische Probleme. Nach Einschätzung von Insidern war das Unternehmen, das eine Tochter des Oldenburgischen Energieversorgers EWE ist, mit der Aufgabe überfordert. Schwierigkeiten gab es zuletzt, als ausgerechnet der Landesbetrieb für Statistik und Kommunikationstechnologie per Fax nicht mehr zu erreichen war. Daraufhin wurde der weitere Umbau zunächst gestoppt. Am vergangenen Freitag einigten sich das Land und EWE Tel, den Vertrag in großen Teilen aufzulösen – nicht zuletzt, weil mittlerweile viele ursprünglich vereinbarte technische Anforderungen veraltet sind.

BUNDESWEHR

KSK an der syrischen Grenze

Die Grünen fordern Aufklärung über einen Einsatz der Bundeswehr an der syrischen Grenze in Jordanien. Erst auf Nachfrage hin hatte das Verteidigungsministerium kürzlich zwei Erkundungsmissionen des geheim agierenden Kommandos Spezialkräfte (KSK) Ende Mai und Ende August eingeräumt. Danach führten die Elitesoldaten in Jordanien Gespräche



Jordanisches Grenzgebiet

über eine mögliche Unterstützung der Armee. Auch wenn das KSK von einem Plan zur Ausbildung von Soldaten vorerst Abstand genommen hat, wirft die Mission für den Abgeordneten Hans-Christian Ströbele Fragen auf: „Die Regierung muss erklären, warum sie deutsche Elitekämpfer heimlich an die syrische Grenze geschickt hat“, fordert er.



Gefährdete Großprojekte wegen fehlender Finanzierung im mittelfristigen Zeitraum

RRX Rhein-Ruhr-Express	4049 Mio. €
Rhein/Main–Rhein/Neckar Neubaustrecke Frankfurt–Mannheim	3614 Mio. €
S-Bahn Köln, S13 Troisdorf–Bonn–Oberkassel	434 Mio. €
S-Bahn Rhein/Main Nordmainisch	304 Mio. €
S-Bahn Rhein/Main Bad Vilbel–Friedberg	271 Mio. €
S-Bahn Rhein/Main, 4-gleisiger Ausbau Frankfurt–Bad Vilbel	226 Mio. €
Gesamt	8898 Mio. €

Gleisanlage in Stuttgart

VERKEHR I

Streckenstreichungen wegen Stuttgart 21?

Die Kostenexplosion beim Bahnhofprojekt Stuttgart 21 wird offenbar langfristig den Ausbau wichtiger Schienenstrecken gefährden. Vergangene Woche hatte Bahn-Vorstand Volker Kefer gegenüber dem Aufsichtsrat des Staatskonzerns eingeräumt, dass sich der Bau des unterirdischen Bahnhofs um mehr als zwei Milliarden Euro verteuern könnte, wovon die Bahn Mehrkosten von 1,1 Milliarden übernehmen wird. Zu derselben Sitzung legte Kefer eine Liste von Ausbauprojekten vor, die auch wegen fehlender Mittel aus dem Bundeshaushalt in den kommenden fünf Jahren nicht mehr finanziert werden können. Die Streichliste („Mengenmäßige Veränderungen im Großprojekte-Portfolio“) enthält sechs Strecken mit einem Volumen von knapp neun Milliarden Euro (siehe Grafik). Ein Bahn-Spre-

cher bestreitet einen Zusammenhang mit der Kostensteigerung bei Stuttgart 21; dies gehe „nicht zu Lasten anderer Infrastrukturprojekte“. Wie die Bahn in den kommenden zehn Jahren ihren Anteil an den Mehrkosten für das ausufernde Milliardenprojekt stattdessen aufbringen will, bleibt bisher im Vagen. Bislang werden derartige Investitionen auch über die Gewinne des vom Bund bezahlten Eisenbahnnetzes finanziert. Das will die Europäische Kommission künftig verhindern. Die Brüsseler Wettbewerbs-hüter haben Ende November ein Vertragsverletzungsverfahren eingeleitet. Begründung: Die Gewinnabführungsverträge im Staatskonzern Deutsche Bahn regelten eine „Quersubventionierung“, die den Wettbewerb im Schienenverkehr verzerre.

VERKEHR II

Energiewende verteuert Bahntickets

Hunderttausende Kunden des öffentlichen Nahverkehrs müssen infolge der Energiewende mit höheren Fahrpreisen rechnen. Dies geht aus einem internen Vermerk des Bundeswirtschaftsministeriums hervor. Hintergrund: Bislang sind Verkehrsbetriebe von der im Erneuerbare-Energien-Gesetz (EEG) festgeschriebenen Umlage weitgehend befreit, die die höheren Herstellungskosten für Strom aus Sonne, Wind oder Biomasse ausgleicht. Doch Bundesumweltminister Peter Altmaier (CDU) hat angekündigt, diese Befreiung nur noch Unternehmen zu gewähren, die im internationalen



Altmaier

Wettbewerb stehen. Die Verkehrsbetriebe wären damit nicht mehr dabei. Entsprechend würden die Preise für S- und U-Bahnen steigen, heißt es in Koalitionskreisen. Die Kosten der Energiewende im kommenden Jahr treffen vor allem Geringverdiener. Ein Haushalt mit einem Einkommen von weniger als 1000 Euro pro Monat muss rund 80 Euro oder 1,3 Prozent seines Einkommens für die höheren Herstellungskosten von Ökostrom aufbringen. Eine Familie aus der obersten Einkommensgruppe würde hingegen nur mit 82 Euro oder 0,2 Prozent des Lohns zusätzlich belastet. Dies geht aus einer neuen Studie des Instituts der deutschen Wirtschaft in Köln hervor. „Die Ungerechtigkeit ist untypisch für öffentliche Abgaben“, kritisiert Studienleiter Hubertus Bardt, „gewöhnlicherweise bezahlt der mehr, der viel verdient.“

MAURIZIO GAMBARINI / DPA

KOMMENTAR

Schizo-Protestbürger

Von Beate Lakotta

Wer in diesen Tagen etwas über das Ansehen der forensischen Psychiatrie und ihrer Patienten erfahren möchte, kann nach Bayreuth fahren. Dort spielt man zurzeit zwei Lehrstücke: Im einen versammeln sich Bürger zu Mahnwachen und Initiativen gegen eine finstere Psychiatrie, die „Unschuldige“ wegsperrt. Im anderen versammeln sich Bürger zu Mahnwachen und Initiativen gegen eine Psychiatrie, die gefährliche, kranke Straftäter auf die Allgemeinheit loslässt.

Ein bisschen schizo, die Protestbürger?

Die Heldenrolle im „Lasst ihn frei!“-Drama ist mit Gustl Mollath besetzt, Deutschlands derzeit berühmtestem Maßregelpatienten, angeblich mundtot gemacht von willfährigen Psychiatern, um zu verhindern, dass er einen Schwarzgeldskandal aufdeckt. Zwar hat der Mann nach Überzeugung des Gerichts seine Frau übel misshandelt und über hundert Autoreifen auf lebensgefährliche Weise manipuliert; zum Sympathieträger avancierte er trotzdem, vermutlich weil er, wenn auch wahnhaft, die Wut der kleinen Leute auf „den Bankenfilz“ und „die Politiker“ auf den Punkt bringt.

Nur zu gut eignet sich sein Fall als Projektionsfläche für alle möglichen Ängste: Opfer falscher Anschuldigungen in einem Rosenkrieg oder versehentlich für verrückt erklärt und weggesperrt zu werden. Antipsychiatrische Affekte sind weit verbreitet, vielen ist die Psychiatrie, zumal die forensische, suspekt, als ginge es dort heute noch zu wie im Film „Einer flog über das Kuckucksnest“.

Im „Sperrt sie weg!“-Stück entfaltet sich der Konflikt an ein paar therapierten Suchtkranken. Die Klinik würde sie entlassen, in eine betreute WG in der Stadt. Das Risiko, dass sie schwere Straftaten begehen, ist nach

fachlichem Ermessen sehr gering. Die meisten sind Bayreuther Bürger, man kann sie schlecht exportieren. Doch in der Stadt will man sie nicht. Menschen fürchten um ihre Sicherheit und die ihrer Kinder. Eine Initiative kämpft gegen die WG. Sollen sie doch in der Maßregel verschimmeln.

Nüchtern betrachtet ist das eine Theater so plemplem wie das andere. Was Mollath betrifft, so wurde seine Unterbringung von einer Strafvollstreckungskammer regelmäßig überprüft. Es gibt dazu jährliche Stellungnahmen der Klinik und weitere von zwei externen Gutachtern, sie haben nachvollziehbar begründet, weshalb sie Mollath weiterhin für krank und gefährlich halten. Der Generalverdacht, Justiz und Psychiatrie brächten mit Husch-husch-Urteilen und -Gutachten mal so eben Bürger für Jahre in die Maßregel, ist nicht nur falsch, er ist schädlich, weil er das Vertrauen in die Institutionen des Rechtsstaats untergräbt.

Der andere Verdacht, nach dem Justiz und Psychiatrie gefährliche Kranke auf die Allgemeinheit loslassen, ist ebenso abstrus. Ein Blick auf die niedrigen Rückfallraten bei entlassenen Maßregelpatienten belegt, dass die Arbeit dieser Institutionen Vertrauen verdient. Trotzdem vergeht kaum eine Woche ohne Proteste gegen die Eröffnung einer forensischen Ambulanz oder die Ansiedlung entlassener Maßregelpatienten.

Und die Justiz? Manchmal lässt sie sich treiben von den irrationalen Ängsten der Bürger. Sie sorgt dafür, dass die Zahl der Untergebrachten in der Maßregel seit Jahren steigt und die Patienten immer länger bleiben müssen. Man kann davon ausgehen, dass dort jede Menge ehemalige Junkies, Exhibitionisten oder Körperverletzer sitzen, die eine bessere Prognose haben als Gustl Mollath.

Für die könnten die Bürger ja mal Theater machen.

Psychiatrie ist vielen suspekt, als ginge es dort zu wie im Film „Einer flog über das Kuckucksnest“.



Originale gesucht.

Für Menschen, die genau wissen, was sie wollen: Chronoswiss Uhren. Gefertigt aus guten Ideen, edelsten Materialien und mit höchster Präzision. Mechanisch und optisch perfekt, kompromisslos in Form und Funktion. Jede Chronoswiss ist ein Unikat.

www.chronoswiss.com



CHRONOSWISS

ROT-GRÜN

Heimlicher Gipfel

Startschuss für die rot-grüne Wahlkampfallianz im Jahr 2013: Bei einem vertraulichen Treffen am vergangenen Donnerstag haben die Spitzen von SPD und Grünen erste Absprachen getroffen. Auf der Tagesordnung standen unter anderem Programme und Zeitpläne. Es war das erste Treffen nach der Kür von SPD-Kanzlerkandidat Peer Steinbrück und der beiden grünen Spitzenleute Katrin Göring-Eckardt und Jürgen Trittin. Außerdem nahmen die Partei- und Fraktionsvorsitzenden Sigmar Gabriel, Frank-Walter Steinmeier, Renate Künast, Claudia Roth und Cem Özdemir teil. „Es geht um ein eindeutig definiertes rot-grünes Angebot für eine neue Regierung“, sagte ein SPD-Stratege. Verbindliche Vereinbarungen wurden allerdings nicht getroffen, weitere Begegnungen sollen folgen.



Steinbrück, Trittin

MARC STEFFEN UNGER

NSU-PROZESS

Wohllebens Gefängnislektüre

Ralf Wohlleben, der wegen Beihilfe zu neun Morden des Nationalsozialisti-

schen Untergrunds angeklagt ist, hat sich Lektüre über ein Verfahren gegen RAF-Terroristen ins Gefängnis bestellt: „Stammheim. Der Prozess gegen die Rote Armee Fraktion“. Der Autor bezweifelt in seinem Buch die Suizide von RAF-Häftlingen und wirft der Justiz vor, durch „Sondergesetze“ die Verteidigung behindert zu haben. Auf

der handschriftlichen Liste, mit der Wohlleben die Bestellung „auf eigene Kosten“ aufgab, fanden sich zudem: „Schwarzbuch der Vertreibung, 1945–1948“, „Feldpostbriefe: Briefwechsel einer Familie im Zweiten Weltkrieg“, eine Leni-Riefenstahl-Biografie und „Das Erbe der Ahnen: Germanische Feste und Bräuche im Jahresring“.

VERBÄNDE

Nazis und Spione

Der Bund der Vertriebenen (BdV) muss sich seiner Geschichte stellen: Es geht um die Kooperation von Vertriebenen-funktionären mit dem Bundesnachrichtendienst (BND) und dessen Vorläufer, der Organisation Gehlen. Der Geheimdienstexperte Erich Schmidt-Eenboom ist in CIA-Unterlagen auf entsprechende Belege gestoßen. Danach wurden gezielt Vertriebene rekrutiert, weil diese Land und Leute hinter dem Eisernen Vorhang kannten, oft mehrsprachig waren und die Sowjetunion meist hassten. So war Rudolf Lodgman von Auen, langjähriger Vorsitzender der Sudeten-



Lodgman von Auen (vorn) 1956

deutschen Landsmannschaft (SL) und 1958 Mitglied im ersten BdV-Präsidium, zeitweilig Agent und hat andere Vertriebene geworben. Laut CIA-Angaben nutzte der Geheimdienst in Absprache mit der SL-Führung den Sudetendeutschen Pressedienst und ab 1955 das Sudetendeutsche Archiv als „Tarnorganisationen“. Auch zahlreiche andere Spitzenvertriebene – etwa das Mitglied der SL-Bundesversammlung Franz Karmasin oder der stellvertretende Vorsitzende der Landsmannschaft Weichsel-Warthe Ludwig Wolff – arbeiteten als hauptamtliche Mitarbeiter oder V-Leute. Eine Studie belegte erst kürzlich, dass beinahe das gesamte Führungspersonal des BdV der ersten Jahre eine Nazi-Vergangenheit hatte (SPIEGEL 47/2012).

NICK HUTTON
LUNA ROSSA SAILING TEAM

LUNA ROSSA
CHALLENGER OF THE 34TH
AMERICA'S CUP



P R A D A

L U N A R O S S A

THE NEW FRAGRANCE FROM PRADA
PRADA.COM



Deutsche-Bank-Chefs Fitschen, Jain: Weg von der Kultur der Gier

Odins Hammer

Die neuen Chefs der Deutschen Bank versprochen einen Kulturwandel, stattdessen werden sie von Ermittlungen und Affären überrollt: Das führende Geldhaus des Landes ist angeschlagen wie selten zuvor. Seine Führung ist es auch.

Es ist der Mittwoch der vergangenen Woche, neun Uhr, Jürgen Fitschen sitzt in seinem Büro in der Vorstandsetage der Deutschen Bank in Frankfurt am Main. Seit Mai führt er neben Anshu Jain das größte Geldhaus des Landes. Fitschen ist guter Dinge an diesem Morgen. Er weiß noch nicht, was sich zur gleichen Zeit ganz unten in den gläsernen Zwillingstürmen abspielt.

20 Einsatzwagen parken vor dem Eingang, später kreist in der Luft ein Hubschrauber – so erzählen Deutsch-Banker. Hunderte Beamte drängen in die Gebäude, Polizisten mit Schusswaffen sichern die mit einem Weihnachtsbaum geschmückte Lobby.

Als Fitschen hört, die Staatsanwaltschaft sei im Haus, fragt er sich noch, was der Grund für den Besuch sein könnte. Aber da stehen die Ermittler schon bei ihm im Zimmer – und sagen es ihm.

Wegen des Verdachts der „schweren Steuerhinterziehung“ werde gegen ihn ermittelt. Er soll eine falsche Umsatzsteuererklärung unterzeichnet haben. Die

Fahnder durchsuchen auch Fitschens mit wenigen Möbeln und einigen exotischen Kunstwerken ausgestattetes Büro, schnell sind sie wieder weg.

So wurde noch kein deutscher Weltkonzern öffentlich von der Staatsgewalt gedemütigt. Wie einen Großeinsatz gegen das organisierte Verbrechen hatte die Frankfurter Staatsanwaltschaft ihre Razzia gegen die Deutsche Bank organisiert. Fünf Manager wurden festgenommen, sie sollen sogar in U-Haft bleiben. Nur einer durfte nach Hause – aus gesundheitlichen Gründen.

Es war eine Demonstration der Stärke auf der einen Seite und der Hilflosigkeit auf der anderen: Die Deutsche Bank, noch immer eines der größten Finanzinstitute der Welt, lange Zeit das Symbol der deutschen Wirtschaft schlechthin, ohne die nichts ging im Land, deren Rat gefragt war bis in höchste Regierungskreise – vorgeführt wie eine Bande Krimineller.

Es geht um Steuerbetrug im Handel mit Emissionszertifikaten, aber auch um

unterlassene Anzeigen wegen Geldwäsche und Strafvereitelung, keine Kleinigkeiten also. Die Härte des Vorgehens ist dennoch beispiellos, offenbar verliert die Justiz die Geduld mit einer Bank, die fast nur noch mit Skandalen Schlagzeilen macht. Besonders spektakulär ist dieser Fall auch deswegen, weil mit dem Co-Vorsitzenden Jürgen Fitschen und dem Finanzvorstand Stefan Krause gleich zwei Vorstände zu den Beschuldigten gehören.

Fitschen ist empört. Er ruft den hessischen Ministerpräsidenten Volker Bouffier an. Was denn der massive Einsatz der Staatsanwaltschaft solle, fragt er. Es habe eine verheerende Wirkung auf das Außenbild des größten deutschen Kreditinstituts, wenn Bilder und Berichte von bewaffneten Polizisten in der Bank um die Welt gingen. Das mache es nicht leichter, im Ausland die besten Mitarbeiter für die Bank zu gewinnen.

Bouffier bleibt ruhig, reagiert kühl. Es sei aus seiner Sicht Aufgabe der Staatsanwaltschaft, den Umfang und die Details solcher Einsätze festzulegen, sagt der



Pas to Pe

Razzia bei der Deutschen Bank am Mittwoch vergangener Woche

CDU-Politiker, da könne er sich nicht einmischen.

Intern macht Fitschen kein Hehl daraus, dass er für den massiven Einsatz der Staatsgewalt kein Verständnis hat. Doch nach außen gibt er sich moderat: „Ich halte das Vorgehen in Teilen für überzogen“, sagt er da.

Es ist eine bittere Ironie, dass nun ausgerechnet gegen ihn ermittelt wird. Der Norddeutsche leitete lange Jahre das Firmengeschäft des Instituts, er gilt als solide, als klassischer Deutsch-Banker, der die alten Tugenden des Hauses vertritt. Deshalb stellte ihn der Aufsichtsrat auch an die Seite des Investmentbankers Jain. Dem allein wollten die Aufseher die Führung des Hauses nicht anvertrauen; einer Bank, die mehr als 100 000 Beschäftigte in über 70 Ländern hat und mehr als 20 Millionen Kunden bedient.

Gemeinsam sollte diese Doppelspitze wiedergewinnen, was die Deutsche Bank in den Jahren seit der Finanzkrise im wahrsten Sinne des Wortes verspielt hatte: das Vertrauen der Kunden und der Öffentlichkeit.

„Vertrauen ist der Anfang von allem“ – so hatte die Bank vor Jahren geworben. Wenn das wahr ist, gilt aber auch: Verlorenes Vertrauen ist der Anfang vom Ende.

Denn wer gibt sein Geld einer Bank, die zockt und dubiose Geschäfte macht? Die im Verdacht steht, die eigenen Kunden betrogen, mit Kriminellen gedealt und die eigene Bilanz manipuliert zu haben?

Gegen all diese Vorwürfe müssen sich Jain und Fitschen wehren. Seit sie im Juni ihr Amt antraten, vergeht kaum ein Monat, manchmal kaum eine Woche, in der nicht neue Vorwürfe gegen die Deutsche Skandal-Bank bekanntwerden.

Heerscharen von Anwälten kümmern sich inzwischen um die vielen Prozesse, Verfahren und Ermittlungen, in die das Institut verstrickt ist. Wie groß das Risiko genau ist, das ihr aus all den Rechtsstreitigkeiten droht, will und kann die Bank wohl auch nicht sagen. Mehrere Milliarden beträgt es in jedem Fall.

Allein eine Milliarde Euro könnte die Niederlage im Kirch-Prozess kosten, der zweite schwere Schlag der vergangenen Woche: Am Freitag entschied das Münchner Oberlandesgericht, dass die Deutsche Bank den Erben des Medienunternehmers Leo Kirch Schadensersatz in noch unbekannter Höhe zahlen muss (siehe Seite 32).

Die Aufarbeitung all der Skandale kostet nicht nur Geld, sondern auch Kraft – und weitere Glaubwürdigkeit. Und das in einer Zeit, in der die Deutsche Bank angeschlagen ist wie lange nicht. Die Gewinne geraten unter Druck, und die Politik droht mit strenger Regulierung. Der SPD-Kanzlerkandidat Peer Steinbrück droht sogar, die Deutsche Bank aufzuspalten.



Einsatzfahrzeuge vor der Zentrale der Deutschen Bank in Frankfurt am Main: Eine Demonstration

Jain und Fitschen wollen diesen Niedergang aufhalten, sie haben der Bank deshalb einen drastischen Kulturwandel verschrieben. Seit Monaten verkünden sie landauf, landab die Botschaft von der neuen Deutschen Bank, die mit der alten nichts mehr zu tun habe: Es ist eine Bank, die stets an die Kunden denkt und die nicht mehr jedes Geschäft macht, das Geld bringt.

„Wir haben ein neues Kapitel in der Entwicklung unserer Bank aufgeschlagen“, schrieb auch Paul Achleitner, der Vorsitzende des Aufsichtsrats, Ende Juni an die „lieben Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter“. Er forderte den Kulturwandel, den es brauche, um das Ansehen der Bank „als Eckpfeiler einer modernen Gesellschaft wiederherzustellen“. Da war gerade bekanntgeworden, dass Mitarbeiter der Bank zusammen mit anderen den Leitzins Libor manipuliert haben sollen.

Das alles seien Altlasten aus einer anderen Zeit, betonten die Vertreter der Bank. Doch mit jedem neuen Skandal stellt sich die Frage, ob nicht auch Fitschen und Jain selbst zu diesen Altlasten zählen. Und ob die Deutsche Bank nicht schon den nächsten Neuanfang braucht.

Fitschen kämpft um seinen Ruf

Der Co-Chef gibt sich kämpferisch. „Wir haben nichts zu verbergen, es ist auch in unserem Interesse, dass der Sachverhalt vollständig aufgeklärt wird“, sagt er. „Wir

werden weiterhin mit der Staatsanwaltschaft kooperieren, die Probleme sind lösbar.“

Tatsächlich geriet Fitschen wohl eher durch Zufall in die Fänge der Justiz. Weil der damalige Chef Josef Ackermann außer Haus war, unterschrieb er die Umsatzsteuererklärung des Jahres 2009, die ihm nun zum Verhängnis werden könnte. Denn die Angaben in dem Papier waren nach Ansicht der Ermittler falsch, weil Mitarbeiter der Bank an einem Fall von Steuerhinterziehung mitgewirkt hätten.

Dubiose Firmen sollen in den Jahren 2009 und 2010 mit Hilfe der Bank im großen Stil Zertifikate für den Ausstoß von Treibhausgasen gehandelt und sich damit unrechtmäßig Steuererstattungen erschlichen haben. Dieses Umsatzsteuerkarussell, in dem hohe Summen rasant von einer Briefkastenfirma zur nächsten gereicht wurden, machte selbst die Ermittler schwindlig.

Möglich war das Konstrukt, weil der Handel mit den Papieren über innereuropäische Grenzen hinweg steuerfrei ist. Das lud zum Missbrauch geradezu ein: Eine Firma in Deutschland kaufte Emissionsrechte bei einem ausländischen Partner, ohne Umsatzsteuer zu entrichten. Über mehrere Stationen reichten die Betrüger die Papiere weiter, um die Spur zu verwischen. Das letzte Unternehmen führte die Verschmutzungsrechte schließlich wieder aus Deutschland aus und ließ



der Stärke – und der Hilflosigkeit

sich vom deutschen Fiskus die Umsatzsteuer erstatten.

Wie aus Dokumenten der Staatsanwaltschaft hervorgeht, fanden die betrügerischen Firmen in der Deutschen Bank willige Partner. Zwischen September 2009 und Februar 2010 erwarb das Geldhaus von vier verdächtigen Firmen Verschmutzungsrechte in großem Stil und konnte so 211 Millionen Euro Vorsteuer geltend machen.

Die Investmentbank versteht sich als eines der weltweit führenden Handelshäuser für Wertpapiere aller Art; was Umsatz bringt, ist daher willkommen. Mitarbeiter der Bank machten mit. Dabei hatte schon Ende 2009 die britische Zoll- und Steuerbehörde HMRC das Kreditinstitut gewarnt, 85 bis 95 Prozent des Emissionshandels seien „mit Betrugs kriminalität behaftet“. Und schon damals ermittelte eine Sonderkommission der Frankfurter Generalstaatsanwaltschaft, die sich den Namen des germanischen Gottes Odin gegeben hat.

Odins Hammer kam schnell: Im Frühjahr 2010 ließen die Ermittler ein Netz dubioser Handelsfirmen hochgehen, sie durchsuchten im Zuge einer Razzia im In- und Ausland auch Räume der Deutschen Bank. Die Ermittler hatten zu diesem Zeitpunkt fünf Mitarbeiter des Kreditinstituts im Verdacht, an dem Karussell beteiligt gewesen zu sein. Doch es waren nicht diese fünf Banker, derent-

wegen die Fahnder mehr als zweieinhalb Jahre später ein zweites Mal aufmarschierten. Diesmal kamen sie mit noch mehr Leuten – und mit neuen Vorwürfen. Es ging ihnen um hochrangige Mitarbeiter der Abteilung, die eigentlich Geldwäsche bekämpfen soll, sie sollen die betrügerischen Handelsgeschäfte wider besseres Wissen genehmigt haben. Und um Mitarbeiter der EDV- sowie der Rechtsabteilung. Sie hätten, so der Vorwurf, Daten verschwinden lassen, die von der Staatsanwaltschaft nach der ersten Razzia 2010 bei der Bank angefordert wurden.

Fünf Haftbefehle brachten die Fahnder nun mit. Zwei EDV-Mitarbeiter, zwei aus der Rechtsabteilung, einen Geldwäsche-Experten setzten sie fest. Sie blieben bis auf einen, der ein Attest vorlegen konnte, auch nach der Vorführung beim Haftrichter in Gewahrsam. Dieses Mal wollten die Fahnder ganz sicher sein, dass ihnen nichts durchgeht.

Der Verrat der ersten Razzia stachelte den Ehrgeiz der Fahnder offenbar zusätzlich an.

.....

Außerdem suchten sie nach Hinweisen auf einen Tipgeber, der die Zertifikatehändler der Deutschen Bank vor dem ersten Besuch der Staatsanwaltschaft am 28. April gewarnt haben soll. Denn vor der Razzia im Frühjahr 2010 war die Bank ganz offensichtlich alarmiert worden. Am Abend des 27. April, ab 20.37 Uhr, wurde ein Firmenkundenbetreuer der Bank, der in den Emissionshandel verstrickt war, von seinem Chef telefonisch auf die am nächsten Tag anstehende Durchsuchung vorbereitet: „Ich wollte nur sagen, wir haben durchaus Hinweise, dass morgen die Staatsanwaltschaft kommen könnte“, kündigte der damalige Leiter eines Marktgebiets seinem Untergebenen an.

Fahnder hatten die Leitung der beiden Banker angezapft und protokollierten das Gespräch. Der Vorgesetzte ließ darin durchblicken, dass die Bank wohl nicht nur eine Quelle habe. Die Information sei ihnen so zugetragen worden, über fünf verschiedene Kanäle, ließ er seinen Mitarbeiter wissen.

In dem Gespräch ging es unter anderem darum, dass die Ermittler möglichst nicht mitbekommen sollten, dass die Bank vorgewarnt war. Der Vorgesetzte riet, auf keinen Fall den Eindruck zu erwecken, dass man sich auf das Thema vorbereitet oder schnell Maßnahmen ergriffen habe.

Wahrscheinlich würden die Ermittler nach dem Laufwerk des Computers fragen und sich eine Kopie ziehen, erläuterte der Vorgesetzte weiter. Wichtig sei, dass auf Seiten der Bank immer ein Jurist dabei sei, der sich mit so einem Thema auskennt. Man solle ansonsten unbefangen mit dem Thema umgehen.

Der Verrat vor der ersten Razzia stachelte den Ehrgeiz der Ermittler offenbar zusätzlich an. Außerdem fühlen sie sich von der Deutschen Bank hintergangen. Die habe, so der Vorwurf, nach der ersten Razzia nicht so akribisch kooperiert, wie sie behauptet.

Ende April 2010 hatten das Bundeskriminalamt und Juristen der Deutschen Bank einen schriftlichen Katalog erstellt, welche Informationen der Geldkonzern den Behörden zu dem Umsatzsteuerkarussell noch liefern sollte: E-Mails, Dokumente, Tabellen und Präsentationen rund um 40 Beschäftigte der Bank.

Das Geldhaus lieferte im Spätsommer 2010 mehrere Festplatten mit knapp einem Terabyte Daten. Dann hörte die Bank fast zwei Jahre lang nichts. Im Mai 2012 meldete sich die Staatsanwaltschaft und warf dem Konzern vor, es gebe in den angeforderten Daten Lücken. Einen Teil der Informationen lieferte die Bank nach, manche – so die Sicht des Instituts – ließen sich zwei Jahre später jedoch nicht mehr rekonstruieren, zumal die Daten teilweise bei Siemens und IBM ausgelagert gewesen seien – während die

Staatsanwaltschaft davon ausgeht, dass eine Sicherung der Daten bei der Bank möglich gewesen wäre.

Außerdem wirft sie der Bank vor, sie habe absichtlich Material verzögert und unvollständig gesichert und erst dann übergeben, so dass Mitarbeiter die Gelegenheit gehabt hätten, beispielsweise E-Mails zu löschen. Insgesamt handele es sich um 20 000 gelöschte Objekte. Von neun Mitarbeitern seien überhaupt keine Mails geliefert worden. Auch seien bei allen E-Mail-Konten Mails entgegen der Versicherung der Bank vor der Übergabe an die Ermittler noch einmal geöffnet worden. Das geht aus einem Beschluss der Staatsanwaltschaft Frankfurt hervor.

Die Ermittler sollen jedoch auch selbstverschuldete Probleme mit der Datenverarbeitung gehabt haben. „Die sind im Datenmüll ertrunken“, sagt ein Insider.

Auch mehrere Gespräche zwischen einem von der Bank engagierten Rechtsanwalt und Ermittlern trugen nicht dazu bei, die Differenzen auszuräumen. Vielmehr wirft die Staatsanwaltschaft der Bank vor, sie habe über den Rechtsanwalt den Grund für die Unvollständigkeit der Daten verschleiert.

Schließlich reichte es den Fahndern. Sie marschierten in die Zwillingstürme ein.

Als sie Fischen dort die Vorwürfe gegen ihn und seinen Finanzvorstand vorlasen, war der Manager perplex. Zwischen Mai und Oktober 2010, fast ein halbes Jahr lang, hatte die Bank durch die Kanzlei Clifford Chance prüfen lassen, ob sich ihre Mitarbeiter im Zusammenhang mit dem Zertifikatehandel etwas zuschulden kommen ließen. Ihr damaliges Zwischenergebnis: Es handle sich wohl höchstens um leicht fahrlässiges Verhalten.

Deshalb könne die Deutsche Bank in der Umsatzsteuererklärung für 2009 die Vorsteuer für die Emissionshandelsgeschäfte geltend machen, erklärte das Institut dem Finanzamt und reichte im Dezember 2010 die Umsatzsteuererklärung ein. Sie gelte unter dem Vorbehalt, dass es sich um vorläufige Erkenntnisse handle, fügten die Banker hinzu. Einblick in

Ermittlungsakten hatten sie zur Zeit ihrer Untersuchung noch nicht. Als die Staatsanwaltschaft Frankfurt im Sommer 2011 Anklage gegen die betrügerischen Handelsfirmen erhob, änderte sich auch die Einschätzung der Deutschen Bank. Sie korrigierte ihre Steuererklärung. „Anders als die Staatsanwaltschaft vertritt die Deutsche Bank die Auffassung, dass diese Korrektur rechtzeitig erfolgte“, erklärte die Bank.

Das Unternehmen habe zu spät korrigiert, sagt dagegen die Staatsanwaltschaft. Die Ermittler kamen schon nach ihren ersten Recherchen zu dem Schluss, dass die Deutsche Bank tief in die Sache



Finanzvorstand Krause
Vorgeführt wie eine Bande Krimineller

verstrickt war – und das auch schon 2009 gewusst haben musste.

Die Verantwortlichen hätten doch „zumindest erkennen können, dass sie in ein Betrugsverfahren eingebunden sind“, hielt ein leitender Steuerfahnder des Finanzamts Frankfurt I schon Ende 2009 in einem internen Vermerk fest: Schließlich seien der Bank die Emissionspapiere regelmäßig auffällig billig angeboten worden – zu Preisen, die unter den Kursen der Leipziger Börse gelegen hätten. Jeder seriöse Verkäufer hätte das Geschäft zu dem besseren Preis über die Börse abgewickelt, statt die Papiere der Bank für weniger anzubieten.

Wenige Wochen später hatten die Fahnder schon so viel belastendes Material zusammengetragen, dass die Generalstaatsanwaltschaft in Frankfurt ihr Ermittlungsverfahren auch formal auf „Verantwortliche der Deutschen Bank AG“ ausweitete. Es lägen „objektive Unterstützungshandlungen“ der Bank vor, diagnostizierte der ermittelnde Oberstaatsanwalt Thomas Gonder. Einige Deutsch-Banker hätten ganz offensichtlich „vorsätzliche Hilfe“ zur bandenmäßigen Steuerhinterziehung geleistet.

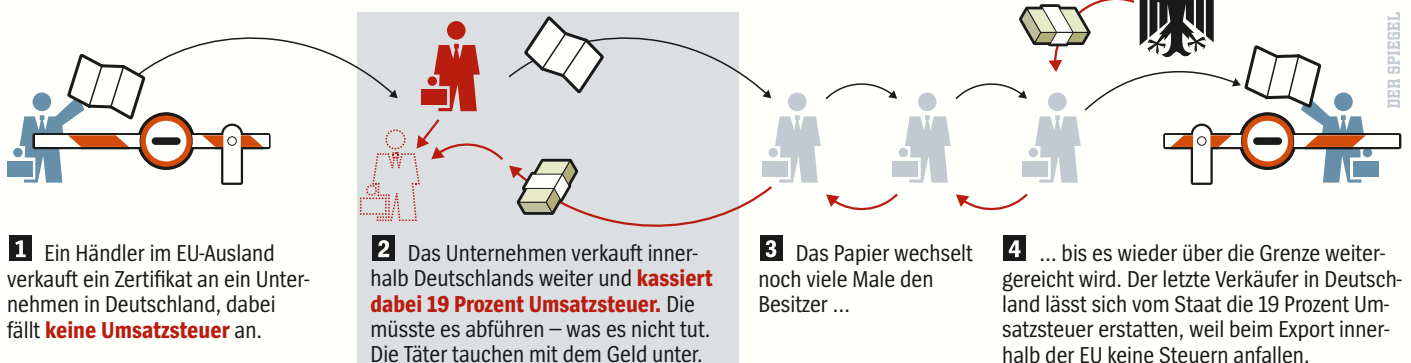
Dabei hatten die Fahnder zu diesem Zeitpunkt noch nichts gefunden, was nicht auch die internen Ermittlungen der Bank einige Monate später problemlos hätten aufdecken können. Denn einige der Firmen, die beim Umsatzsteuerkarrussell mitspielten, wickelten ihre Geschäfte praktischerweise auch gleich über Konten bei der Deutschen Bank ab. Anhand der Kontobewegungen, die von der Bank mit einem Knopfdruck nachzuvollziehen gewesen wären, hätte sich der Verdacht der Steuerhinterziehung „geradezu aufdrängen“ müssen, urteilten die Fahnder.

Da gab es etwa die neugegründete Mini-Firma Lösungen 360 GmbH, die sich binnen weniger Wochen zu einem Haupthandelspartner der Bank im Zertifikatehandel entwickelte und ihr immer neue Papiere zum Schnäppchenpreis andiente.

Im August 2009 überwies die Bank der Firma dafür innerhalb von drei Tagen mehr als 13 Millionen Euro auf das Firmenkonto. Kurz darauf war das Geld von diesem Konto fast komplett abgeräumt und in Richtung London verschwunden. Für die Umsatzsteuer, die die Vorlieferanten eigentlich hätten zahlen müssen, war schlicht nichts mehr da. Trotzdem machte die Bank für sich die Erstattung der Steuer in Höhe von rund 2,5 Millionen Euro ungerührt beim Fiskus geltend.

Ein anderes Mal erhielten die Deutsch-Banker die Zertifikate für 30 000 Tonnen CO₂ von einer Klitsche namens Shafiq Handelsgesellschaft, die nach Erkenntnissen der Ermittler bis dahin nur als „Be-

Steuerkarussell Wie Unternehmen das Finanzamt um die Umsatzsteuer betrügen





Europas
Beste Airline

Globally Yours

TURKISH
AIRLINES



FLIEGEN MIT DEN BESTEN



Die besten Spieler der Welt genießen unsere Business Class mit dem Komfort von 180° Flachbett-Sitzen, kulinarischen Köstlichkeiten, die von fliegenden Chefköchen* zubereitet werden und unsere allseits bekannte türkische Gastfreundschaft.

Wenn auch Sie der Meinung sind, das Beste zu verdienen, fliegen Sie mit Europas Bester Airline, Turkish Airlines.



*Der fliegende Chef-Koch-Service ist auf Flügen von einer Dauer von mehr als 8 Stunden verfügbar.



facebook.com/TurkishAirlinesDE



twitter.com/tk.de |

A STAR ALLIANCE MEMBER

treiberin einer Imbissstube in Heidelberg“ aufgefallen war. Das schien den Bankleuten dann aber wohl doch etwas zu heiß. Sie schickten die Zertifikate lieber zurück. Kurz darauf allerdings kamen dieselben Papiere auf dem klassischen Weg über die Lösungen 360 GmbH wieder zur Bank – und wurden wie selbstverständlich akzeptiert.

Den Fahndern erschien es schlicht „nicht vorstellbar“, dass Deutschlands größter Geldkonzern Millionengeschäfte mit Firmenklitschen machen könnte, deren Seriosität und Bonität er so gut wie nicht geprüft hat. Sonst wäre der Bank zweifellos aufgefallen, dass ihre wichtigsten Zertifikatlieferanten weder Referenzen vorweisen konnten noch über eigene Büroräume verfügten – und zum Teil nicht einmal über Geschäftsführer mit deutschem Wohnsitz, an die man sich bei zivilrechtlichen Streitereien hätte halten können.

Tatsächlich hätte sich den Verantwortlichen bei der Deutschen Bank nicht nur die Frage aufdrängen müssen, wie denn solche dubiosen Firmen an die Mittel gekommen sein könnten, für die Bank Emissionszertifikate im dreistelligen Millionenwert beschaffen zu können, notierte Chefermittler Thomas Gonder bereits im Januar 2010: „Ihnen musste auch der betrügerische Hintergrund der Geschäfte bewusst gewesen sein.“

Die Bank erklärt dazu, sie habe aus damaliger Sicht über angemessene Kontrollprozesse verfügt, die darauf abzielten, nur mit sauberen Kunden Geschäfte zu machen. Man habe ja auch Kunden abgelehnt.

Anshu Jains toxische Altlasten

Auch wenn gegen Fitschen nun ermittelt wird: Mit den Geschäften, um die es in dem Verfahren wirklich geht, hatte er in

der Vergangenheit nichts zu tun. Die fielen in den Zuständigkeitsbereich seines heutigen Co-Chefs Anshu Jain – wie so viele Altlasten, die sich mittlerweile als toxisch erweisen.

Der gebürtige Inder baute von London aus das Investmentbanking der Deutschen Bank aus. Er machte das Institut zu einer Institution in der Welt des schnellen Geldes. Sie sollte in einer Liga mit den ganz Großen des Gewerbes spielen.

Das hat Jain tatsächlich geschafft. Aber um welchen Preis?

In seinem Untersuchungsbericht zu den Ursachen der Finanzkrise greift der amerikanische Senat nur zwei Banken heraus, deren Geschäfte mit toxischen Papieren eine „Schlüsselrolle in der Finanzkrise“ gespielt hätten: Goldman Sachs und die Deutsche Bank.

Immer mehr wird die Bank nun eingeholt von diesen zweifelhaften Geschäften. In den USA wird das Frankfurter Institut anhaltend mit Klagen überzogen: von einem niederländischen Pensionsfonds über Versicherungen bis hin zu anderen Banken. Manche wollen ihr investiertes Geld zurück, andere fordern Schadensersatz. Auch da geht es um Milliarden.

Die Vorwürfe sind immer die gleichen, und fast überall taucht das Wort „Betrug“ auf: Die Deutsche Bank soll bei ihren milliardenschweren Geschäften mit Immobilienkrediten gelogen, betrogen und hintergangen haben. Sie soll ihre Kunden geprellt und sich dabei bereichert haben. Sie soll wilder gezockt und dabei weniger moralische Verantwortung gezeigt haben als viele andere.

Immer wieder laufen neue Klagen gegen die Frankfurter auf, auch von vielen US-Bürgern, die ihr Eigenheim verloren haben. Mehrere Staatsanwaltschaften ermitteln wie auch die amerikanische Börsenaufsicht SEC.

Im Sommer reichte eine Gesellschaft mit Sitz in Irland vor einem Gericht in New York eine Klage gegen die Deutsche Bank ein. Die Gesellschaft, sie trägt den Namen Sealink Funding, wirft ihr Betrug vor. Der Fall ist besonders pikant. Denn hinter der Klage steht letztlich der Freistaat Sachsen. Es geht um deutsches Steuergeld – und um einen der größten deutschen Skandale der Finanzkrise: die Beinahe-Pleite der Landesbank Sachsen. Laut der Klageschrift trägt die Deutsche Bank an dem Desaster erhebliche Mitschuld.

In den Jahren vor der Finanzkrise hatte die Sachsen LB groß mitspielen wollen im Markt für verbrieft Immobilienkredite. Sie gründete dafür eigens eine Tochtergesellschaft in Irland.

Die Folgen waren katastrophal. Am Ende liefen Milliardenverluste auf. Bankvorstände wurden angeklagt, Politiker aus dem Amt gejagt. Die Landesbank Sachsen musste Ende 2007 in einem Notverkauf durch die Landesbank Baden-Württemberg gerettet werden. Doch ausgeschlossen davon waren ausdrücklich die toxischen Wertpapiere, die das Drama ausgelöst hatten. Sie wurden ausgelagert in eine Gesellschaft, für die nun der Staat haftet: Sealink.

Noch immer zahlt der Freistaat für die Giftpapiere: Der Steuerzahler muss für bis zu 2,75 Milliarden Euro bürgen. Bisher wurden über 400 Millionen Euro Garantiezahlungen fällig. Allein in den ersten neun Monaten 2012 musste das Bundesland rund 150 Millionen Euro Ausfälle bei Sealink zahlen.

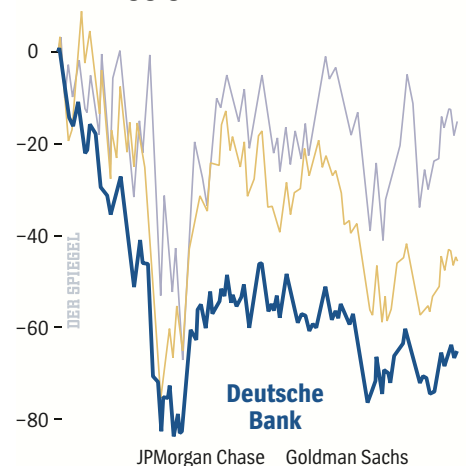
Die Klageschrift von Sealink offenbart nun, woher ein erheblicher Teil der Wertpapiere stammt, die die Sachsen LB in den Abgrund rissen: von der Deutschen Bank. Rund 960 Millionen Euro an sogenannten Residential Mortgage Backed Se-



Bankchef Ackermann am 31. Mai: Das Vertrauen der Öffentlichkeit verspielt

Breite Streuung

Kursentwicklung ausgewählter Bankaktien, Veränderung gegenüber 1. Juli 2007, in Prozent



2007 | 2008 | 2009 | 2010 | 2011 | 2012
Quelle: Thomson Reuters Datastream



Handelsraum der Deutschen Bank in New York: Eine Institution in der Welt des schnellen Geldes

LANCASTER/VERASIMAGES/AG. FOCUS

curities hatte das Frankfurter Institut den Zweckgesellschaften der Sachsen LB alleine 2006 und 2007 angerechnet.

Die Entscheidung, in die Papiere zu investieren, sei „zu einem substantiellen Teil gefallen wegen der Rolle der Deutsche Bank“. Zu Deutsch: Man habe darauf vertraut, dass die Papiere solide seien, weil das größte Institut der Republik daran beteiligt war.

Doch tatsächlich seien die Wertpapiere „von schlechter Qualität“ gewesen, „und die Deutsche Bank wusste es“. Mehr noch, sie habe absichtlich „einen falschen Eindruck erweckt“. Das Verhalten der Bank sei „dreister Betrug“.

So steht das auf rund 140 Seiten, detaillierte Vorwürfe, wie die Händler des Frankfurter Instituts die Käufer der Sachsen LB angeblich absichtlich hinters Licht geführt hätten. Alle Papiere seien heute nur noch „Junk“, Müll, die Verluste „substantiell“, und schuld daran sei neben einer Reihe anderer Großbanken, die ebenfalls verklagt wurden, die Deutsche Bank, die die Papiere mit miesen Hypotheken vollgeladen und ihre Kunden nicht gewarnt habe.

Deswegen sollen die Geschäfte nun „rückgängig“ gemacht werden. Soll heißen: Die Deutsche Bank soll Hunderte Millionen Dollar zurückerstatten. Der Konzern weist die Vorwürfe zurück. „Die Deutsche Bank hält die Klage für unbegründet und wird sich mit allen rechtlichen Mitteln verteidigen.“ Immer wieder gibt

es vergleichbare Fälle, immer wieder tauchen auch neue Vorwürfe auf: Die Vergangenheit lässt die Frankfurter nicht ruhen.

Vor wenigen Tagen erst warf der frühere Mitarbeiter Eric Ben-Artzi dem Geldhaus öffentlich vor, komplizierte Derivategeschäfte in der Finanzkrise falsch verbucht und so Verluste von mindestens vier Milliarden Dollar vermieden oder verschleiert zu haben (SPIEGEL 50/2012).

Seit zwei Jahren liegt der Fall bei der US-Börsenaufsicht SEC, die sich bisher nicht dazu geäußert hat. Käme es zu einer Strafe für die Deutsche Bank, könnte Ben-Artzi auf eine hohe Belohnung als Whistleblower (interner Informant) hoffen. Die Deutsche Bank weist die Vorwürfe energisch zurück, sie habe sie durch eine externe Kanzlei und Wirtschaftsprüfer untersuchen lassen. Auch die deutsche Finanzaufsicht BaFin beanstandete die Praxis nicht.

Doch Ben-Artzi will nicht lockerlassen. Er hat vorgeschlagen, seine Argumente und Berechnungen dem Aufsichtsrat der

Deutschen Bank persönlich zu präsentieren – bei der nächsten Sitzung des Gremiums. „Dr. Ben-Artzi glaubt, dass die Aufsichtsräte bislang noch keinen akkuraten und vollständigen Überblick über alle Fakten und rechtlichen Aspekte bekommen haben“, so Jordan Thomas, der Anwalt von Ben-Artzi.

In dem Kontrollgremium gibt es zwar unterschiedliche Meinungen zu diesem Angebot. Aber in Aufsichtsratskreisen heißt es, Oberkontrolleur Achleitner denke nicht daran, Ben-Artzi noch einmal eine Bühne für seine Vorwürfe zu geben. Er hält sie für ungerechtfertigt.

Am Aufsichtsratschef hängt viel in diesen Tagen und Wochen. Achleitner war Finanzchef der Allianz und zuvor Deutschland-Chef von Goldman Sachs. Er kennt die Branche und ist doch unbelastet von den alten dubiosen Geschäften. Seine Aufgabe ist es nun, aufzuklären, was die Bank sich und ihrer Führung tatsächlich vorzuwerfen hat.

Im Fall Libor hat sich Achleitner mit Blick auf die Rolle der Führung bereits festgelegt. An den Libor-Zinsen, die aus Eingaben von großen Geschäftsbanken vom britischen Bankenverband ermittelt werden, hängen weltweit Finanzgeschäfte im Volumen von vielen Billionen Dollar. Diese Zinssätze soll ein Kartell von Händlern aus zahlreichen Banken, darunter die Deutsche Bank, zum eigenen Nutzen beeinflusst haben. Auch die Euribor-Zinsen, das Pendant zum Libor in der Euro-

Der Aufsichtsratschef muss aufklären, was die Bank sich und ihrer Führung vorzuwerfen hat.

.....



SARAH GIRNER / DER SPIEGEL

Anwalt Thomas, Informant Ben-Artzi: „Die Aufsichtsräte haben noch keinen vollständigen Überblick über die Fakten bekommen“

Zone, sollen Gegenstand von Manipulationsversuchen gewesen sein.

Wird die Deutsche Bank ähnlich hart bestraft wie ihre Wettbewerber, wird es für sie teuer werden. Barclays legte im Sommer die Auseinandersetzung mit britischen und amerikanischen Behörden für 468 Millionen Dollar bei. Die Schweizer Großbank UBS soll sogar vor einer Strafzahlung von rund einer Milliarde Dollar stehen – obwohl sie früh mit den Behörden kooperierte und dafür bei einigen Aufsichtern eine Art Kronzeugenstatus erhielt.

Einen solchen Status hat bei der EU-Kommission auch die Deutsche Bank. Doch die US-Behörden und die britische Finanzaufsicht ermitteln ebenfalls gegen die Frankfurter. Die BaFin steht kurz vor dem Ende einer Sonderprüfung, im Frühjahr will sie ihre Ergebnisse auswerten.

Ob schließlich auch Anshu Jain oder einer seiner Leute aus dem obersten Management durch die Affäre belastet werden, ist offen. In Jains früherem Bereich Global Markets wurden die Libor-Sätze ermittelt. Achleitner hat erklärt, aktuelle und ehemalige Vorstandsmitglieder seien nicht verwickelt gewesen. Die BaFin hat sich darauf noch nicht festgelegt.

Die Angst vor dem Abstieg

Natürlich gilt in jedem dieser Fälle die Unschuldsvermutung, noch ist kein

Deutsch-Banker verurteilt worden, und gegen Jain wird nicht ermittelt. Was am Ende all dieser Affären und Skandale an juristisch Verwertbarem übrig bleibt, ob und in welcher Höhe es zu Strafen kommt, ist ebenfalls offen. Und doch zeigt die Fülle der Fälle, dass sich die Bank tatsächlich, wie Jain und Fitschen es bisher nur angekündigt haben, grundsätzlich ändern muss.

Für die Führung wird das mit jedem Fall, der sie selbst belastet, nicht leichter. Zwar geben Jain und Fitschen immer wieder die Parole aus, wer den Kulturwandel nicht mittrage, habe in der Bank keine Zukunft. Sie wollen Mitarbeitern, die gegen die Prinzipien der Bank verstoßen, notfalls die Boni kürzen oder sie rauschmeißen, heißt es. Das Ziel, im Wettbewerb ganz oben mitzuspielen, solle kein Alibi mehr sein, ethische Grundsätze zu missachten.

Aber können die neuen Chefs überhaupt so hart vorgehen? Der Fall Ben-Artzi lässt erahnen, wie Mitarbeiter reagieren, wenn sie sich zu Unrecht vor die Tür gesetzt fühlen. Der Whistleblower greift mit seinen Vorwürfen den Ruf der Bank an und führt zudem einen Arbeitsrechtsprozess.

Doch Jain und Fitschen stehen noch vor einem weiteren Problem: Wie kommt das an in der Belegschaft, wenn die Pre-

diger des Wandels selbst ins Visier der Ermittler geraten?

„Die Bewältigung der Vergangenheit erschwert es uns, die Zukunft und den Kulturwandel in dem Tempo zu gestalten, wie wir das gern hätten“, räumt Fitschen ein. Insofern hat die Razzia der vergangenen Woche, die die Bank stundenlang erstarren ließ, Symbolkraft. Viele Mitarbeiter der Bank empfinden ein Gefühl der Lähmung.

„Wie sollen die Leute in den Filialen ihren Kunden erklären, dass die Bank, der sie ihr Geld anvertrauen, wegen des Verdachts der schweren Steuerhinterziehung von bewaffneten Polizisten besetzt wird?“, fragt eine Mitarbeiterin.

Die Schlagzeilen über Ermittlungen gegen das Institut drohen die Geschäfte zu belasten. Ausgerechnet jetzt, da es für Banken ohnehin schwieriger wird, Geld zu verdienen. Nur einen Tag nach der Razzia warnte die Deutsche Bank, Sonderposten würden sich im Schlussquartal des Jahres „signifikant negativ“ auf den Gewinn auswirken.

Auch das ist – wie die Scharmützel mit Staatsanwälten und Schadensersatzklägern – eine Spätfolge früherer Exzesse: Viele Geschäfte werden für die Banken teurer oder fallen ganz weg, weil Regierungen neue Gesetze geschrieben haben oder weil an manchen Erfindungen der



DANIEL ROLAND / AFP

Demonstrant vor der Deutschen Bank: Viele Kunden fühlen sich übervorteilt

Finanzindustrie schlicht niemand mehr Interesse hat. Deshalb bauen Fitschen und Jain Tausende Stellen ab, legen Bereiche zusammen und werfen alte Wertpapiere auf den Markt, um Risiken zu reduzieren. Das soll die Gewinne auf Dauer sichern – aber erst einmal kosten die Aktionen Geld.

Wenn ein Konzern schrumpft und spart, brechen Verteilungskämpfe aus. Sparen müssen alle, auch die Bereiche, die mit den Exzessen vor der Finanzkrise wenig zu tun haben. Und auch sie trifft der Reputationsverlust, den die Deutsche Bank derzeit erleidet.

Mitarbeiter des Privatkundengeschäfts schimpfen deshalb auf die Kultur der Gier, die im Investmentbanking geherrscht habe. „Und jetzt wird eine neue Bescheidenheit für alle verordnet“, klagt ein Arbeitnehmervertreter. „Aber die da unten in den Filialen waren nicht gierig. Und der Leistungsdruck ist ja nicht geringer geworden, im Gegenteil.“

Zwar beschwört das Triumvirat an der Spitze, die Angriffe von außen ließen die Belegschaft der Bank enger zusammenrücken. Und Oberaufseher Achleitner verteidigt Jain und Fitschen gern mit dem Argument, sie könnten eine Erneuerung glaubwürdiger vertreten, gerade weil sie die Fehler der Vergangenheit kennen und ihre Folgen heute persönlich zu spüren

bekämen. Doch die Belegschaft ist gespalten, selbst im Aufsichtsrat gibt es Kritiker, die vor allem bezweifeln, dass Jain den Wandel glaubwürdig verkörpern kann. Vertreter dieser Fraktion hatten ihre Hoffnungen in Fitschen gesetzt und empfinden es als fatal, dass nun auch er ins Visier der Ermittler geraten ist.

Unübersehbar ist, dass die Entfremdung zwischen Politik und Deutscher Bank mit jeder Affäre wächst. SPD-Chef Sigmar Gabriel kommentierte das rabiate Vorgehen der Staatsanwälte in der vergangenen Woche mit den Worten, es sei „ein richtig gutes Zeichen, dass die Staatsanwälte ohne Ansehen von Person oder großen Namen ermitteln“. Man müsse den Banken zeigen, dass „sie sich im Irrtum befinden, wenn sie denken, sie stünden oberhalb des Gesetzes“.

Auch Grünen-Chef Jürgen Trittin, der in einer möglichen rot-grünen Regierung

„Der Fisch stinkt vom Kopf her. Das gilt auch für die Vorstandsetage der Deutschen Bank.“

.....

wohl gern Finanzminister werden würde, griff das Top-Management hart an. „Die Deutsche Bank hat sich immer gerühmt, keine Staatshilfe angenommen zu haben. Jetzt hilft ihr die Staatsanwaltschaft bei der Offenlegung möglicher krimineller Machenschaften.“ Fitschen und Jain seien bisher an dem Anspruch gescheitert, einen Wandel einzuleiten. „Der Fisch stinkt vom Kopf her. Das gilt auch für die Vorstandsetage der Deutschen Bank.“

In der Bank herrscht derweil tiefe Verbitterung über die Attacken aus Berlin. Dieselben Politiker, die sonst bei jeder Gelegenheit die Investmentbanker um Hilfe riefen, schlugen im nächsten Moment öffentlich auf sie ein, heißt es in Vorstandskreisen. Wenn es um Rat in der Euro-Krise oder Schuldenrückkaufprogramme für Griechenland gehe, kämen sie an der Deutschen Bank nicht vorbei, zugleich aber demonchiere man sie.

„Man muss sich einmal die Frage stellen, ob wir in Deutschland noch eine globale Bank haben wollen, die deutsche Unternehmen in aller Welt begleiten kann“, sagt ein hochrangiger Manager der Bank. Darin klingt auch die Angst der Frankfurter Finanzprofis mit, die Angst vor dem Abstieg.

MATTHIAS BARTSCH, MARTIN HESSE, ARMIN MAHLER, JÖRG SCHMITT, THOMAS SCHULZ



Anwälte der Deutschen Bank*: „Alles wäre so abgelaufen, wie es abgelaufen ist“

TOBIAS HASE / DPA

Eine Leiche erschossen?

Nun hat die Deutsche Bank auch noch einen Prozess verloren: Das Oberlandesgericht München schlug sich auf die Seite der Kirch-Erben. Das kann richtig teuer werden. *Von Gisela Friedrichsen*

Manchmal sagt der Ort etwas aus über die Sache, die dort verhandelt wird. Hier ist es die oberste Etage, der Speicher, der dem Oberlandesgericht (OLG) München fast zwei Jahre lang als Schauplatz diente für die Aufarbeitung einer der größten Pleiten der deutschen Nachkriegsgeschichte – der inzwischen zehn Jahre zurückliegenden Insolvenz des Medienimperiums von Leo Kirch. Dort, wo sich einst vermutlich Mäuse an modrigen Aktenbergen gütlich taten, standen als Beklagte die Deutsche Bank und Rolf-Ernst Breuer, von 1997 bis 2002 Vorstandssprecher des Geldinstituts in Frankfurt am Main, ein Mann also aus dem vormaligen Spitzenmanagement. Die Kirch-Seite verlangt Schadensersatz in Milliardenhöhe. Auch das ist oberste Etage.

Am Freitagnachmittag wurde dieser Anspruch vom 5. Zivilsenat als „dem

Grunde nach“ gerechtfertigt bezeichnet. Das heißt, die Schadenshöhe ist noch unbekannt, sie muss erst noch errechnet werden. Der Senat will zwei Gutachter dazu beauftragen. Ein Schelm, wer denkt, es werde am Ende nur um Peanuts gehen. Die Kirch-Leute beglückwünschten sich schon freudig. Es gibt Geld! Auch das noch. Ein jeder Tag ist zurzeit für die Deutsche Bank schwärzer als der vorige.

Links im Saal also die nonchalanten Deutsch-Banker und ihre Berater, die sich hinter den Anwälten der Großkanzlei Hengeler Mueller drängten. Man trug, ob mit oder ohne Robe, Frankfurter Uniform: Anthrazit oder Schwarz, hellblaues Hemd und rosa Krawatte aus teuerster Seide. Oder silberblau. Und man operierte in geschliffenen Schriftsätzen nach mathematischer Logik: Wenn x gleich a und y gleich b, dann ist c gleich – ja was? Nichts bedeutete es. „In München kann man das Verlieren wieder lernen“, sagte

einmal ein renommierter Wirtschaftsanwalt aus dem Norden.

Häufig stand Breuer vorn aufrecht wie ein Heerführer. Er hatte das berühmte Interview gegeben anlässlich des Weltwirtschaftsforums in New York 2002, als er gegenüber Bloomberg TV auf die unerwartete Frage nach weiterer Finanzhilfe für den taumelnden Medienriesen Kirch sagte: „Was alles man darüber lesen und hören kann, ist ja, dass der Finanzsektor nicht bereit ist, auf unveränderter Basis noch weitere Fremd- oder gar Eigenmittel zur Verfügung zu stellen.“ Dieser Satz, der nach Auffassung der Bank nur zusammenfasste, was damals jeder Interessierte wissen konnte, soll Kirch in den Ruin getrieben haben.

Für die klagende Gegenseite ist Breuer seither, über den Tod des Patriarchen Kirch hinaus, der gewissenlose Zerstörer eines einmaligen Lebenswerks und überdies die Inkarnation von bankentypischer Geldgier und Skrupellosigkeit. Die Brauen meist hochgezogen, die Augen nur einen Spalt offen, den Mund verkniffen, stand Breuer unbewegt da, bis alle sich auf Wunsch des Gerichts setzen mussten. Nahm er einen Schluck Wasser, so tat er dies wie einer, der es nicht gewohnt ist, aus Plastikflaschen zu trinken.

Dieser Front gegenüber und jenseits eines unsichtbaren, gleichwohl nicht überbrückbaren Grabens das bayerische La-

* Luidger Röckrath, Markus Meier, Peter Heckel.

ger. Peter Gauweiler, weißes Hemd, weiße Krawatte, weißes Haar, weißer Schnurrbart, fast verschwindend zierlich neben seinem Kanzleipartner Wolf-Rüdiger Bub. Ein Anwaltsduo, wie von Ludwig Thoma oder Lion Feuchtwanger erfunden: hoch erfahren, intellektuell wendig, mit Lust an hinterhältigem Taktieren, politisch vernetzt bis in höchste Kreise, wissenschaftlich ausgewiesen und auch noch einnehmend leutselig. Ein Heimspiel. Bavarität eben, wie Gauweiler sich auszudrücken pflegt.

An der Stirnseite des Raums die drei Richter. Nicht nur im Sprachduktus und physiognomisch dem bayerischen Lager nahe der Vorsitzende Richter Guido Kotschy mit dem Berichterstatter Andreas Harz, beide einst in der Wolle gefärbte Staatsanwälte. In einigem Abstand daneben Beisitzerin Christa Schwegler.

Kotschy versuchte erst gar nicht, seinem Naturell wenigstens den Anschein von Neutralität zu geben. Aus seiner Abneigung gegen die Welt der gläsernen Bankentürme und Marmorfoyers sowie dieser Anwälte aus dem Reich des Mammon machte er keinen Hehl. Wie das Verfahren ausgehen würde, war schon am ersten Sitzungstag zu ahnen.

Man habe „alles nochmals sorgfältig betrachtet“, sagte Kotschy am Freitag. Aber die Sache mit der „inneren Tatseite“, also den Beweggründen Breuers für seine Äußerung, die schätze man eben ganz anders ein als die Herren von der Bank. Die Feststellungen des Landgerichts München I in der Sache – unbeachtlich, sein Urteil wurde aufgehoben. Die Feststellungen des Bundesgerichtshofs – nicht minder unbeachtlich. Denn: „Wir haben hier mehr Erkenntnisse, wir haben eine größere Beweisaufnahme gemacht, es wurde mehr vorgetragen, wir hatten eine größere Aufklärungspflicht.“ Übersetzt: Wir haben alles besser gemacht. Bei einem solchen Gericht rennt ein Beklagter gegen eine Wand aus Gummi.

Das Verfahren hatte von Beginn an keinen guten Weg genommen und erschien am Ende gänzlich verfahren. Die Richter waren offensichtlich fest entschlossen, Breuers Darstellung nicht zu folgen, er sei damals in New York auf eine Frage nach Kirch nicht vorbereitet gewesen; seine Formulierung sei als „ein Unfall“ anzusehen. Ein verbaler Ausrutscher? Nein, Kotschy wusste es besser.

Er kanzelte Breuer ab wie einen Schulbuben. Der Beklagte sei unglaublich. „Was Sie uns hier anbieten, ist einfach nicht plausibel.“ Wie unter dem Mikroskop zerlegte Kotschy Breuers Worte Satz für Satz. „Dass die Äußerung eine willentliche war, daran kann es keinen Zweifel geben.“ Das sehe man aus dem Text. „Da lässt sich nicht erkennen, dass irgend etwas herausgerutscht wäre. Auch keine

intellektuelle Fehlleistung, ein Versprecher – aber auch Falscheinschätzungen schließen wir aus. Sie waren intellektuell voll auf der Höhe zu diesem Zeitpunkt. Sie waren sich bewusst, voll bewusst der Frage: Kann ich auf solche, muss ich auf solche Fragen antworten, oder darf ich darauf nicht antworten.“ Der Richter kennt sich aus in Breuers Kopf.

Jeder gewiefte bayerische Richter sieht, was er braucht. Und findet dies dann auch. Kotschy fand den Vorsatz, den Schaden, die Kausalität, die Haftung.

Er unterstellte Breuer, ein wirtschaftliches Interesse am Niedergang von Kirch



LUKAS BARTH / DAPD



LUKAS BARTH / DAPD

Klägervertreter Gauweiler, Beklagter Breuer
„Sittenwidrige vorsätzliche Schädigung“

gehabt zu haben. „Und wenn man das sieht und dann Ihre Äußerung hernimmt, dann ist die Schlussfolgerung die, dass Sie, wenn auch die Sache relativ ungewöhnlich ist, auf diese Art und Weise ins Geschäft kommen wollten.“ Mit anderen Worten: Kirch sollte fertiggemacht werden, auf dass er sich bei der Sanierung ausgerechnet jener Bank anvertraue, sich also unter ihren „Schutzschild“ – was immer das auch sein mag – begeben, die ihm den Todesstoß versetzt haben soll. Ist das nachvollziehbar?

Kotschy und sein Berichterstatter denken strafrechtlich. Lange Zeit arbeiteten sie auf einen Vergleich hin. Denn der hät-

te sie vor dem Gang einer oder beider Parteien nach Karlsruhe zum Bundesgerichtshof bewahrt, wo die Kirch-Seite vermutlich keinen Heimvorteil hätte. Als mit dem Strafrecht Vertraute versuchten sie, die Sache ins Deliktische zu treiben. „Hier ist ein Ansatz für Paragraph 826 BGB (Bürgerliches Gesetzbuch) gegeben“, sagte der Vorsitzende mehrfach, also die sittenwidrige vorsätzliche Schädigung eines anderen.

Diese These hatte überdies den Vorteil, dass die Staatsanwaltschaft München daraus einen Anfangsverdacht gegen mehrere ehemalige Vorstandsmitglieder der Deutschen Bank, darunter Josef Ackermann, ableiten konnte – wegen angeblich versuchten Prozessbetrugs, weil sie als Zeugen zugunsten Breuers und der Deutschen Bank falsch ausgesagt haben sollen. Woher wusste die Staatsanwaltschaft dies? Gab es eine Anzeige? Nein. Saß ein Staatsanwalt im Saal, als diese Zeugen auftraten? Nein. Richtig: In der Zeitung stand's. So arbeiten Staatsanwaltschaften nicht oft.

Hat Breuers Interview nun einen Millionenschaden bewirkt oder einen in Milliardenhöhe? Das Gericht hantierte in den Vergleichsverhandlungen mit schwindelerregenden Summen, als handle es sich tatsächlich um Peanuts. Aber wer soll eines Tages auf einer Aktionärsversammlung solche Beträge durchwinken? Wer hätte in Kauf genommen, dass man möglicherweise viel zu viel gezahlt hat? Und: Hätte sich die Bank darauf eingelassen – käme das nicht einem Geständnis gleich? Probleme über Probleme.

Die Banken haben wahrlich keinen guten Ruf zurzeit. Wer ihnen sittenwidriges Verhalten unterstelle, also eines, das „gegen das Anstandsgefühl aller billig und gerecht Denkenden verstößt“, so heißt es in der Kommentierung, darf mit Beifall rechnen. Die jüngsten Hiobsbotschaften über Razzien und Festnahmen sprechen ihre eigene Sprache. „Erschossen hat mich der Rolf“, sagte Medienprofi Leo Kirch einst. Das sitzt bis heute.

Breuer habe allenfalls auf eine Leiche geschossen, sagen seine Anwälte und forderten das Gericht auf, sich das Interview mal wegzudenken. „Alles wäre so abgelaufen, wie es abgelaufen ist“, stellten sie fest. Spätestens von Ende 2001 an sei es aus gewesen mit dem Kirch-Imperium. Gauweiler und Bub schüttelten den Kopf.

„Wenn man von einem Sachverhalt ausgeht, wie wir ihn sehen“, sagte am Freitag der Vorsitzende – ja, dann kommt man ohne weite Umwege zu einem Urteil, gegen das Rechtsmittel nicht zugelassen wurden. Der Bank bleibt nun nur noch die Nichtzulassungsbeschwerde beim BGH. ♦

KOALITION

Milde Gabe

Weil die FDP schwächelt, liebäugelt die CDU in Niedersachsen mit einer Leihstimmenkampagne für den Partner.

Kann die Rettungsaktion auch ein Vorbild für den Bund sein?

Die größte Hoffnung der FDP ist derzeit bei der politischen Konkurrenz beschäftigt. Der niedersächsische Ministerpräsident David McAllister warb Mitte November vor rund 2000 Mitgliedern der Eigentümerlobby „Haus & Grund“ in Hannover nicht nur für seine CDU. Er machte auch Reklame für seinen Koalitionspartner. „Ohne die Freien Demokraten stünde ich jetzt nicht hier“, rief McAllister. „Wir brauchen diese Partei in Deutschland und in Niedersachsen.“

McAllister weiß, dass er nach der Landtagswahl am 20. Januar vermutlich nur im Amt bleiben kann, wenn die FDP den Sprung über die Fünf-Prozent-Hürde schafft. Aus eigener Kraft wird das den Liberalen nur schwer gelingen. Sie dümpeln seit Monaten in den Umfragen bei vier Prozent, und ihren Spitzenkandidaten Stefan Birkner kennen die meisten Wähler nicht.

Deshalb denkt McAllister ernsthaft darüber nach, eine Leihstimmenkampagne für den Koalitionspartner zu starten. Zwar ist keine explizite Aufforderung an CDU-Anhänger geplant, mit der Zweitstimme FDP zu wählen. Aber der Ministerpräsident wird seine Anhänger immer wieder darauf hinweisen, dass er ohne die Liberalen nicht im Amt bleiben kann.

Das ist in seiner Partei nicht unumstritten. Viele konservative Christdemokraten wollen lieber für eine absolute Mehrheit kämpfen. Falls FDP, Piraten und die Linke knapp den Einzug in den Landtag verfehlen, könnten dafür etwa 45 Prozent

der Stimmen reichen. Allerdings sehen die letzten Umfragen die CDU nur bei 40 Prozent. Deshalb ist dieser Kurs riskant. Am Ende, so heißt es in McAllisters Umfeld, werde der Regierungschef lieber den Koalitionspartner pöppeln.

In Berlin verfolgt man die Aktion Milde Gabe mit Spannung. Die Wahl in Niedersachsen ist für den Bundestagswahlkampf enorm wichtig. Wer dort gewinnt, startet mit Schwung ins Wahljahr. Eine Bestätigung für die Regierung in Hannover könnte auch der Koalition in Berlin neue Kraft verleihen.

Führende Liberale hoffen, dass McAllisters Plan aufgeht und der Union als Vorlage für den Bundestagswahlkampf dient. SPD-Kanzlerkandidat Peer Steinbrück trat in der vergangenen Woche gemeinsam mit dem Grünen-Spitzenkandidaten Jürgen Trittin vor die Hauptstadtpresse und machte so klar, dass er eine rot-grüne Wahlkampagne führen will. Läge es da nicht nahe, dass Kanzlerin Angela Merkel auf Schwarz-Gelb setzt und so die sieche Bundes-FDP beatmet?

Historische Vorbilder dafür gibt es. So ließ der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl 1983 eine Zweitstimmenkampagne der FDP zu, deren Wiedereinzug in den Bundestag wegen des Koalitionswechsels zur Union auf der Kippe stand.

Wenn Merkel die Koalition mit der FDP fortführen will, dann wird sie ebenfalls Wahlkampfhilfe für den Regierungspartner leisten müssen, so sehen es viele in der CDU. Derzeit sieht es nicht so aus, als könnten sich die Liberalen allein aus ihrem Tief befreien. Das ginge nur gemeinsam mit der CDU.

Auf dem Parteitag Anfang des Monats ließ Merkel keinen Zweifel daran, dass die FDP weiterhin ihr Wunschpartner ist. Eine Zweitstimmenkampagne aber lehnt sie ab. Vorerst jedenfalls. Die Kanzlerin vermeidet es, sich zu früh festzulegen. Eine eindeutige Koalitionsaussage will sie frühestens Mitte kommenden Jahres treffen.

Dann wird deutlich, ob Schwarz-Gelb überhaupt eine Chance hat. Sollte eine Fortsetzung der Koalition ausgeschlossen erscheinen, wird Merkel alles daran setzen, die CDU so stark wie möglich zu machen. Sie könnte dann in einer Großen Koalition weiterregieren.



CDU-Politiker McAllister, Merkel: Die Talente

Last Exit Berlin

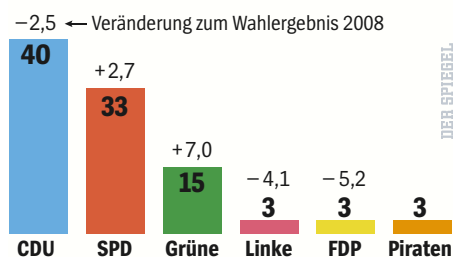
Die drohende Niederlage in Niedersachsen gefährdet McAllisters Karriere. Freunde basteln an einer Überlebensstrategie.

Angela Merkel hat kein Herz für Wahlverlierer. Jürgen Rüttgers, Stefan Mappus und Christoph Ahlhaus wissen das aus leidvoller Erfahrung. Während Merkels Regierungszeit mussten sie die Staats- und Senatskanzleien in Nordrhein-Westfalen, Baden-Württemberg und Hamburg räumen. Doch eine Verwendung im Bundeskabinett hatte die Kanzlerin für die Geschlagenen nicht.

Bei David McAllister allerdings wird sich die Kanzlerin wohl erweichen lassen. Zwar ist es wenig wahrscheinlich, dass Merkel ihr Kabinett noch vor der Bundestagswahl umbaut, um ihm einen zügigen Wechsel nach Berlin zu ermöglichen. Dennoch arbeiten McAllisters Parteifreunde bereits an einem Plan B für den Fall, dass der Ministerpräsident bei der Wahl in Niedersachsen im Januar scheitert, weil die FDP nicht in den Landtag kommt. Dem Untergang der Liberalen soll nicht der Absturz des CDU-Mannes folgen, auf dem doch viele Hoffnungen für die Zeit nach Merkel ruhen.

Sonntagsfrage Niedersachsen

„Wen würden Sie wählen, wenn am kommenden Sonntag Landtagswahl wäre?“



Infratest dimap für die ARD vom 6. Dezember; 1000 Befragte; Angaben in Prozent; an 100 fehlende Prozent: Sonstige



in der Partei sind rar gesät

Nach einer Niederlage, so das Szenario, würde McAllister zunächst Parteichef der Niedersachsen-CDU bleiben und als einfacher Abgeordneter in den Landtag einziehen. Auf dem Posten des Fraktionschefs soll der Spitzenkandidat für die Wahl 2018 Profil gewinnen, und das wird nicht McAllister sein. Im Gespräch sind die Minister Bernd Althusmann und Uwe Schünemann.

McAllister, so der Plan, soll in Hannover überwintern, um dann einige Monate später nach Berlin umzuziehen. Für den Fall, dass Merkel die Bundestagswahl gewinnt, könnte er auf einen Posten im Kabinett hoffen.

Aus Merkels Sicht spricht vieles dafür, McAllister in die Bundespolitik zu holen. Ein Resultat von rund 40 Prozent, wie es die Umfragen für die CDU in Niedersachsen vorhersagen, hat in der Union heute Seltenheitswert. Zudem ist McAllister loyal gegenüber der Kanzlerin. Selbst im Wahlkampf ist ihm bislang kein böses Wort gegen Merkel über die Lippen gekommen.

Vor allem aber hat der CDU-Parteitag vor zwei Wochen in Hannover deutlich gezeigt, wie rar die Talente in der Merkel-CDU gesät sind. Ihre Stellvertreterriege ist eine triste Truppe, die Herren mausgrau, die Damen zum Teil mit eigenen Problemen beschäftigt. Armin Laschet und Thomas Strobl zum Beispiel haben genug damit zu tun, ihre Landesverbände nach Wahlniederlagen neu aufzubauen. Und Bundesarbeitsministerin

Ursula von der Leyen ist in Teilen der Partei so verhasst, dass sie bei der Wahl noch nicht mal 70 Prozent bekam.

McAllister dagegen gilt als solider Arbeiter. Mit seiner bodenständigen Art wird ihm am ehesten zugetraut, die Stammwähler der CDU bei der Stange zu halten. Die Kanzlerin wisse, was sie an ihm habe, heißt es in ihrem Umfeld. Nicht umsonst hat sie bereits vor Jahren versucht, McAllister als CDU-Generalsekretär anzuwerben.

Zudem hat schon ein anderer Niedersachsen gezeigt, was man aus einer Wahlklatsche machen kann: Sigmar Gabriel wurde 2003 als Ministerpräsident abgewählt. Zwei Jahre später wurde er Bundesumweltminister und 2009 SPD-Chef.

Doch für McAllister ist der Weg in die Hauptstadt schwieriger. Gabriel hatte nach seiner Niederlage genug Zeit, für ein Bundestagsmandat zu kandidieren. Das ist bei McAllister anders: Die Niedersachsen-CDU hat ihre Wahllisten für die Bundestagswahl im Herbst bereits geschlossen. Er ist darauf angewiesen, dass Merkel ihn in ihr Kabinett holt.

Auch für den Fall, dass Merkels Wiederwahl scheitert, haben McAllisters Freunde gedanklich vorgebaut. Dann könnte er für die Niedersachsen-CDU als stellvertretender Chef der Bundespartei kandidieren. Von der Leyen, die den Posten derzeit besetzt, wäre dann ohnehin nicht mehr Arbeitsministerin und könnte an der Parteispitze Platz machen.

MICHAEL FRÖHLINGSDORF, PETER MÜLLER

Falls aber eine Regierung zusammen mit der FDP in Reichweite ist, wird Merkel nicht um die wirtschaftsliberalen Wähler werben. Diese könnte die FDP abfischen. So hat die Kanzlerin es schon bei der letzten Bundestagswahl gehalten und den Liberalen so zu ihrem bislang besten Wahlergebnis verholfen.

Darauf hofft die FDP-Spitze nun wieder. Beinahe flehentlich baten Parteichef Philipp Rösler und Fraktionschef Rainer Brüderle darum, Merkel möge sich auf dem Parteitag eindeutig zur FDP bekennen. Aber die Kanzlerin lässt die Partner zappeln. Sie lobte ihre Regierung, aber sie spottete auch: „Gott hat die FDP vielleicht nur erschaffen, um uns zu prüfen.“

Führende Liberale ertragen die Sticheleien nicht. Bundesjustizministerin Sabine Leutheusser-Schnarrenberger warb im FDP-Vorstand am vergangenen Montag dafür, sich nicht vorzeitig auf die Union als Koalitionspartner festzulegen. Für die gleiche Linie plädiert der schleswig-holsteinische Fraktionschef Wolfgang Kubicki. Der Finanzexperte Frank Schäffler sagte, die FDP müsse einen Kurs der Unabhängigkeit fahren. Schäffler spricht vor allem für diejenigen, die sich von der Union schlecht behandelt fühlen und es den Christdemokraten heimzahlen wollen.

Rösler und Brüderle aber wissen, dass sich die FDP das gar nicht leisten kann. Sie wollen zwar eine Ampelkoalition nach der Bundestagswahl nicht ausschließen. Aber vorher damit zu liebäugeln würde nach ihrer Ansicht die letzten FDP-Wähler vergraulen. Sie vertrauen darauf, dass Merkel am Ende auf Schwarz-Gelb setzen wird. „Wenn man eine erfolgreiche Regierung hat, will man sie fortsetzen“, sagte Brüderle im Parteivorstand.

Offen ist, ob die Liberalen die Disziplin aufbringen, diese Linie auch durchzuhalten. „Die Tatsache, dass die Koalitionsdiskussion gegen den Willen Röslers wieder losgeht, zeigt vor allem, dass er nicht die nötige Autorität hat, um seine Linie durchzusetzen“, sagt ein Mitglied der Parteispitze. „Wenn der Vorsitzende die Richtung nicht vorgeben kann, dann kann man im Wahlkampf keinen Erfolg haben. Deshalb sollten wir nicht mit Rösler in den Wahlkampf ziehen.“

Weil die Mehrheit in der Parteiführung so denkt, steht die FDP vor der Landtagswahl in Niedersachsen vor einer absurden Situation: Sie muss den Sieg wollen, weil das Auftrieb für das schwarz-gelbe Modell im Bundestagswahlkampf geben würde. Gleichzeitig muss sie die Niederlage wünschen, weil sie auf diese Weise ihren ungeliebten Vorsitzenden loswürde.

Eine Win-win-Situation sieht anders aus.

MICHAEL FRÖHLINGSDORF, PETER MÜLLER, RALF NEUKIRCH

SPIEGEL-GESPRÄCH

„Jetzt geht es um meine Agenda“

Doris Schröder-Köpf über die Gleichberechtigung von Mann und Frau, das Leben als Kanzlergattin und die Verhandlungen mit ihrem Mann über die Kinderbetreuung

Ein schicker Altbau in Hannover, auf dem Klingelschild steht „RA G. Schröder“. Doris Schröder-Köpf, 49, hat die Räume für die neue Kanzlei ihres Mannes ausgesucht, die Zimmer gestaltet, sie schön gemacht. Sie kommt aus ihrem eigenen Büro gelaufen und bittet gleich ins Nebenzimmer. „Wir gehen rüber ins Büro meines Mannes, da ist es größer.“ Dann sagt sie noch: „Das spiegelt auch ganz gut die Machtverhältnisse wider.“ Das Büro ist tatsächlich riesig, es riecht nach seinen Zigarren. Hinter Gerhard Schröders Schreibtisch hängen Schwarzweißfotografien aller Kanzler der Bundesrepublik Deutschland, von Adenauer bis Schröder. Angela Merkel fehlt. Während seine Frau mit dem SPIEGEL redet, muss sich der Altkanzler um die beiden adoptierten Kinder kümmern, sie abholen, zum Training fahren. Weil seine Frau erkältet ist, hat er eben noch Halstabletten aus der Apotheke vorbeigebracht.

SPIEGEL: Frau Schröder-Köpf, als wir Sie um ein Interview baten, sagten Sie gleich: „Aber nur, wenn es nicht die ganze Zeit um meinen Mann geht.“ Was genau ist Ihre Sorge?

Schröder-Köpf: Natürlich weiß ich, dass viele Menschen sich vor allem deswegen für mich interessieren, weil ich die Frau eines ehemaligen Bundeskanzlers bin. Ein bisschen kann ich das ja auch verstehen. Aber jetzt kandidiere ich für den niedersächsischen Landtag, und deshalb möchte ich nicht nur darüber reden, was in der 40-jährigen Karriere meines Mannes alles passiert ist.

SPIEGEL: Sagen Sie: Jetzt muss es endlich mal um mich gehen?

Schröder-Köpf: Ich habe mich viele Jahre lang auch im Interesse meines Mannes zurückgenommen. Jetzt geht es um meine Agenda. Als Frau eines Bundeskanzlers konnte ich in der Öffentlichkeit kaum über Politik reden. Ich hatte aber

natürlich zu vielen Themen eine Meinung.

SPIEGEL: Wann haben Sie entschieden, selbst in die Politik zu gehen?

Schröder-Köpf: Ich habe schon vor fünf Jahren darüber nachgedacht, für den Landtag von Niedersachsen zu kandidieren. Aber damals war unser Adoptivsohn Gregor noch ganz klein, ich musste zweimal in der Nacht für ihn aufstehen. Eine Kandidatur hätte ich schon rein körperlich nicht gepackt.

SPIEGEL: Hat Ihr Mann Ihre politischen Ambitionen gleich unterstützt?

Schröder-Köpf: Ich hab ihn nicht gefragt, ob er das gut findet. Ich muss doch nicht um Erlaubnis bitten.

SPIEGEL: Sie haben vorher nicht mit ihm besprochen, dass mehr Familienarbeit auf ihn zukommen könnte?

Schröder-Köpf: Wahrscheinlich ist es manchmal klüger, vorher nicht alles detailliert zu besprechen. Sonst wird die Angst vor der Aufgabe zu groß.

SPIEGEL: Gerade jetzt befinden Sie sich in der heißen Phase Ihres Wahlkampfs. Klappt es denn mit Ihrem Mann und den Kindern?

Schröder-Köpf: Ich könnte jetzt einfach antworten: Würden Sie diese Frage auch einem Mann stellen? Mein Mann und ich verhandeln im Moment jeden Tag neu. Wir besprechen persönlich oder am Telefon – mein Mann kommuniziert bis heute weder per Mail noch per SMS –, wer welche Termine hat und wer was mit den Kindern macht.

SPIEGEL: Hat Ihr Mann die Rolle als Hausmann angenommen?

Schröder-Köpf: Als Hausmann natürlich nicht. Aber er kümmert sich jetzt häufig um die Kinder. Das ist schon mal ein Fortschritt.

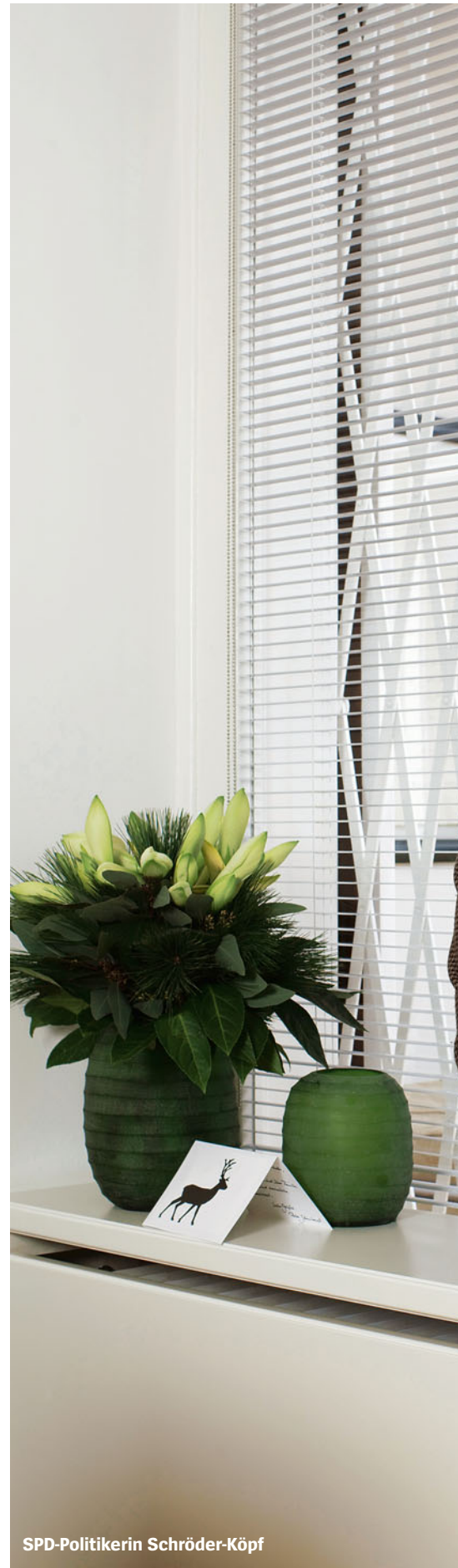
SPIEGEL: Was macht er denn konkret?

Schröder-Köpf: Jetzt reden wir ja doch nur über ihn. Warum fragen Sie ihn nicht selbst?

SPIEGEL: Weil er gerade nicht hier ist.

Schröder-Köpf: Er muss jedenfalls da sein, und er muss die Sachen machen, um die ich ihn bitte. Dann ist es perfekt.

Das Gespräch führten die Redakteure Markus Feldenkirchen und René Pfister.



SPD-Politikerin Schröder-Köpf



CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL

SPIEGEL: Sind Sie nicht auch selbst ein wenig schuld, dass Ihnen ständig solche Fragen gestellt werden? Sie mussten ja ausgerechnet einen der größten Machos der Republik heiraten.

Schröder-Köpf: Manches erkennt man ja erst, nachdem man sich ineinander verliebt hat. Aber ein Macho ist mein Mann in unserer Beziehung eigentlich nicht.

SPIEGEL: Hätten Sie sich auch in den Typ Hausmann verlieben können?

Schröder-Köpf: Die Wahrscheinlichkeit, einen solchen Mann zu finden, war damals gering. Wo gibt es solche Männer in meiner Generation denn? Ich kenne keine.

SPIEGEL: Wann wäre die Gleichberechtigung von Mann und Frau aus Ihrer Sicht erreicht?

Schröder-Köpf: Auch wenn es immer komisch klingt: Wichtig ist das Geld! Es darf keine Gehaltsunterschiede zwischen Männern und Frauen mehr geben. 25 Prozent Differenz sind ein Übel. Das müssen die Tarifpartner und die Politik ändern. Gleiches Geld für gleiche Arbeit – diese Selbstverständlichkeit muss endlich durchgesetzt werden. Die Bezahlung hat ja Auswirkungen aufs ganze Leben, auch auf die spätere Rente.

SPIEGEL: Kann es auch sein, dass Frauen schlechter verhandeln, wenn es ums Gehalt geht?

Schröder-Köpf: Ich habe immer ganz ordentlich für mich verhandelt. Man muss sich informieren, was die anderen verdienen, und man muss bereit sein, mal den Arbeitgeber zu wechseln. Das war bei mir immer mit einem Gehaltssprung verbunden.

SPIEGEL: Hat es Sie je belastet, vom Geld Ihres Mannes leben zu müssen?

Schröder-Köpf: Wenn ich das so gesehen hätte, wäre es für mich belastend gewesen. Aber wir teilen alles halbe-halbe. Ich habe das Büro, in dem wir hier sitzen, aufgebaut und kümmere mich um die Finanzen. Mein Mann und ich sind, wenn Sie so wollen, ein Team von Selbständigen. Er ist mehr für den Außendienst zuständig, ich eher für den Innendienst. Und am Ende wird fair geteilt.

SPIEGEL: Alles?

Schröder-Köpf: Alles.

SPIEGEL: In der Wirtschaft schaffen es Frauen bis heute nur selten nach oben. Woran liegt das?

Schröder-Köpf: Es bedarf einer kritischen Masse an Frauen, um Dinge zu verändern. Männer fördern Männer, das wurde in vielen Studien nachgewiesen. Wir Menschen neigen generell dazu, Leute mit ähnlichem Habitus, ähnlicher Herkunft und Aussehen zu bevorzugen. Man traut dem am meisten zu, der einem selbst am ähnlichsten ist.

SPIEGEL: Bleiben viele Frauen nicht auch deshalb beruflich zurück, weil sie – wie Sie selbst – zurückstecken, sobald Kinder da sind?

Schröder-Köpf: Nein. Es gibt in meiner Generation viele kinderlose Frauen, die durchaus Karriere machen wollten und dennoch nicht nach oben gekommen sind. Gerade in meinem alten Beruf, dem Journalismus, haben viele Frauen auf Kinder verzichtet. Trotzdem sind fast alle Chefredaktionen von Männern besetzt, beim SPIEGEL ja auch!

SPIEGEL: In der sogenannten Bindungsforschung wird manchmal argumentiert, Kinder würden Schäden davontragen, wenn die Mütter zu schnell wieder arbeiten gingen. Ist das Quatsch?

Schröder-Köpf: Es ist jedenfalls keine Entwicklung der jüngsten Zeit. Schauen Sie sich bitte an, wie früher in den großbürgerlichen Kreisen mit den Kindern um-

„Mein Mann und ich sind ein Team. Er mehr für den Außendienst, ich eher für den Innendienst.“

gegangen wurde. Die kamen nach der Geburt gleich zur Amme, die Erziehung übernahmen Hauslehrer, die Eltern trafen ihre Kinder nur beim Essen – und da hatten sie zu schweigen. Ich selbst komme aus einer Familie von Arbeitern und Kleinbauern, noch in der Generation meiner Eltern waren Vater und Mutter den ganzen Tag unterwegs auf dem Feld, und abends fielen sie todmüde ins Bett. Trotzdem waren sie keine Rabeneltern. Oder nehmen Sie meinen Mann. Der wurde ohne Vater groß, und die Mutter musste die ganze Zeit arbeiten. Trotzdem ist er Kanzler geworden. Die Menschheit wäre ausgestorben, wenn es früher diese ganzen Studien und Erziehungsratgeber schon gegeben hätte.

SPIEGEL: Ist es Ihnen schwergefallen, Ihre Tochter als alleinerziehende Mutter selten zu sehen?

Schröder-Köpf: Ich weiß noch genau: Während der Aufbauphase von „Focus“ gab es Bürotage, die 12 bis 14 Stunden dauerten. An solchen Tagen hatte ich meist so richtige Sehnsucht nach meinem Kind. Manche der männlichen Kollegen, die Kinder im gleichen Alter hatten, haben dagegen nach der Arbeit gern noch ein Fußballspiel in der Redaktion geschaut, bevor es nach Hause ging. Vielleicht sind Männer da wirklich anders programmiert.

SPIEGEL: Was müsste politisch geschehen, damit Karriere und Beruf besser miteinander vereinbar sind?

Schröder-Köpf: Eine Menge. Auch deshalb wollte ich jetzt unbedingt selbst politisch tätig werden. Seit 30 Jahren schaue ich nun zu, wie sich wenig bis nichts bewegt. Der Schlüssel liegt nach meiner Einschätzung in den Anfängen. Männer müssen am Anfang lernen, was für eine große,



HELMUT R. SCHULZE: HANNELORE KOHL, EIN LEBEN FÜR DEUTSCHLAND/EDITION HRS (L.)

Kanzlergattin Hannelore Kohl 1986, Feministin de Beauvoir mit Partner Sartre 1969: „Ihr Leben hätte ich so nicht leben wollen“

wichtige und auch schöne Aufgabe es ist, für einen anderen Menschen, für ihr Kind, da zu sein. Deshalb brauchen wir eine radikale Ausweitung der Vätermonate beim Elterngeld. Die Auszahlung sollte daran geknüpft werden, dass sich Vater und Mutter die Zeit zu Hause fair teilen, halbe-halbe. Sonst gibt es gar kein Geld. Viele Männer argumentieren bislang, dass ihre Frau oder Freundin deshalb länger zu Hause bleibe, weil sie weniger verdiene. Das darf kein Argument bleiben, dann müssen wir diese Differenz künftig ausgleichen.

SPIEGEL: Ist das jetzt nicht etwas arg dogmatisch?

Schröder-Köpf: Finde ich nicht. In dieser frühen Phase werden die wichtigsten Weichenstellungen vorgenommen, die die ganze weitere Partnerschaft und das Familienleben beeinflussen. Wer jemals für ein kleines Wesen gesorgt hat, das völlig von einem abhängig ist, der wird diese Erfahrung niemals vergessen. Da kann man nicht einfach im Bett liegen bleiben, lange ausgehen, einen trinken, nein, man muss immer aufmerksam sein und sich selbst ein ganzes Stück hintanstellen.

SPIEGEL: Wurden solche Fragen von gewissen männlichen Politikern zu lange als „Gedöns“ betrachtet?

Schröder-Köpf: Sehr lustig. An dieser Stelle komme ich sogar gern auf meinen Mann zu sprechen. Zu seiner Ehrenrettung darf ich hier mal klarstellen, dass sich das mit dem „Gedöns“ damals nicht auf die Inhalte bezog. Er hat bloß die Reihung der Zweitnamen des Familienministeriums nicht zusammenbekommen.

SPIEGEL: Na dann.

Schröder-Köpf: Das brauchen Sie gar nicht so spöttisch zu sagen. Die Sache mit dem „Gedöns“ hängt ihm zu Unrecht nach.

SPIEGEL: Trotzdem musste erst Ursula von der Leyen kommen, ehe Familienpolitik wirklich ernst genommen wurde.

Schröder-Köpf: Das stimmt nicht. Rot-Grün hat die ganze Entwicklung in die Wege geleitet. Die Konzepte für die Elternzeit kamen von uns. Die frühere Familienministerin Renate Schmidt sagt immer: Ich war bei der Zeugung dabei, Frau von der Leyen bei der Geburt! Und denken Sie an das Programm von vier Milliarden Euro für die Ganztagschulen.

SPIEGEL: Es war auch die CDU, die mit Angela Merkel die erste Frau als Kanzlerin stellte. Fanden Sie das nicht gut?

Schröder-Köpf: Ich fand den Zeitpunkt unglücklich.

SPIEGEL: Mal abgesehen davon, dass Merkel Ihren Mann die Kanzlerschaft kostete – war es nicht mal Zeit für eine Frau?

Schröder-Köpf: Dass Frauen alles können, das weiß man heute.

SPIEGEL: Danke, Angela Merkel?

Schröder-Köpf: Das werden Sie von mir nicht hören.

SPIEGEL: Wenn Sie an die berühmte Elefantenrunde nach der Bundestagswahl 2005 denken – war das rückblickend der letzte Höhepunkt einer testosteronsatten Machopolitik, als Ihr Mann Angela Merkel dort runterputzte wie ein Schulmädchen?

Schröder-Köpf: Jetzt muss ich meinen Mann aber wirklich mal verteidigen. Sie müssen doch die Umstände des Abends sehen! Wo kamen wir als Partei her? Zu Beginn des Wahlkampfs hatte die SPD in den Umfragen 26 Prozent. Wir hatten eine unglaubliche Aufholjagd hinter uns. Als mein Mann und ich am Wahlsonntag von Hannover nach Berlin fuhren – die Kinder hatten wir bei der Oma gelassen –, bekamen wir die ersten Um-

fragen. Es sah gut aus, weit besser, als jeder prognostiziert hatte. Das hat sich über den Spätnachmittag und den frühen Abend hinein verfestigt. Bevor mein Mann in diese berühmte Fernsehdiskussion gegangen ist, erhielten wir die Information, dass SPD und CDU/CSU auf Gleichstand sind.

SPIEGEL: Aber deshalb muss man doch nicht so unfällig werden – schon gar nicht gegen eine Frau.

Schröder-Köpf: Mein Mann hat sich ja erst mal mit den Journalisten in die Haare gekriegt.

SPIEGEL: Es hieß auch, Ihr Mann sei deswegen so rauflustig gewesen, weil er schon ein paar Gläser Wein zu viel intus hatte.

Schröder-Köpf: Da kann ich Sie beruhigen. Ich war den ganzen Tag hindurch mit ihm zusammen. Er war nüchtern. Daran lag's nicht. Wir haben zwar das Wahlergebnis gefeiert – aber erst nach 23 Uhr.

SPIEGEL: Sie haben Merkel im Wahlkampf 2005 vorgeworfen, keine gute Familienpolitikerin gewesen zu sein, weil sie selbst keine Kinder habe. War das nicht ziemlich unfair?

Schröder-Köpf: Das wurde überspitzt dargestellt.

SPIEGEL: Sie haben damals gesagt: „Frau Merkel verkörpert mit ihrer Biografie nicht die Erfahrungen der meisten Frauen. Die beschäftigt, wie sie Familie und Job unter einen Hut bekommen, ob sie nach der Geburt für mehrere Jahre aussteigen wollen oder wie sie ihre Kinder am besten erziehen. Das ist nicht Merckels Welt.“ Wir finden schon, dass Sie da ziemlich persönlich geworden sind.

Schröder-Köpf: Das war in der Sache richtig. Heute würde ich es wahrscheinlich eleganter ausdrücken.



BRUNO BARBEY / MAGNUM / AG. FOCUS (M.); WERNER SCHUERING / IMAGETRUST (R.)

Ehepaar Schröder 2003: „Er muss die Sachen machen, um die ich ihn bitte“

SPIEGEL: Alice Schwarzer fand Ihre Worte damals unerhört. „Damit beleidigt sie Millionen Frauen“, sagte sie.

Schröder-Köpf: Wie gesagt, ich habe ihre Politik kritisiert. Sie hatte als Familienpolitikerin genauso wenig Interesse an Familie wie später als Umweltministerin an der Umwelt.

SPIEGEL: Hat Alice Schwarzer viel für die Sache der Frauen in Deutschland erreicht?

Schröder-Köpf: Frau Schwarzer hat ganz ohne Frage ihre Verdienste. Aber die SPD wird im nächsten Jahr 150 Jahre, und die Partei hat sich die Gleichberechtigung von Mann und Frau von Anfang an auf die Fahnen geschrieben. Es waren Sozialdemokratinnen und Sozialdemokraten, die sich dafür eingesetzt haben, dass Frauen in Deutschland überhaupt wählen durften, die große Risiken für die Sache der Frauen eingingen.

SPIEGEL: War Schwarzer für Sie ein Vorbild?

Schröder-Köpf: Ich komme aus einer Arbeiterfamilie, mein Vater war Mechanikermeister und meine Mutter Hausfrau. Ich habe Bertolt Brecht gelesen, kam dann irgendwann zu Simone de Beauvoir und Jean-Paul Sartre. Für mich war de Beauvoir die interessante Person. Ihr Leben hätte ich aber so nicht leben wollen. Ich glaube, so hingebungsvoll gegenüber einem Mann, dass ich ihm alles verzeihe, könnte ich nicht sein.

SPIEGEL: Sie meinen die offene Beziehung, die sie mit Sartre führte?

Schröder-Köpf: Das käme für mich nicht in Frage.

SPIEGEL: Als Sie sich in den künftigen Kanzler verliebten, mussten Sie Ihren Beruf aufgeben. Fiel Ihnen das sehr schwer?

Schröder-Köpf: Ja, ganz klar. Journalismus war damals noch etwas Besonderes, nicht

„irgendetwas mit Medien“, wie das manche junge Leute heute sagen. Der Beruf hatte eine aufklärerische Seite, deshalb hat er mir viel bedeutet. Ich habe aber nicht nur die Arbeit, sondern auch die Kolleginnen und Kollegen vermisst. So habe ich einige Jahre lang doch ziemlich isoliert gelebt.

SPIEGEL: Als Kanzlergattin wurden Sie dann häufig angefeindet. „Barbie wohnt im Kanzleramt“, schrieb etwa die „taz“. Hat Sie so etwas verletzt?

Schröder-Köpf: Damals schon. Damals war ich noch nicht so abgehärtet. Ich habe übrigens selbst mal eine Geschichte über das Engagement von Ehefrauen von Politikern geschrieben. Die Überschrift lautete „Seelchen fürs Soziale“. Im Nachhinein hat mir das leid getan. Aber die Überschrift passte leider so gut, und dann die schöne Alliteration.

SPIEGEL: War es nicht auch ein gutes Gefühl, direkten Einfluss auf den amtierenden Kanzler zu haben?

Schröder-Köpf: Gewissen Einfluss hatte ich schon, und sei es nur auf das Wohlbefinden des Partners – was in manchen Situationen von entscheidender Bedeutung ist, im Wahlkampf zum Beispiel. Aber ich war natürlich auch Gesprächspartnerin meines Mannes. Wir haben viel über Politik diskutiert, und ich habe mich gefreut, wenn meine Anmerkungen Eingang in seinen Gedankenkreislauf gefunden haben.

SPIEGEL: Stimmt eigentlich die Geschichte, dass Sie den Begriff „Agenda 2010“ erfunden haben?

Schröder-Köpf: Die stimmt. Wie bei vielen großen Reden, die mein Mann gehalten hat, habe ich auch diese Rede vorher gelesen. Sie hatte eine sehr komplizierte Überschrift, mehrere Zeilen, sehr büro-

kratisch. Dann habe ich Gerd und seinem Team empfohlen, einen prägnanten Titel zu suchen. Das endete damit, dass ich einen Vorschlag machen sollte ...

SPIEGEL: Ihre Ehe war immer wieder Gegenstand von Gerüchten. Wenn man bei Google ihren Namen eingibt, kommen als erste Ergänzungsvorschläge die Wörter „Trennung“ und „ausgezogen“. Belastet Sie das?

Schröder-Köpf: Wir haben für uns einen Weg gefunden, damit umzugehen: Wir klagen! Immer wenn Lügen über unser Privatleben veröffentlicht werden, gehen wir vor Gericht. Viele Leute sagen: Ach, muss das sein? Aber für mich ist das ein Ventil, das hilft, seelisch gesund zu bleiben. Es erleichtert mich, wenn ich an unseren Rechtsanwalt Michael Nesselhauf übergeben und sagen kann: Michael, es gibt wieder etwas zu tun. In diesem Moment ist die Sache für mich erledigt.

SPIEGEL: Warum haben Sie sich eigentlich dafür entschieden, in die Landespolitik zu gehen? Sie wissen doch ganz genau, dass fast alle wichtigen Entscheidungen in Berlin getroffen werden.

Schröder-Köpf: Na endlich! Ich dachte schon, meine Kandidatur für den niedersächsischen Landtag würde Sie überhaupt nicht interessieren. Für mich ist das Land genau die richtige Ebene. Ich wohne in meinem Wahlkreis Hannover-Döhren, hier kaufe ich ein, hier haben meine Kinder ihre Spielgefährten. Hier ist Politik noch konkret. Unser Spitzenkandidat Stephan Weil hat mich gebeten, mich im Wahlkampf des Themas Integration anzunehmen. Wir haben zum Beispiel hier in Niedersachsen die Situation, dass ungefähr 20 Prozent der Kinder mit Migrationsgeschichte die Schule ohne Abschluss verlassen. Mehr als in anderen Bundesländern, mehr als im Bundesdurchschnitt. Ich möchte, dass wir uns als neue Landesregierung das Ziel setzen, diese Zahl zu halbieren. Und: Bildungspolitik ist nun mal Landesaufgabe!

SPIEGEL: Hillary Clinton ist nach der Präsidentschaft ihres Mannes noch einmal richtig durchgestartet. Ist sie ein Vorbild?

Schröder-Köpf: Nein, um Gottes willen! Ein Kanzler in der Familie reicht.

SPIEGEL: Warum?

Schröder-Köpf: Ich weiß ja nun wirklich, was es heißt, Kanzler zu sein. Allein körperlich würde ich das nicht schaffen. Man braucht eine Robustheit, die das übersteigt, was ich mitbringe. Diese nächtlichen Marathonsitzungen, der ewige Schlafmangel, das Reisen durch die Zeitzonen: Dafür bin ich nicht gebaut.

SPIEGEL: Frau Schröder-Köpf, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.



**Animation: Die Akte
Doris Schröder-Köpf**

spiegel.de/app512012akte
und in der iPad-App



Videoaufnahme eines Verdächtigen

Neun Sekunden im Schnellrestaurant

mit Hilfe von Videobildern aufgestöbert werden.

Die Verantwortung dafür, dass am Bonner Bahnhof nichts aufgezeichnet wurde, schieben sich Bahn und Bundespolizei gegenseitig zu. Die Bahn wolle keine zusätzlichen Kameras und flächendeckende Aufzeichnung bezahlen, heißt es bei der Bundespolizei. Die Bahn kontert, dass die Bundespolizei entscheide, welche Bilder aufgezeichnet werden müssen und welche nicht.

Im Bundesinnenministerium zeigt man für den Hickhack kein Verständnis. Mit „verstärkter und verbesserter Videotechnik auf öffentlichen Plätzen“, sagt Friedrich, ließen sich „Gewalttäter abschrecken und Straftaten und geplante Anschläge aufklären“. Auf Bahnhöfen bestehe „Handlungsbedarf“. Die Bahn und die Bundespolizei müssten „die erforderliche Modernisierung der Videotechnik schnell vorantreiben“.

Dass aus Bonn keine Bilder vorliegen, haben tatsächlich beide Seiten zu verantworten. Bahn und Bundespolizei einigten sich darauf, nur an zentralen Bahnhöfen Recorder mitlaufen zu lassen. Und der Bonner Bahnhof, so die übereinstimmende Einschätzung, zähle zur Provinz – als ob islamistische Terroristen nur in Metropolen zuschlagen. Dabei gilt gerade die Szene im kleineren Bonn als besonders militant.

Die Sicherheitsbehörden wurden von dem Anschlagversuch denn auch nicht überrascht. Seit Monaten wirkte es, als rechneten sie geradezu mit einem Terrorakt von Islamisten. Al-Qaida und artverwandte Gruppen haben nach dem aus ihrer Sicht erfolglosen Vorgehen der vergangenen Jahre Rückschlüsse gezogen und ihre Taktik geändert.

In Videobotschaften rufen sie Anhänger zu dezentralen, autonomen Aktionen auf. Jeder, der sich dem Dschihad verpflichtet fühle, solle zuschlagen, wo er könne, unabhängig von Anweisungen aus Terrornesten in Ländern wie Pakistan, dem Jemen oder Mali.

Arid U., der im März 2011 am Frankfurter Flughafen zwei amerikanische Soldaten erschoss, war ein solcher Terror-Satellit, der ohne Verbindung zu Gleichgesinnten zur Tat schritt. Es schien naheliegend, dass andere versuchen würden, es ihm gleichzutun.

Gleichzeitig gibt es in Deutschland Kämpfer, die sich islamistischen Vereinigungen in Pakistan, im Maghreb und in Somalia angeschlossen haben. Die Sicherheitsbehörden beobachten insgesamt mehr als ein Dutzend Islamisten in diesen Gruppen, die sie für fähig halten, Anschläge in Deutschland zu begehen.

Einiges spricht dafür, dass die Bombe in Bonn von Leuten gelegt wurde, die auf

TERRORISMUS

Die Tasche von Gleis 1

Der versuchte Bombenanschlag von Bonn geht womöglich auf radikale Islamisten zurück – und entfacht eine neue Diskussion um mehr Videoüberwachung.

Die erste Überwachungskamera erfasst Besucher des Bonner Hauptbahnhofs schon in der Eingangshalle. Rechts, hoch über dem Info-Schalter hängt sie und scheint das gesamte Geschehen einfangen zu können. Nur ein paar Schritte aus der Halle heraus wacht eine Rundkamera über den Bahnsteig an Gleis 1. Sieben Kameras sind an diesem Bahnhof installiert, ihre Leitungen führen in die Kölner Bahn-Zentrale für Sicherheit, Sauberkeit und Service. Die Angestellten dort verfolgen das Geschehen live, mit einem Joystick können sie eine der Bonner Kameras sogar bewegen. Es wirkt so, als ob Big Brother in der ehemaligen Bundeshauptstadt immer zuschaut.

Wer aber zu welchem Zeitpunkt am vergangenen Montag eine blaue Sporttasche mit einer Bombe darin an Gleis 1 abstellte – diese Bilder lieferten die Kameras nicht. Das elektronische Auge war dort auf die Notrufsäule gerichtet. Aber selbst wenn es die entscheidenden Bilder eingefangen hätte, den Ermittlern wäre nicht geholfen gewesen.

Denn die Überwachungsvideos in Bonn werden nicht gespeichert. Es gibt

keine Bilder vom Gleis, die helfen könnten, die Beinahekatastrophe zu rekonstruieren und die Täter zu identifizieren. Doch die Bundesanwaltschaft, die am Freitag die Ermittlungen übernahm, vermutet sie im islamistischen Milieu.

Der Fehlschlag vom Rhein facht einen seit Jahren schwelenden Streit zwischen Sicherheitsbehörden und dem Management der Deutschen Bahn um die Videoüberwachung an Bahnhöfen an, in den sich jetzt Bundesinnenminister Hans-Peter Friedrich (CSU) einschaltet: „Die unfassbare Gewalttat auf dem Alexanderplatz in Berlin und der Bombenfund in Bonn zeigen: Wir brauchen eine effiziente Videoüberwachung und Videoaufzeichnung auf öffentlichen Plätzen und in Bahnhöfen.“

Die für die Sicherheit an den Gleisen verantwortliche Bundespolizei möchte weit mehr elektronische Augen nutzen und orientiert sich an England, wo die Attentäter von London im Juli 2005 aufgrund umfangreicher Videoaufzeichnungen innerhalb von sechs Tagen identifiziert werden konnten. Die Kofferbomber von Köln konnten 2006 nach drei Wochen

POLIZEI KÖLN / DPA

MIT MEINEM NEUEN RADIO WIRD AUCH „LAST CHRISTMAS“ ZUR ZUKUNFTSMUSIK.



**DAS GROSSE
ADVENTSKALENDER-
GEWINNSPIEL:**

JEDEN TAG EIN DIGITALRADIO
GEWINNEN!

01. – 24.12.2012

DIGITALRADIO IST DAS BESSERE RADIO.

Größere Programmauswahl, einzigartige Klangqualität und vieles mehr:
Ein Digitalradio ist das ideale Weihnachtsgeschenk.

10 VORTEILE, DIE SIE ALS DIGITALRADIO-HÖRER HABEN:

WWW.DIGITALRADIO.DE

Deutschlandradio

Deutschlandfunk | Deutschlandradio Kultur | DRadio Wissen

eigene Faust handelten, aber Kontakte nach Nordafrika unterhalten. Die Spuren führen ins salafistische Milieu. Noch immer halten die Ermittler den gebürtigen Somalier Omar D. für eine zentrale Figur, er ist derzeit der wichtigste Verdächtige. Sein Anwalt weist eine Verbindung seines Mandanten zu dem Anschlagversuch zurück.

Am Dienstag um 13.30 Uhr hatten Polizisten D. in einem Call-Shop an der Bonner Kölnstraße festgenommen. Ein Zeuge habe ihn „mit hoher Wahrscheinlichkeit als denjenigen wiedererkannt, der die Tasche im Bahnhof Bonn abgelegt haben soll“, heißt es in einem Bericht der Ermittler. Zwei Jugendliche hatten zu Protokoll gegeben, ein dunkelhäutiger Mann habe ihnen die Tasche mit der Bombe vor die Füße geschoben.

In Omar D.s Wohnung fanden die Ermittler „eine hohe Anzahl von Sim-Karten sowie Amphetamine und eine größere Menge Bargeld“, wie die Beamten notierten. D. wurde in Mogadischu geboren und wuchs in Bonn auf, die Behörden stufen ihn als Gefährder ein, seit er im



Bundesinnenminister Friedrich
„Handlungsbedarf an Bahnhöfen“

September 2008 an der Ausreise Richtung Uganda gehindert wurde. Sein Freund Abdirazak B., der damals gemeinsam mit D. das Land verlassen wollte, soll heute in Somalia in den Reihen der Schabab-Miliz aktiv sein.

Für einen Haftbefehl wegen der Bonner Bombe reichten die Indizien indes nicht, die Angaben der Augenzeugen erschienen als zu wenig belastbar. Allerdings führen einige Spuren in das Milieu um D. – etwa dass ein derzeit in Somalia aktiver deutscher Islamist Ende November ankündigte, es müsse in Europa mal wieder etwas geschehen.

Abdirazak B. unterhält aus Somalia bis heute intensive Kontakte nach Bonn. Die Bundesanwaltschaft wertet die Puzzlestücke als „belastbare Hinweise“, dass D. „über Verbindungen in radikal-islamistische Kreise verfügt“. Neben Omar D. ha-

ben die Ermittler mindestens zwei weitere Verdächtige im Blick, darunter auch jenen inzwischen offenbar namentlich bekannten Mann, der die Tasche zeitweilig trug und dabei gefilmt wurde.

Dass den Ermittlern überhaupt Bildmaterial für die Tätersuche vorliegt, haben sie der Fast-Food-Kette McDonald's zu verdanken. Die Filiale an Gleis 1 des Bahnsteigs hatte anders als die Deutsche Bahn mitgeschnitten. Auf den Videoaufnahmen ist ein hellhäutiger, bärtiger Unbekannter mit Mütze, beigefarbener Jacke und dunkler Hose zu sehen. Er betrat das Schnellrestaurant am Montag um 12.49 Uhr mit jener blauen Sporttasche, in der später die Bombe gefunden wurde. Er schaute nach links, ging in Richtung Speisenausgabe, drehte sich, schaute erneut in dieselbe Richtung und verließ den Raum wieder.

Die neun Sekunden Filmmaterial ergänzen den bislang bekannten lückenhaften Ablauf. Demnach machte gegen 13.03 Uhr ein junger Mann eine Bahn-Mitarbeiterin am Info-Stand auf die Tasche aufmerksam. Wenig später sprachen zwei Jungen, die auf einer Bank an Gleis 1 gesessen hatten, Bundespolizisten an und meldeten die Tasche. Sie sollen darin Drähte gesehen haben.

Von Anfang an ermittelten die Staatschützer in der radikal-islamischen Szene. Bereits zu Wochenbeginn observierten sie ein Dutzend Personen im Großraum Köln. Im Visier befand sich auch ein zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilter Jordanier, der einst ein Gefolgsmann des Qaida-Terroristen Mussab al-Sarkawi war. Parallel dazu verglichen die Ermittler Observationsfotos von Aktivisten der Solinger Salafisten-Szene um die verbotene Gruppe Millatu Ibrahim.

Für einen politischen Hintergrund spricht, dass die Bombe an Gleis 1 zumindest teilweise nach Plänen gebaut worden sein könnte, wie sie im Internet von der Terrororganisation al-Qaida verbreitet werden: Sie enthielt einen Wecker, Butangaskartuschen aus dem Campingbedarf, Batterien, einen Glühdraht und Ammoniumnitrat in einem Rohr.

Nur durch Dilettantismus entging der Bonner Hauptbahnhof einer Katastrophe, wie die Ermittler des Landeskriminalamts Nordrhein-Westfalen rekonstruierten: Schmauchspuren weisen darauf hin, dass der Zünder bereits aktiviert worden war, bevor ein Sprengstoffkommando der Bombe mit einem Wasserstrahl zu Leibe rückte. Dass sie sich nicht entzündete, lag offenbar am zu schwachen Strom aus den Batterien. Hätte die Zündung funktioniert, wäre es wegen eines weiteren Konstruktionsfehlers zwar zu keiner Detonation gekommen – aber zu einer potentiell tödlichen Stichflamme.

JÖRG DIEHL, HUBERT GUDE,
FIDELIUS SCHMID, HOLGER STARK

HAUPTSTADT

Staatsgäste bei Easyjet

Erst wurde der neue Großflughafen zur Lachnummer, nun auch der Berliner Regierungsterminal.

Nach acht Jahren Planung liegt nicht einmal der Grundstein.

Ein lichter Kiefernhaib wird den neuen Sonderterminal für Regierungsflugzeuge am Berliner Großflughafen BER flankieren: Nicht monumental, sondern märkisch bescheiden möchte sich die Bundesrepublik ihren hohen Besuchern präsentieren. Helle Hölzer und viel Glas prägen deshalb das Empfangsgebäude. Könige, Präsidenten und Minister sollen Deutschland schon bei der Landung als „einladend und offen“ sowie „heiter“ erleben.

So jedenfalls ist es in der Projektbeschreibung und in Animationen der Architekten zu erkennen. Mehr gibt es bislang nicht zu sehen, nicht mal der Grundstein wurde bislang gelegt. Dabei sollte die Sonder-Lounge für Staatsgäste und Regierungsmitglieder ursprünglich im November 2011 eröffnet werden – nun ist es frühestens Ende 2016 so weit.

Nach Terminchaos, Planungsmängeln und Kostenexplosionen beim Großflughafen wiederholt sich dasselbe nun beim kleineren, aber protokollarisch wichtigen Regierungsterminal. Doch liegt die Schuld diesmal nicht bei Berliner Provinzpolitikern und überforderten Flughafenchefs. Verantwortlich ist die Bundesregierung.

Vor über zehn Jahren beschloss sie den Bau eines Regierungsterminals neben dem neuen Mammutflughafen. Doch

Veranschlagte Kosten für den Regierungsterminal

Planung 2008	125 Mio. €
aktueller Projektstand ...	310 Mio. €



Modell des Regierungsterminals

während beim BER immerhin die Gebäude stehen, wurde für die Staatsbesucher bislang nur eine Brache als Bauplatz ausgewiesen. Das Empfangsgebäude sowie notwendige Wartungshallen und Tankanlagen existieren nur auf dem Papier.

Bundesverkehrsminister Peter Ramsauer (CSU) gibt sich bei dem Thema schmallippig, obwohl er sonst kaum eine Gelegenheit auslässt, das Versagen der SPD-Länderchefs Klaus Wowereit und Matthias Platzeck beim Bau des Hauptstadtflughafens zu geißeln. Denn Bundesministerien und -behörden lieferten sich ein Gezerre um den richtigen Standort und ließen nicht weniger als fünf Varianten prüfen.

Das dauerte erstens lange und hatte zweitens abstruse und kostspielige Konsequenzen: So bleiben die Regierungsflyer, anders als ursprünglich geplant, zunächst in Köln-Wahn stationiert. Um die Kanzlerin oder einen Minister zu transportieren, müssen die Jets weiterhin quer durchs Land fliegen, um die Politiker erst einmal abzuholen. Die Leerflüge zwischen Berlin und Köln verschlingen Millionensummen.

Bislang landen die Regierungsjets in Tegel. Doch Tegel wird zugemacht, bevor der Regierungsterminal fertig ist. In der Übergangszeit sollen Staatsgäste im alten Schönefelder Abfertigungsgelände ankommen. Und weil dort bislang Billigtouristen von Easyjet und Chartergesellschaften reisen, wird der provisorische VIP-Terminal für 3,6 Millionen aufgehübscht – obwohl es vermutlich nur drei Jahre im Dienst stehen soll. Für jedes davon soll der Bund mindestens 2,5 Millionen Euro Miete zahlen.

Dabei war der Regierungsterminal ursprünglich schon vor acht Jahren im ersten Planfeststellungsbeschluss für den neuen Großflughafen BER fest vorgesehen. Doch seither folgt eine Panne dem nächsten Versäumnis.

Zuerst überlegte man, einfach den Terminal A in Schönefeld zu modernisieren.

Allerdings schien das heruntergekommene Gebäude, zu DDR-Zeiten als „Zentralflughafen“ bekannt, dem Bund auf Dauer nicht repräsentativ genug. Der Terminal hätte „entkernt und auf den Rohbauzustand zurückgeführt“ werden müssen, argumentierte die Bundesregierung. Dieser Aufwand erschien ihr zu hoch.

Später kam ein Neubau im Südwesten des BER-Geländes ins Gespräch – aus Sicherheitsgründen gefiel das dem Verteidigungsministerium nicht. Und dann stritten verschiedene Ministerien auch noch über den Standort eines angemessenen „Protokollbereichs“, auf dem die Bundeswehr zum Empfang von Staatsbesuchern aufmarschieren könnte.

So verging Zeit, während der die Bundesregierung in ihren Flugbetrieb investierte, andernorts. Für vier Millionen Euro wurde noch Ende der neunziger Jahre der militärische Teil des Flughafens Tegel modernisiert, wo die Regierungsflyer bislang Minister und Kanzler an Bord nehmen. Auch nach Köln-Wahn flossen weitere Millionen für die Flugbereitschaft.

Vor vier Jahren schließlich war endlich ein Standort für den neuen Polit-VIP-Terminal gefunden, ein 27 Hektar großes Gelände westlich des alten Flughafenterminals Schönefeld, nördlich vom BER (siehe Grafik). Die Bundesanstalt für Immobilienaufgaben, die Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble (CDU) untersteht, schrieb einen Wettbewerb für den Regierungsterminal aus und entschied sich für den grünen „Gesamtansatz aus Landschaft und Architektur“ des Berliner Architektenbüros Busmann und Haber.



Kanzlerin Merkel in Berlin-Tegel

Gezerre um den richtigen Standort

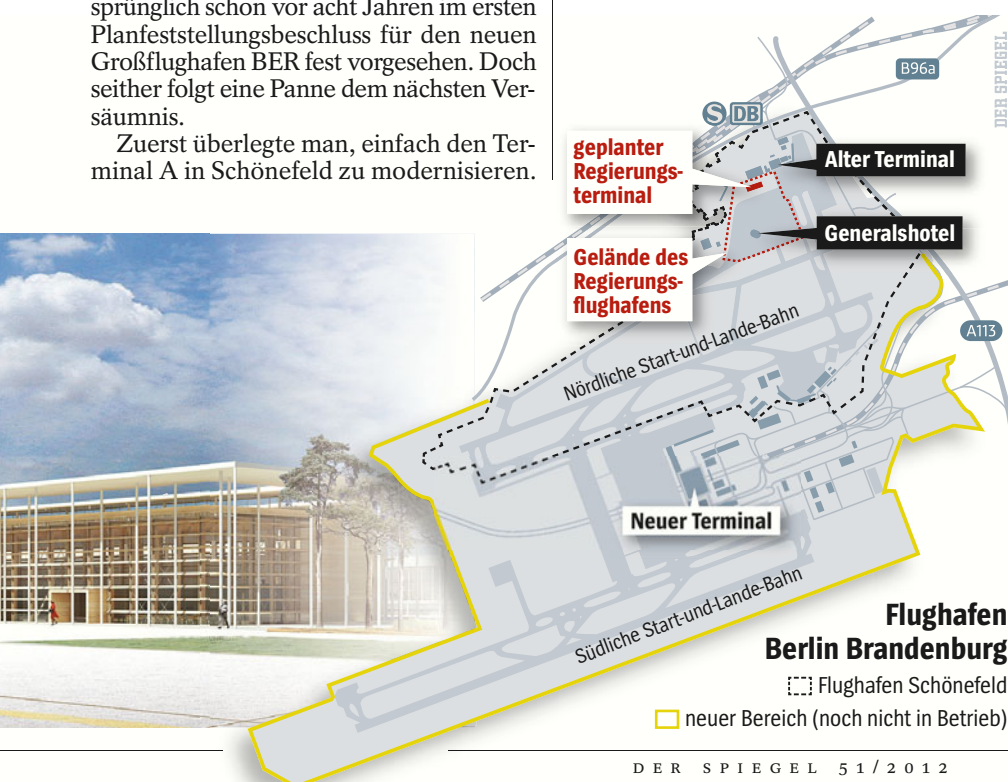
Nur gebaut werden konnte der ökologisch-nachhaltige Polit-Airport immer noch nicht. Das Verfahren schleppte sich auch deswegen hin, weil Bund und Flughafengesellschaft Antragsunterlagen wie Pläne und Gutachten – etwa zum Brandschutz – monatelang nicht vorlegten. Die notwendigen Genehmigungen erteilte das Land Brandenburg erst im September 2011. Bis dahin hatten sich die veranschlagten Kosten mehr als verdoppelt, von 125 Millionen auf 310 Millionen Euro.

Und bevor der Grundstein gelegt werden kann, muss noch der alte Regierungsterminal der DDR weichen. Das pompöse, zurzeit von der Bundespolizei genutzte sogenannte Generalshotel wurde nach dem Krieg errichtet. Von 1961 an empfing das Ost-Berliner Regime dort Staatsgäste wie Fidel Castro aus Kuba. In holzvertäfelten Salons stimmten sich SED-Politbüromitglieder auf die Reise zu den Genossen nach Moskau ein.

Die zuständige Brandenburger Behörde hält den Bau für kulturhistorisch bedeutsam, sie stellte ihn unter Denkmalschutz. Schäubles Immobilienexperten legten aber fest, „dass eine Integration des Generalshotels nicht möglich ist, da ein Verbleib des Gebäudes mit den Betriebsabläufen des Regierungsflyhafens nicht vereinbar ist“. Also soll es abgerissen werden, Denkmalschutz hin oder her. Vorher muss das Haus nun komplett dokumentiert werden, einige bedeutende Teile wie die tropfenförmigen Fenster der Telefonkabinen sollen ausgebaut und gerettet werden.

Erst wenn diese Aufgabe für die Nachwelt erledigt ist, will die Bundesrepublik den Bau ihres Empfangsgebäudes für Staatsgäste beginnen, voraussichtlich im Jahr 2014. Dann soll immerhin der Berliner Großflughafen für die Regierten in Betrieb sein – zumindest wenn die Eröffnung wegen baulicher Mängel nicht ein viertes Mal verschoben werden muss.

ANDREAS WASSERMANN



Ministerpräsident Seehofer*



THOMAS LÖHNES / DAPD

CSU

Charakterliche Mängel

Parteichef Horst Seehofer hat mit seinen Verbalattacken die CSU gegen sich aufgebracht – und seinem Rivalen Markus Söder einen Punktsieg beschert.

Keine Partei beherrscht die Kunst der Inszenierung so gut wie die CSU. An diesem Dienstag will Horst Seehofer mit seinem Kabinett über den weltberühmten Christkindlesmarkt in Nürnberg schlendern. Von dem launigen Spaziergang in der Heimat von Finanzminister Markus Söder soll vor allem ein Signal ausgehen: Kurz vor Weihnachten herrscht wieder Harmonie in der CSU.

Ein bisschen Frieden hat die Partei bitter nötig. Mit seinem Rundumschlag bei einer Weihnachtsfeier für Journalisten hat Seehofer die eigenen Parteifreunde gegen sich aufgebracht. Das Spitzenpersonal hat sich zwar daran gewöhnt, von ihm gemobbt zu werden. Doch das Psychogramm, das der CSU-Chef am vergangenen Montag von Söder zeichnete, war mehr als die übliche Ladung Spott. Der Finanzminister sei „vom Ehrgeiz zerfressen“, habe „charakterliche Schwächen“ und leiste sich „zu

viele Schmutzeleien“, diktierte Seehofer den Journalisten in die Blöcke.

Womit er nicht rechnete, war die Reaktion seiner Partei. Statt, wie üblich, Seehofers Sonnenkönig-Allüren mit einem Schulterzucken zu quittieren, schlossen sich in der Landtagsfraktion die Reihen – ausgerechnet um den ungeliebten Söder.

Der versucht Seehofers Ausfall nun für sich zu nutzen. Söder liebäugelte immer wieder mit dem Posten des Fraktionschefs im Landtag. Die Attacke des Parteichefs könnte ihm nun den notwendigen Schub für den Karrieresprung nach der Landtagswahl 2013 geben, befürchten Seehofers Leute. So hätte Söder eine eigene Machtbasis, um irgendwann nach der Seehofer-Nachfolge zu greifen.

Wie sehr sich die Stimmung gegen Seehofer dreht, zeigte die Haushaltsdebatte am vergangenen Donnerstag. Der Finanzminister übernimmt hier naturgemäß die Hauptrolle, aber an diesem Tag wird er zum Helden der CSU-Fraktion. Als Söder spricht, proben die Gedemütigten den Aufstand in der Anonymität der Masse. Sie erheben sich und applaudieren begeistert schon nach wenigen Sätzen. Zuspruch, Trost und Aufmunterung nehmen kein Ende für den sonst so forschenden Kronprinzen, dessen Beliebtheitsgrad in der Fraktion normalerweise unter der Nachweiskante liegt.

Hinter den Kulissen versuchen sich die Christsozialen in Pendeldiplomatie. Fraktionschef Georg Schmid telefoniert. Und auch Bundesagrarministerin Ilse Aigner ist von Berlin aus als Vermittlerin im Einsatz. Seehofer hat sie als Trumpf für die Landtagswahl nach Bayern geholt, Söder kennt sie seit den gemeinsamen Tagen bei der Jungen Union.

Schließlich treffen sich Seehofer und Söder am Freitagnachmittag in München. „Alle aufgeworfenen Fragen sind ausgeräumt“, meldet die Staatskanzlei danach. Von einer Entschuldigung Seehofers ist nicht die Rede. Dass der Frieden belastbar ist, glaubt in der CSU niemand.

Söder und Seehofer waren nie Freunde, doch ihre gemeinsamen Interessen trugen weit. 2008 waren beide mit viel Leidenschaft dabei, das glücklose Spitzenduo Erwin Huber und Günther Beckstein durch Attacken aus dem Hinterhalt zu stürzen. Beide hielten erneut zusammen, als Karl-Theodor zu Guttenberg zur Kanzlerhoffnung der CSU aufstieg. Als Georg Fahrenschon das Amt des Finanzministers hinwarf, belohnte Seehofer Söder mit dem wichtigen Posten.

Der Bruch zwischen beiden kam im Sommer. Seit Seehofer Bundeslandwirtschaftsministerin Aigner für den Landtagswahlkampf in Bayern verpflichtete, ist Söder eine mächtige Rivalin erwachsen. Der Finanzminister hat nie einen Hehl daraus gemacht, dass er Ministerpräsident werden möchte. Zu seinen wenigen wirklich sympathischen Charakterzügen gehört, dass er sich ganz offen zu seinem Ehrgeiz bekennt. Jetzt bekam er Torschlussspanik.

Zumal Seehofer Söder in den vergangenen Monaten gleich mehrmals düpierte. Söders Doppelhaushalt für die Jahre 2013 und 2014 hat Seehofer in wichtigen Teilen abgeändert, eine Demütigung, die bayerische Finanzminister nur selten ertragen mussten.

Vor allem aber ließ Seehofer seinen Finanzminister in der Euro-Debatte allein. Söders harsche Kritik an den Griechen („An Athen muss ein Exempel statuiert werden“) war von Seehofer gebilligt worden. Doch kurz vor dem CSU-Parteitag im Oktober legte Seehofer eine Kehrtwende hin, bei der selbst der sonst so geschmeidige Finanzminister nicht mehr nachkam. Auf einmal unterstützte Seehofer den Euro-Kurs der Kanzlerin. Griechenland sollte mehr Zeit für Reformen bekommen. Um Söder wurde es einsam.

Am vorvergangenen Sonntag dann empfing Seehofer Griechenlands Premier Antonis Samaras in München. Es war der bisherige Höhepunkt seiner neuen Griechenland-Politik. Athens Finanzminister durfte teilnehmen, der bayerische nicht. Söder sei „bewusst nicht eingeladen worden“, sagte Seehofer den Gästen.

Der Übergangene konterte mit einer kleinen Nachricht auf Twitter. Am Sonntag wurde ihm eine europäische Ehrenmedaille verliehen. „Auch Ehrlichkeit wird respektiert“, schrieb Söder. Seehofer verstand den Tweet, so wie er gemeint war – als Attacke gegen seinen Kurschwenk. Die Weihnachtsfeier nahm ihren Lauf.

PETER MÜLLER, CONNY NEUMANN

* Mit seinem als Punk verkleideten Finanzminister Markus Söder bei der Fastnacht in Franken Anfang Februar in Veitshöchheim.

MÄNNER



REGELN

TRINKE BIER NUR AUS DER FLASCHE.

IN JEANS AUS ROBUSTEM DENIM.



Männer leben nach ihren eigenen Regeln. Hauptsache unkompliziert und ohne Schnickschnack. Robust wie ihre Denims: Auf Sattlermaschinen doppelt genäht, strapazierfähig und für alles zu haben. Nur Flaschen öffnen kann sie nicht.
Joker – ein Mann, eine Jeans.



www.Joker-Jeans.de

FAMILIE

In großen Schuhen

Was bedeutet es für ein Kind, wenn der Vater oder die Mutter psychisch krank ist? In einer Hamburger Gruppe sprachen Jugendliche ein Jahr lang über ihre Sorgen, ihre Scham- und Schuldgefühle, für die sich sonst niemand interessiert. *Von Antje Windmann*

Zwei Dutzend Hände wühlen in einem Berg aus Postkarten. Nur ein großes Mädchen mit dunklen Locken wühlt nicht, sondern schiebt vorsichtig die Motive auf dem blauen Teppich hin und her. Johanna* beißt sich auf die Unterlippe, legt den Kopf schief, ihr Blick sucht den Boden ab. Dann entscheidet sie sich für eine Postkarte: ein Paar nackte Kinderfüße in schwarzen Damensandalen. Johanna nimmt das Bild und sieht auf. „Ich will nicht mehr in diesen Schuhen stecken“, sagt die 15-Jährige.

Das Mädchen neben ihr hat eine Figur aus Stein gewählt. Ein Junge hält eine Karte, auf der sich eine Familie umarmt, die Köpfe zusammensteckt und lacht.

Acht Jugendliche und drei Betreuer sitzen in einem Kreis auf dem Fußboden. Das Zimmer im Hinterhof einer Hamburger Beratungsstelle ist zugig, das Neonlicht kühl. Alle paar Minuten rattert eine S-Bahn vorbei. Es ist das erste Treffen der Auryn-Gruppe an diesem Montag im Oktober 2011. Der Name Auryn stammt aus dem Buch „Die unendliche Geschichte“ von Michael Ende. Er steht für ein Amulett, das Kraft und Mut schenkt, schwierige Aufgaben zu bewältigen. Die acht Jugendlichen sind gekommen, weil sie eine psychisch kranke Mutter haben oder einen psychisch kranken Vater. Und weil sie Hilfe brauchen.

Von nun an werden sie sich jeden Montagnachmittag treffen.

Am Ende der ersten Stunde stecken Johanna und die anderen ihre Postkarten in weiße Briefumschläge. Dazu legen sie Zettel, auf denen sie notiert haben, was sie sich von der Gruppe des Vereins SeelenNot e. V. erhoffen. Erst in einem Jahr werden sie die Kuverts öffnen.

Wer sich in diesem Jahr, immer montags, zu Johanna und den anderen setzte, erfuhr viel über das Leben der etwa drei Millionen Kinder in Deutschland, deren Mutter oder Vater unter anderem an Depressionen, an Persönlichkeitsstörungen oder an Schizophrenie leidet. Die Jugendlichen hatten zu Hause gelernt zu schweigen, sie öffneten sich erst nach und nach. Doch dann erzählten sie, wie sehr



Besucherin Johanna in der psychiatrischen Klinik: „Meine Mutter war wie ein Roboter, sie hat

* Alle Namen geändert.

sie sich schämen, dass ihre Mutter wochenlang im Bett liegt oder im Supermarkt unvermittelt losbrüllt. Oder dass der Vater mit Menschen spricht, die es nicht gibt. An keinem dieser Montage wussten die Kinder, was sie erwartete, wenn sie nach der Sitzung zu Hause die Tür aufschlossen.

Johanna lebt mit ihren Eltern und zwei Geschwistern in einem Vorort südlich von Hamburg. Die Straßen sind gefegt, moderne Häuser reihen sich aneinander. Vor vielen Eingängen parken Kombis, mit denen der Nachwuchs zum Ballett oder Hockey gefahren wird.



nicht mal gelächelt, als sie mich gesehen hat“

Bei Johanna zu Hause dreht sich alles um ihre Mutter Marie*. Die 50-Jährige ist manisch-depressiv. Wann sie krank wurde, weiß die Tochter nicht genau. „Ich habe noch mit Barbiepuppen gespielt“, sagt sie, die Krankheit habe sich eingeschlichen. „Sie hat entweder im Bett gelegen oder ist nur rumgerannt und hat geschimpft. Sie war auch mal zur Kur, angeblich wegen ihres Rückens.“ Johannas rundes, weiches Gesicht wird ernst. „Und als ich vor vier Jahren aus der Schule kam, war sie plötzlich weg. Da hatte die Polizei sie abgeholt und in eine Klinik gebracht.“ Was an diesem Tag passierte, weiß Johanna bis heute nicht.

Seitdem ist ihre Mutter immer mal wieder in der Psychiatrie, oft wochenlang. Weil die Oma weit entfernt lebt und es keine anderen Verwandten gibt, übernimmt Johanna in dieser Zeit das Kommando: Morgens weckt sie ihre Geschwister, 12 und 13 Jahre alt, und stellt ihnen zwei Schalen Cornflakes hin. Nach der Schule – Johanna geht in die 10. Klasse eines Gymnasiums – schiebt sie Pizzen oder Pommes in den Ofen, zur Abwechslung eine Gemüsepfanne aus dem Tiefkühlfach, „damit sie auch mal Vitamine bekommen“. Dann kontrolliert sie die Hausaufgaben, saugt, wischt, macht die Wäsche. Fachleute haben für diesen Rollentausch einen Begriff geprägt: Parentifizierung. Jedes zweite Kind mit einem psychisch kranken Elternteil führt ein Leben in zu großen Schuhen.

„Ich habe auch mal einen Haushaltsplan aufgestellt, aber außer mir hat sich niemand daran gehalten“, erzählt Johanna. Irgendwann, am Ende des Tages, beugt sie sich dann über ihre eigenen Schulbücher.

Johannas Vater Georg* ist ein freundlicher Mann mit starken Händen. Der 51-Jährige hat drei Jobs, um das Haus abzahlen zu können – was bedeutet, dass er selten da ist. Wenn jemand Johanna fragt, was mit ihrer Mutter los sei, antwortet sie, es sei „nicht immer so ganz einfach“ mit ihr. „Wenn sie Krebs hätte, würde ich das vielleicht noch erzählen. Aber in der Psychiatrie – da sitzen doch nur total kranke Leute, die andere umbringen.“

Einige von Johannas Freundinnen wissen, was mit ihrer Mutter ist. „Aber nur die, von denen ich weiß, dass sie die Klappe halten können.“ Dennoch redet sie nicht oft mit ihnen über ihre Probleme. „Mitleid hilft mir nicht weiter“, sagt Johanna knapp.

Nur wenn ihre Mutter in der Klinik ist, lädt sie ihre Freundinnen zu sich nach Hause ein. Dann muss sie nicht fürchten, dass die Mutter kichernd oder brüllend durch die Wohnung läuft. „Und dann müssen wir nicht aufpassen, ob sie abhaut und was anstellt“, sagt Johanna.

Es sind einige Wochen vergangen in der Aurn-Gruppe. Herbstregen prasselt auf den Asphalt. Die Jungs stehen am Kicker, die Mädchen vergleichen ihre Rituale, wie sie Doppelkekse mit Schokolade essen. Sie küren diese zur besten Variante: erst den Deckel abnagen, dann die Schokolade, dann die Unterseite.

Johanna kommt zu spät. Vergebens versucht sie, ihre Traurigkeit wegzulächeln. Ihre Mutter ist mal wieder in der Klinik. Vor zwei Tagen hat Johanna sie besucht. In einem langen, kahlen Flur sind die beiden aufeinander zugeschli-



Postkarte in Johannas Händen
Saugen, wischen, Wäsche waschen

chen. „Sie war wie ein Roboter. Sie hat nicht mal gelächelt, als sie mich gesehen hat“, sagt Johanna.

Es ist still. Alle hocken auf ihren Sitzkissen und haben ihre Augen auf Johanna gerichtet. Sie haben sich darauf verständigt: Wer die größte Not hat, soll den meisten Raum bekommen. Johanna vermutet, dass die Mutter wegen ihrer Medikamente so apathisch war. „Zu Hause nimmt sie die ja nicht.“ Das Mädchen senkt den Blick, schaut auf die Socken, die unter den Zehen schon dünn sind. „Dabei gucke ich morgens immer. Aber sie hat mich schon oft gelinkt. Dann hatte sie die Tabletten einfach weggeschmissen, statt sie zu schlucken.“

Gruppenleiterin Ortrud Beckmann, eine kleine Frau mit dunklem Bob, weiß, dass viele psychisch Kranke nicht einsehen, was mit ihnen los ist: „Könnte es sein, dass deine Mutter gar nicht glaubt, dass sie krank ist?“, fragt sie. Johanna senkt wieder den Kopf, nickt. „Dabei sagen ihr das alle. Sogar die vom Jugendamt waren schon da und haben ihr erklärt, dass wir eine Mutter brauchen.“ Wieder ringt sie sich ein Lächeln ab. „Aber was soll's. Ist mir auch alles egal“, sagt sie. Als wolle sie auf keinen Fall riskieren zu weinen.

Ortrud Beckmann wagt einen zweiten Anlauf. „Was wünschst du dir denn von deiner Mutter?“, fragt sie. „Wenn man immer wieder was versprochen bekommt, aber nichts passiert, dann wünscht man

sich nichts mehr“, pariert Johanna die Frage. So richtig glauben mag ihr das niemand.

Fast alle Jugendlichen sind wie Johanna auf Initiative ihres gesunden Elternteils in der Gruppe. Einige leben wie sie hinter der schmucken Fassade eines Einfamilien- oder Reihenhauses; sie tragen Trendklamotten, besitzen ein Smartphone, sind bei Facebook. Andere wohnen im Hochhaus und kommen jede Woche in derselben Jogginghose zu den Treffen.

Ortrud Beckmann versucht herauszufinden, was die Teenager über die Krankheiten ihrer Eltern wissen. Traumata, Angstzustände, Verfolgungswahn – ein Mädchen kennt die Leiden seiner Mutter nur aus den Packungsbeilagen der Medikamente. Nie hat ein behandelnder Arzt mit ihm gesprochen.

Johannas Mutter zeigt ihrem Mann keinen Arztbrief. Sie lässt nicht zu, dass er mit ihren Ärzten spricht, sie zu Terminen begleitet. „Wir haben uns zusammengebeimt, was sie hat“, sagt der Vater.

Das Verständnis für psychisch kranke Menschen wächst in der Gesellschaft allmählich. Verständnis für die Sorgen ihrer Familien gibt es bislang kaum. Das liegt schon daran, dass die meisten Psychiater nur auf ihren Patienten schauen. Sie übersehen, dass vor ihnen auch Mütter oder Väter sitzen, deren Kinder womöglich Hilfe brauchen. „Wenn überhaupt, werden die Partner als Angehörige wahrgenommen. Aber aus Datenschutzgründen werden sie nur aufgeklärt, wenn der Patient damit einverstanden ist“, klagt Silke Wiegand-Greife, Leiterin des Forschungsprojekts „Kinder psychisch kranker Eltern“ am Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf.

In einer Studie haben die Psychologin und ihr Team nachgewiesen, wie wichtig es für die seelische Gesundheit der Kinder ist, dass sie wissen, was ihrer Mutter oder ihrem Vater fehlt; welches Verhalten zu der Krankheit gehört und was die Zukunft bringen wird. „Viele Eltern glauben, dass sie ihre Kinder schützen, wenn

sie ihnen nicht die Wahrheit sagen“, sagt Wiegand-Greife. Das sei ein fataler Irrtum, denn Kinder verstünden, dass etwas nicht in Ordnung sei. „Was sie sich dann in ihrer Phantasie zusammenreimen, ist viel schlimmer als die Realität.“ Die Folge: Die Krankheit von Mutter oder Vater macht auch die Kinder krank. Laut Silke Wiegand-Greife sind fast die Hälfte aller betroffenen Töchter und Söhne selbst psychisch auffällig. Die Jungen werden eher aggressiv, die Mädchen verstummen.

Welche Spuren die Erkrankungen von Eltern hinterlassen können, wird an einem Montag im Dezember deutlich. Draußen ist es dunkel, die Therapeutin hat das Licht nicht angeknipst. Johanna und die anderen liegen auf dem Boden, eingehüllt in Fleecedecken. In der Dunkelheit fällt es ihnen leichter preiszugeben, wie sie sich fühlen. Ein Mädchen erzählt, dass es sich heimlich ritzt. Ein anderes berichtet, dass es sich mit den Leuten am Bahnhof inzwischen wohler fühlt als in der Familie. Ein ganz in Schwarz gekleideter Junge erzählt später, schon mal auf dem Fensterbrett gestanden, in die Tiefe geschaut und überlegt zu haben zu springen: „Da war mir alles zu viel.“

Sein Vater, von Beruf Altenpfleger, sei depressiv, sagt der Junge. Seine Mutter habe eine Persönlichkeitsstörung. Manchmal habe sie ihn eingesperrt oder tagelang ignoriert. Aber immerhin, im Gegensatz zu Johannas Mutter sehe sie ein, dass sie nicht gesund sei.

Ein Besuch bei Johanna zu Hause. Marie F. sitzt am Esstisch. Sie trägt Jeans, ein Shirt mit Blümchenmuster und eine lange silberne Kette um den Hals. Sie ist sehr gepflegt, wirkt sympathisch. Johanna und ihre beiden jüngeren Geschwister haben sich in ihre Zimmer im oberen Stockwerk verkrochen.

„Das hat viel mit den Wechseljahren zu tun“, schildert Marie F. mit ruhiger Stimme ihren Zustand und lächelt. „Erst war ich unglaublich müde. Dann habe ich falsche Medikamente bekommen, Antidepressiva. Durch die bin ich erst in die Manie gerutscht.“ Dagegen habe sie wieder Medikamente bekommen, die sie nicht vertrage. „Ich kriege von diesen ganzen Mitteln dicke Füße und unglaublich viel Hornhaut. Ich sehe dann richtig verunstaltet aus.“ Dabei sei so eine Hypomanie doch nichts Schlimmes.

Marie F. ist sehr überzeugend, wenn sie ihre Geschichte erzählt. Wohlsortiert, ein bisschen jovial, rundheraus. Dann kommt sie auf ihren Mann zu sprechen. „Wenn der nicht immer sofort die Polizei gerufen hätte, wäre auch nicht alles so schiefgelaufen“, sagt sie. Aber ihr Arzt sehe das ganzheitlicher, glücklicherweise. „Der sagt immer: Frau F., Ihnen helfen die besten Medikamente nichts, wenn Sie



MANFRED WITT / DER SPIEGEL

Auryn-Gruppe bei einer Übung in Hamburg: Jungen werden aggressiv, Mädchen verstummen

Hallo, Bildcode. Tschüss, Pa5sw%rt.

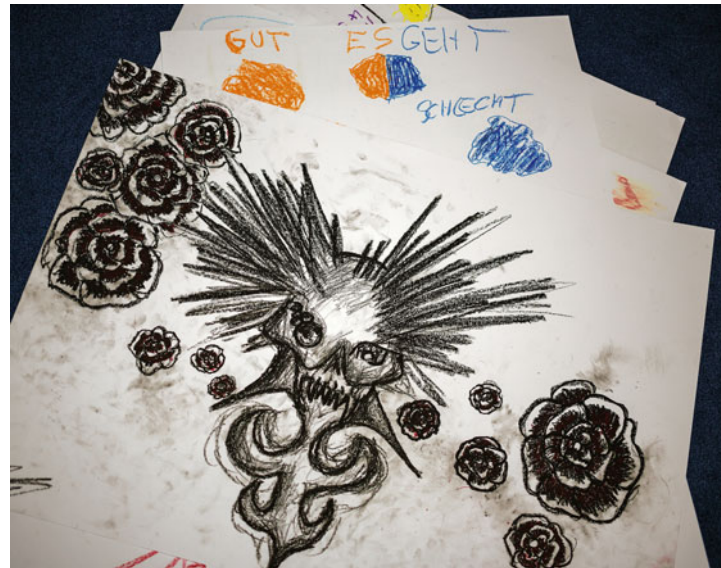
Erstellen Sie Ihren persönlichen Bildcode, indem sie eine Gestenfolge auf Ihrem Lieblingsbild definieren. An dieses Passwort werden Sie sich immer gerne erinnern.



Lenovo IdeaCentre A720



Windows 8



Gruppenteilnehmer, Zeichnung eines Jungen, Therapeutin Beckmann: Sie müssen so sehr auf die Gefühle ihrer Eltern achten, dass sie ihre

Ihr Leben nicht ändern.“ Marie F. macht eine bedeutungsvolle Pause. „Und er hat recht. Mir ginge es viel besser, wenn mein Mann endlich ausziehen würde. Der interessiert sich nur für seine Arbeit, und der ...“, sie sucht nach Worten, „ist manchmal einfach so banal.“

Was Johannas Mutter nicht erzählt: dass sie ihren Kindern krude Geschichten über Kontakte zur Unterwelt erzählt, die sie angeblich hat. Dass sie das Auto ihres Mannes demoliert und seine Kleider weggeschmissen hat. Dass sie behauptet hat, er wolle sie vergiften.

Aus dem Flur ist zu hören, dass jemand die Tür aufschließt. Johannas Vater kommt nach Hause. Er trägt einen Blauermann und sieht sehr müde aus. Er nickt seiner Frau kurz zu und geht gleich nach oben zu seinen Kindern.

Wird ein Mensch psychisch krank, quält die Familie oft die Frage: Wer hat Schuld? „Meine Oma behauptet, dass mein Vater schuld ist“, sagt Johanna. Sie schüttelt verständnislos den Kopf. „Und mein Vater macht meine Oma verantwortlich.“ Johanna gab lange Zeit sich selbst die Schuld. Und weil das fehlende Geld ein stets wiederkehrendes Thema zwischen Vater und Mutter ist, dachte sie manchmal: „Na toll, und du liegst ihnen auch noch auf der Tasche und brauchst Anziehsachen, Schulbücher und so. Manchmal habe ich mir deshalb zu Weihnachten nichts mehr gewünscht.“

Als die Jugendlichen in der Aurn-Gruppe über die Schuldfrage diskutieren, ergreift ein Mann das Wort. Gemeinsam mit Ortrud Beckmann und einem Psychotherapeuten betreut er die Teenager. Sebastian Schlösser, 35, ist von Beruf Theaterregisseur und wie Johannas Mutter manisch-depressiv. Er war selbst wochenlang in der Psychiatrie und hat ein Buch für seinen Sohn geschrieben, in dem er ihm erklärt, wie schwierig es ist, mit einer „Meise“ fer-

tig zu werden*. „Also, so viel ist klar: Dass ich krank bin, daran ist niemand schuld“, sagt Schlösser laut in die Runde. Sofort verstummt die Diskussion. Alle schauen ihn an, als hätten sie in den vergangenen Monaten vergessen, dass er krank ist.

Johanna findet als Erste die Sprache wieder. „Aber warum bist du so normal?“, fragt sie. „Weil ich gut auf meine Medikamente eingestellt bin und sie immer nehme“, antwortet Schlösser und erklärt den Jugendlichen, dass psychische Leiden auch etwas mit Genetik und Stoffwechselprozessen zu tun haben können.

Am ersten Montag nach den Weihnachtsferien erzählt die Gruppe zunächst von den Feiertagen. Ein Mädchen darf seine Mutter nur in Anwesenheit eines Betreuers sehen – doch der hatte in den Ferien keinen freien Termin. Ein anderes ist den Tränen nahe, weil der Vater behauptet, er habe keine Kraft mehr, seine Tochter zu sehen. Johannas Mutter war Weihnachten nur einen Tag zu Hause. „Es war ganz okay. Ich schätze, sie kommt im Februar aus der Klinik raus“, sagt sie seltsam lässig. Dann schiebt sie kleinlaut einen Satz hinterher: „Am Anfang habe ich gedacht, ich würde sie nicht vermissen, aber jetzt vermisste ich sie doch.“

Das ist Johannas Dilemma: Ist ihre Mutter da, geht es ihr nicht gut. Ist ihre Mutter in der Klinik, geht es ihr nicht besser. „Der beste Zustand ist eigentlich, wenn sie zu Hause ist und ihre depressive Phase hat und im Bett liegt. Dann ist sie zwar da, aber richtet nichts an“, sagt Johanna.

An diesem Tag scheint ihr aber noch etwas auf der Seele zu liegen. Johanna pult an ihren Fingern, sieht niemanden an, als sie sagt: „Ich erzähle hier so viel, aber ich gehe nie mit einer Lösung nach Hause.“ Die Therapeutin Beckmann setzt

sich neben sie. „Wir können eure Probleme auch nicht lösen“, erklärt sie ihr. „Wir können nur an eurer Haltung arbeiten und ein paar Strategien entwickeln, wie es euch mit bestimmten Situationen besser geht.“ Johanna ist deprimiert. Sie schleudert die Worte heraus: „Mein Vater sagt auch immer, ich soll abschalten. Aber ich weiß nicht, wie das geht.“ Die anderen raten ihr, sich aufs Bett zu legen, Musik zu hören oder Mangas zu zeichnen. Johanna zuckt mit den Achseln. Dann geht sie in die Küche, Kekse essen.

Ortrud Beckmann bittet die Gruppe, jeder möge seine Gefühle aufschreiben. Gemeinsam schauen sie danach auf 40 Begriffe. Auf zehn weißen Karten steht „Wut“ oder „Hass“, auf jeweils drei Karten „Traurigkeit“, „Enttäuschung“ und das Wort „Schmerz“. Den Begriff „Angst“ hat keiner aufgeschrieben.

„Gibt es nichts, wovor ihr Angst habt?“, provoziert Beckmann. Sie weiß, dass alle so konditioniert sind, auf die Gefühle ihrer Eltern zu achten, dass sie ihre eigenen nicht mehr richtig lesen können. „Ich habe Angst vor den Anrufen, dass es meinem Vater wieder schlechtgeht“, bekennt ein Junge. „Ich frage mich manchmal, ob meine Mutter mir das vererbt hat“, sagt Johanna. Andere nicken. „Jeder kann jederzeit psychisch krank werden“, erklärt Beckmann, „weil er verunglückt ist oder überfallen wurde. Aber ja: Auch ein depressiver Vater oder eine manische Mutter kann krank machen.“

Etwa 60 Prozent der Kinder von psychisch Kranken entwickeln in ihrem späteren Leben selbst ein psychisches Leiden. Besonders gefährdet sind Kinder von Patienten mit Persönlichkeitsstörungen oder Schizophrenie. Feste Bindungen zu gesunden Erwachsenen, sei es zu dem anderen Elternteil, zu einer Tante oder einer Nachbarin, geben den Kindern Halt. Beckmann vermittelt deshalb Patenschaften.

* Sebastian Schlösser: „Lieber Matz, Dein Papa hat 'ne Meise“. Ullstein Verlag, Berlin; 240 Seiten; 18 Euro.



FOTOS: MANFRED WITT / DER SPIEGEL

eigenen nicht mehr lesen können

An einem Montag im April ist Johanna auf dem Tiefpunkt. Ihre Mutter ist noch nicht lange vom letzten Klinikaufenthalt zurück, und das Drama beginnt wieder von vorn. „Sie lacht wieder vor sich hin und benimmt sich wie eine 13-Jährige“, berichtet die Tochter. Neuerdings trage die Mutter auch „so Nuttenstiefel“, Overknees. Johanna will mit der Betreuerin ihrer Mutter reden, damit sie wieder in die Klinik komme. „Dabei müsste ich jetzt echt was für die Schule tun“, sagt sie.

Seit diesem Frühjahr wissen Johannas Lehrer von ihrer Situation. Eines Tages war sie nach dem Unterricht sitzen geblieben, bis alle anderen weg waren. Dann vertraute sie sich ihrem Klassenlehrer an. „Sie sagte, dass sie es mit dem Haushalt und der Schule nicht mehr schafft“, erinnert der sich. Kurz darauf sei er am Telefon Zeuge geworden, was Johanna und ihre Geschwister zu Hause erleben. „Sie hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen, um mit mir reden zu können. Draußen tobte und brüllte die Mutter. Johanna wollte schnell auflegen, um ihre Geschwister zu beschützen.“

Auf der Suche nach einer Lösung für Johanna und ihre Geschwister wendet sich der Lehrer an die Therapeutin Beckmann. Die beiden beschließen, sich mit Mitarbeitern des Jugendamts zusammenzusetzen. Es dauert Wochen, bis es zu einem Treffen kommt. Zuvor wird Johannas Mutter mit richterlichem Beschluss in die Psychiatrie eingewiesen. Sie hatte sich bis zuletzt dagegen gewehrt.

Nach all den Jahren ist die Geduld von Johannas Vater im Sommer am Ende: Lange hat er versucht, seine Familie zusammenzuhalten. Doch nun will er die Scheidung – und das alleinige Sorgerecht für seine Kinder. In den folgenden Wochen werden Johanna und ihre Geschwis-

ter mehrfach von einem Richter angehört, wo sie leben wollen. Sie entscheiden sich für ihren Vater, einstimmig.

Johanna berichtet davon beim letzten Gruppentreffen. Es sind nicht mehr alle Teenager dabei. Ein Mädchen wollte partout nicht über sich sprechen. Ein Junge lebt nun in einer betreuten Wohngemeinschaft am anderen Stadtende. Der Junge, der schon mal auf der Fensterbank stand, fragt, ob seine Schwester bei der nächsten Aurn-Gruppe mitmachen könne.

Doch Ortrud Beckmann kann ihm keine Hoffnung machen. „Es wird erst mal keine Gruppe mehr geben“, sagt die Therapeutin. Sie wirkt niedergeschlagen, ihr und ihren Mitstreitern ist die Puste ausgegangen. Sie haben keine Kraft mehr, um neue Spenden zu werben.

Es ist das Schicksal vieler sozialer Projekte. Doch in diesem Fall ist es umso gravierender, weil es bundesweit keine frühen und regulären Hilfen für die Kinder von psychisch kranken Menschen gibt. Erst wenn deren Töchter und Söhne verwahrlosen, wenn sie unterernährt sind oder die Schule schwänzen, greift der Staat ein.

Beckmann will von ihrem Kummer ablenken. Sie hält einen Stapel Umschläge hoch. „Stimmt“, ruft Johanna, „daran hatte ich gar nicht mehr gedacht.“ Sie trennt ihren Umschlag auf, zieht die Postkarte mit den kleinen Füßen in großen schwarzen Sandalen heraus. Sie faltet den Zettel auseinander, auf dem sie notiert hat, was sie sich von dem Jahr mit der Gruppe wünscht. „Dass ich versuche, mit meiner Mutter klarzukommen und weiterhin ihre Krankheit zu akzeptieren“, liest sie vor.

Dann lächelt sie und schaut auf das Jahr zurück. Sie hat viel geschafft: über ihre Gefühle zu sprechen und wieder Wünsche zu entwickeln, die sie selbst betreffen. Sie will ein gutes Abitur machen und danach studieren. Und sie hat gelernt, dass man niemandem seine Erkrankung vorwerfen kann – den Umgang damit aber schon.

Wochen später. Das Gericht hat entschieden, dass Johanna und ihre Geschwister beim Vater bleiben. Für die Mutter soll ein Platz in einem betreuten Wohnprojekt gefunden werden. Das Jugendamt wird der Familie eine Haushaltshilfe stellen. Zweimal die Woche soll sie kommen. Johanna hätte ihre Mutter zwar lieber bei sich. „Aber so ging es wirklich nicht mehr weiter“, sagt sie.

Johanna hat sie in der Klinik besucht, um ihr die Neuigkeiten „schonend beizubringen“. Sie haben sich an einen Tisch in der Klinik-Cafeteria gesetzt. Dann hat Johanna sie gefragt, ob sie weiß, warum das alles so gekommen ist. „Als von ihr nichts kam, habe ich gesagt: ‚Weil du krank bist, Mama.‘“ Johanna strahlt. „Und dann hat sie mich angeguckt und endlich mal ‚Ja‘ gesagt.“ ♦

Wechseln Sie jetzt auf Windows 8



Jetzt herunterladen auf windows.de

 Windows 8

*Inkl. MwSt. UVP ab 1. Februar 2013: 279,99 Euro.

© 2012 Microsoft Corporation. Alle Rechte vorbehalten.



Tannenplantage in der Eifel

„Das hat mit richtigem Wald nichts zu tun“

Umwelt

Weihnachtlich glänzet der Wald

Weil viele Forstbesitzer nur noch Weihnachtsbäume pflanzen, will Nordrhein-Westfalen ein Verbot solcher Monokulturen durchsetzen.

Nur ein paar von den Großen sind übrig geblieben. Wie verloren stehen die Bäume in Grüppchen zu beiden Seiten des Tals. „Früher war hier alles Wald“, sagt Matthias Scheidt. „Heute fallen mir keine fünf Kilometer ohne Monokultur mehr ein.“

Die Monokultur, die den Wald verdrängt – das kennt man aus Brasilien oder Indonesien, von den Zuckerrohr- oder Ölpalmen-Plantagen. Doch Umweltschützer Scheidt spricht nicht von fernen Weltgegenden, sondern von seiner Heimat, dem Hochsauerland.

Die Monokultur hier ist in diesen Tagen nicht leicht zu erkennen, der Winterereinbruch brachte so viel Schnee, dass die Tannensetzlinge rund um die 11 000-Seele-Gemeinde Bestwig fast vollständig bedeckt sind. Man muss deshalb genau schauen, um zu begreifen, wer den Wald bedroht: die Weihnachtsbäume. Seit der

Orkan „Kyrill“ im Januar 2007 wütete, wachsen in vielen Gegenden in Deutschland keine Wälder im traditionellen Sinn mehr. Die Forstbauern in Nordrhein-Westfalen legten stattdessen Tannenkulturen an. Sie gruben den Boden um, zogen Zäune, sie düngten die Bäume und besprühen sie mit Pestiziden. „Was hier passiert, hat nichts mehr mit richtigem Wald zu tun“, sagt Reiner Priggen, der Grünen-Fraktionschef im Düsseldorfer Landtag. „Das ist pure Agroindustrie.“

Die rot-grüne Landesregierung in Nordrhein-Westfalen will künftig die Weihnachtsbäume von den Waldflächen fernhalten. Ein Gesetzesentwurf wird mit Rücksicht auf die vorweihnachtliche Stimmung erst nach dem Fest, im Januar, vorgelegt. Dann soll festgeschrieben werden, dass es so wie bisher nicht weitergehen darf.

Noch wächst die Mehrheit aller Weihnachtsbäume auf Äckern, auf denen sich auch mit Getreide gutes Geld verdienen lässt. Doch in den vergangenen Jahren eroberte die Weihnachtsindustrie den Wald. Bereits 2006 wurden rund 1890 Hektar Waldfläche in NRW ausschließlich für die Aufzucht von Nordmanntannen und Blaufichten verwandelt. Nach dem Kahlschlag durch „Kyrill“ verdoppelte sich die Anbaufläche. Im vorigen Jahr befand sich knapp ein Viertel aller Weihnachtsbaumplantagen in Waldgebieten.

Mit gutem Grund: Ein Hektar Weihnachtsbaumfläche ist viel profitabler als die gleiche Fläche traditionellen Walds. Mit Weihnachtsbäumen sind – so lautet

eine Rechnung des NRW-Landesbetriebs für Wald und Holz – bis zu 6000 Euro pro Hektar im Jahr an Wertschöpfung zu erzielen, mit schlichtem Wald hingegen maximal 200 Euro.

Bäume aus dem Hochsauerland tragen bereits auf den Schonungen die Verkaufsschilder von großen deutschen Baummarkketten, abgefasst in mehreren Sprachen und ergänzt um Hinweise, die den Verkauf ankurbeln sollen: Der Baum, der seine Wurzeln im Sauerland schlägt, stamme aus Dänemark und „nachhaltiger Forstwirtschaft“.

Die Herkunftsangabe bezieht sich vermutlich auf den Setzling, der in Skandinavien gesät und gezogen wurde. Dann wäre an dem Schild formal wohl nichts auszusetzen. Kritiker zweifeln aber an der Nachhaltigkeit: Sie fürchten unter anderem, dass die Pestizide andere Pflanzen schädigen und die Beackerung des Waldbodens zu Erosion führt. Zudem könnte das Grundwasser durch Dünger und Pflanzenschutzmittel verschmutzt werden. An 6 von 30 Gewässerstellen in den Wäldern des Sauerlands, an denen das Umweltministerium 2012 Proben nahm, wurden bereits Rückstände des umstrittenen Pflanzenschutzmittels Glyphosat gefunden.

Begrenzen will die Landesregierung das Wachstum der Weihnachtsbaumplantagen, indem sie eine ähnliche Regelung einführt wie in Brandenburg, Baden-Württemberg, Niedersachsen und Schleswig-Holstein. Demnach bedürfte künftig jede Weihnachtsbaumanpflanzung im Wald einer Genehmigung – so ist es bisher schon für Ackerflächen geregelt.

Zwar befürchtet der FDP-Landtagsabgeordnete Karlheinz Busen, dass Rot-Grün „die Axt an unsere jahrhundertealte Weihnachtsbaumtradition“ anlegt, und der CDU-Abgeordnete Thorsten Schick reimt im Landtag sogar gegen das Vorhaben („Am Sauerländer Weihnachtsbaum die Kerzen/die erwärmen unsere Herzen“). Doch die Regierungskoalition ist entschlossen: „Wir werden unseren Antrag noch im Januar einbringen, damit die Gesetzesänderung zur nächsten Pflanzperiode wirksam werden kann“, sagt der Grünen-Abgeordnete Norwich Rüße.

In Bestwig mag Matthias Scheidt daran noch nicht glauben. Er gründete im vorigen Jahr zusammen mit seinem Vater und einigen Getreuen eine Bürgerinitiative gegen den wuchernden Weihnachtsbaumanbau. Innerhalb von nur fünf Jahren hatten sich die Plantagen in Bestwig um 625 Prozent ausgedehnt, hatten sie ausgerechnet. Der Plan der Landesregierung geht Scheidt deshalb nicht weit genug: „Wir wollen, dass aus den jetzigen Plantagen wieder Wald wird.“

BARBARA SCHMID, FIDELIUS SCHMID



Costa, IN WIRKLICHKEIT NOCH schöner



z.B. 7 Tage ab € 549,- p.P.
zzgl. Serviceentgelt*

Jetzt live auf costakreuzfahrten.de

Es gibt noch viel zu entdecken

Buchung im Reisebüro oder telefonisch unter 040-570 12 13 14



*zzgl. Serviceentgelt i.H.v. max. 7,- € p.P./ohne Servicebeanstandung an Bord verbrachter Nacht. Weitere Informationen im Costa Katalog 2013. Limitiertes Kontingent. Preis bei Buchung bis 2 Monate vor Abfahrt. Costa Kreuzfahrten, Niederlassung der Costa Crociere S.p.A. (Genua), Am Sandtorkai 39, 20457 Hamburg.

Der Wirtschaftsstandort Thüringen ist perfekt für alle, die viel verlangen. Denn er bietet viel. Unternehmen, die innovative Produkte entwickeln und herstellen. Viele motivierte Fachkräfte mit fundierter Ausbildung. Eine hochmoderne Infrastruktur, die den Freistaat zum perfekten Logistikstandort macht. Eine Kombination, die keinen Investorenwunsch offen lässt. Mehr unter www.das-ist-thueringen.de oder unter +49 (0) 361 5603470.



Das ist Thüringen.

Egal, was Sie brauchen. Thüringen bietet es.



Was war da los, Frau Lighty?

Jane Abbott Lighty, 77, amerikanische Rentnerin, über spätes Glück: „Wir sind eines der ersten gleichgeschlechtlichen Paare, die je im Staate Washington eine Heiraterlaubnis bekamen. Mehr als drei Jahrzehnte mussten wir darauf warten, die Homo-Ehe war ja lange tabu. Unser erstes Date hatten wir vor 35 Jahren in einem chinesischen Restaurant in Sacramento, Kalifornien. Wir aßen ein wunderbares Rindfleischgericht und unterhielten uns vier Stunden am Stück. Zwei Wochen später zogen wir zusammen in ihr Haus. Mittlerweile ist meine jetzige Ehefrau 85 Jahre alt. Als wir im Fernsehen sahen, dass die Homo-Ehe endlich legalisiert wurde und wir doch noch heiraten würden, da schrien wir vor Freude. Wir ließen uns am 9. Dezember während eines Konzerts des Seattle-Männerchors trauen. Nach dem ersten Stück kamen wir auf die Bühne. 2000 Menschen wurden Zeugen, wie wir unser Ehegelübde sprachen. Es war das pure Glück.“

DAVID RYDER / GETTY IMAGES



Lighty, Partnerin

Was erzählen Suchbegriffe über unsere Gesellschaft, Frau Kurz?

Die Sachbuchautorin Constanze Kurz, 38, ist Sprecherin des Chaos Computer Clubs.

SPIEGEL: Welches Wort haben Sie im laufenden Jahr am häufigsten gegoogelt, getwittert oder auf Facebook gestellt?

Kurz: Das weiß ich nicht mehr. Nun habe ich Vorlieben: digitale Technik, Zeitgeist, Datensicherheit. Aber es wird bei mir nicht anders gewesen sein als bei der Mehrheit. Im Netz geht es vor allem um Konsum und Unterhaltung, das zeigen ja auch die Rankings der meistgesuchten Begriffe.

SPIEGEL: Google und Facebook haben zum Jahresende Listen veröffentlicht mit Suchbegriffen, die in einem kurzen Zeitraum sehr oft angeklickt wurden. Hat Sie dabei etwas überrascht?

Kurz: Die Klassiker unter den Suchwörtern sind Jahr für Jahr dieselben: Wetter, Routenplaner, Porno. Deshalb war Google schlau, sie haben diejenigen Wörter ermittelt, die aus dem Nichts kamen und am schnellsten aufblühten.

Dasselbe haben auch Facebook und Twitter gemacht. Wenn man die Ergebnisse vergleicht, kann man daraus ablesen, welche Funktion diese Portale in der Netzwelt übernehmen.

SPIEGEL: Welche denn?

Kurz: Twitter ist etwas politischer als die anderen, da ging es oft um



Kurz

PETER HIMSEL

Themen wie Syrien. Aber dann auch wieder: Justin Bieber. Und die Google-Top-5-Suchwörter sind eher banal: EM 2012, Dirk Bach, Olympia 2012, Felix Baumgartner und Samsung Galaxy S3. Wobei Dirk Bach aus der Reihe fällt und deshalb wieder interessant ist.

SPIEGEL: Warum?

Kurz: Ein homosexueller „Dschungelcamp“-Moderator stirbt eines frühen, aber natürlichen Todes. Ein für das große Ganze relativ unwichtiger Vorgang erfährt eine explosive Aufmerksamkeit. Weil er emotional ist. Das zeigt, wie das Netz und soziale Medien die Wirklichkeit verändern.

SPIEGEL: Wie denn?

Kurz: Man kann im Netz, weil Zustimmung so einfach auszudrücken ist, rasch eine riesige Trauergemeinde generieren. Das breitet sich im Nu aus. Auf diese Weise entsteht zunächst eine quantitative Bedeutung. Und die verwandelt sich in qualitative Bedeutung. Sehen Sie, das geschieht schon, indem wir hier darüber reden.

Der Profi

EINE MELDUNG UND IHRE GESCHICHTE: Wie ein Brite sein Wissen an Spielautomaten in Geld verwandelt

Christian Drummond ist wieder in seinem Haus, bei seiner Frau. Zwei Wochen war er fort, im Einsatz, wie er das nennt. Eine Woche wird er bleiben in Brighton, an der englischen Südküste, er wird viel schlafen, zweimal täglich joggen, wird versuchen zu entspannen. Dann wird er wieder losziehen und antreten, allein gegen die Maschinen. Eigentlich hat er nie vorgehabt, sein Geld so zu verdienen, in Pubs, an Spielautomaten, aber er verlor seinen Job, vor fünf Jahren, als Suchtberater in Glasgow. Danach machte er sein Hobby zum Beruf: Drummond spielt in Kneipen eine Variante von „Wer wird Millionär?“, die es in Deutschland nicht gibt – ein Automatenspiel, bei dem man Geld einsetzt. Er ist jetzt ein Quizzer, einer, der ein Quiz gewinnen will.

Schon als Jugendlicher hatte er gern „Trivial Pursuit“ gespielt und oft gewonnen, er konnte sich Dinge immer schon schnell merken, war Chef des schuleigenen „Trivial Pursuit“-Teams. Als er das erste Mal vor einem dieser Quiz-Automaten saß, fühlte er sich wie zu Hause und gewann innerhalb von ein paar Stunden 80 Pfund. Das war das Ende von Christian Drummond, dem Suchtberater.

Heute ist ein Gewinn von 80 Pfund für ihn kein Grund zur Freude mehr. 200 Pfund liegen am Ende eines mäßigen Arbeitstags in Drummonds Rucksack, 500 Pfund gewinnt er an einem richtig guten Tag. Im vergangenen Jahr verdiente Drummond nach eigenen Angaben 60 000 Pfund und verschliss vier Rucksäcke. In diesem Jahr wird es weniger sein, 40 000 Pfund wahrscheinlich, weil er nach seiner Hochzeit zwei Monate aussetzte und mit seiner Frau auf Reisen ging.

Um vom Quizzen leben zu können, arbeitet Drummond im Akkord. Er beantwortet Fragen im Sekundentakt, in einem Pub hält er sich nicht länger als 15 oder 20 Minuten auf, dann schüttet auch der beste Automat kein Geld mehr aus.

In dieser Viertelstunde durchläuft der Wettkampf mit der Maschine drei Phasen. Ist der Geldspeicher des Automaten gut gefüllt, lockt er den Spieler in der ersten

Phase mit Fragen, die auf den flüchtigen Blick so aussehen, als wären sie schnell zu beantworten, etwa: Der Apostel Matthäus ist der Schutzheilige der a) Bergleute b) Alkoholiker c) Waisen?

In Phase zwei wird es schwieriger: Welches dieser Länder hat die größte Fläche: a) Tansania b) Mauretanien c) Pakistan?

In Phase drei folgen Fragen, die erfahrenen Spielern zeigen, dass an dieser Ma-

um ein Datum, ist es meist das erstgenannte.

Rund 10 000 Pubs will Drummond in den vergangenen fünf Jahren besucht haben, seine Arbeitstage beginnen mit Mülli, dann geht es gegen zehn Uhr in den ersten Pub. Seine Tage enden oft erst gegen Mitternacht, Alkohol gestattet Drummond sich während der Arbeit nicht, er unterhält sich auch nicht mehr als nötig, er will nicht auffallen als Profispieler, der gezielt Automaten leert.

Während der Zugfahrten von Stadt zu Stadt vertieft sich Drummond in neue Fakten. Er kennt 500 Personen, die in den Romanen von Dickens auftreten, kann die Einwohnerzahlen aller großen Städte Afrikas herunterbeten und weiß die Ergebnisse aller Endspiele in Wimbledon.

Sein Job habe viele Vorteile, sagt Drummond, aber auch ein paar Nachteile. Auf Partys werde er seltsam angeschaut, wenn er auf die Frage nach seinem Beruf antwortet: „Ich bin Quizzer.“ Und auch seine Frau war skeptisch, als sie ihn kennenlernte, vor drei Jahren. Er hat ihr dann versprochen, nicht zu spielen, wenn sie zusammen ausgehen.

Mittlerweile ist Drummond nicht mehr so versessen darauf, jeden Automaten zu leeren. Er sagt: „Nach fünf Jahren fühlt es sich an wie richtige Arbeit, es ist manchmal schon ziemlich öde.“ Außerdem kommen die Automaten, auf die er sich spezialisiert hat, langsam aus der Mode. Es werden weniger, deshalb muss Drummond noch mehr reisen.

Er plant jetzt seinen Ausstieg, hat während seiner Zeit als professioneller Quizzer an einer Fernuniversität einen Abschluss in englischer Literatur gemacht. Er sagt, er wolle seinen Kopf, der ihm an den Automaten gute Dienste geleistet hat, jetzt für andere Zwecke nutzen.

Sein größtes Problem sei im Moment sein Lebenslauf. Fragt ihn ein möglicher Arbeitgeber, wie er in den vergangenen fünf Jahren sein Geld verdient habe, muss er antworten: Ich habe in Kneipen rumgesessen und an Automaten gespielt.

UWE BUSE



Drummond

Beruf des Tages

Schlau macht reich! Der Brite Christian Drummond münzt sein Wissen in Bares um. Er pilgert von Pub zu Pub und

Aus der „B.“

schine nichts mehr zu holen ist. Zum Beispiel: Welcher dieser Männer hat seinen Oscar als Erster gewonnen a) Walter Brennan b) Donald Crisp c) Joseph Schildkraut?

Schnell entdeckte Drummond Muster, die es ihm erlauben, weiterzuspielen, auch ohne die Antwort zu kennen. Wird nach einer Zahl gefragt, ist oft die zweite von drei Antworten die richtige. Geht es

Die Antworten auf die Quizfragen lauten: Der Apostel Matthäus ist der Schutzheilige der Alkoholiker. Mauretanien hat von den drei Ländern die größte Fläche. Walter Brennan, er gewann seinen Oscar 1937, in einer Nebenrolle.



* Zum achten Mal in Folge Branchenfürer
im Dow Jones Sustainability Index.

Sung Hyeun Lim ist einer unserer internationalen Partner, die dazu beitragen, uns zum nachhaltigsten Automobilhersteller der Welt* zu machen. Erfahren Sie, wie es ihm im südkoreanischen Daegu gelungen ist, mit Fenstern ein sichtbares Zeichen für Nachhaltigkeit zu setzen und so den Energieverbrauch seines Handelsbetriebs um 20 Prozent zu senken:
www.bmwgroup.com/whatsnext



Jetzt Film ansehen.

EIN GESCHÄFTSMANN, DER IMMER WENIGER WILL.

NACHHALTIG GEBAUTE HANDELSBETRIEBE WELTWEIT. FÜR UNS DER NÄCHSTE SCHRITT.

**BMW
GROUP**



Rolls-Royce
Motor Cars Limited





**Tiefer gehen.
Mehr verstehen.**

Der digitale SPIEGEL. Die neue Art zu lesen.

Der digitale SPIEGEL lässt Sie so tief in ein Thema einsteigen, wie Sie möchten. Mit zusätzlichen Hintergrundseiten, exklusiv produzierten Videos, interaktiven Grafiken, 360°-Panoramafotos und 3-D-Modellen. Alles immer schon ab Sonntag 8 Uhr.

www.spiegel.de/digital

**DER
SPIEGEL**



Webcam-Girl Love in Hamburg

FOTOS: HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS

PORNOGRAFIE

Männer, die auf Schirme starren

Mit seiner Verhaftung ist der Deutsche Fabian Thylmann als König der Porno-Industrie bekannt geworden. Sein Sex-Konzern funktioniert wie eine moderne AG, lautlos und digital. Im Internet ist er zu einer Macht geworden wie Amazon oder Wikipedia. *Von Uwe Buse*



In einem stickigen Filmstudio in Los Angeles sitzen elf Porno-Stars auf fleckigen Sofas und versuchen sich an einem Film, der besser sein muss als die Ware, die Fabian Thylmann zu bieten hat.

Thylmann, ein Deutscher aus Aachen, hat die Branche aufgeschreckt, weil er aus dem muffigen Porno-Geschäft einen weltweit agierenden Konzern geformt hat. Alles, was bislang verstoßen betrieben wurde, heimlich sein musste und irgendwie gestrig wirkte, sah plötzlich modern aus, als Thylmann auftrat, denn er ist keiner dieser ahnungslosen Neben-erwerbszuhälter, die ins Porno-Geschäft eingestiegen sind. Thylmann ist ein Programmierer. Wo die anderen bloß an Dildos dachten, denkt der Deutsche an belastbare Internetverbindungen, die jede Szene der Welt auf jeden Computer der Welt übertragen können. Thylmann bewegt sich in einer anderen Dimension, und deshalb fällt es seinen Konkurrenten schwer, Schritt zu halten.

In Los Angeles hat der Darsteller Tommy Pistol genug von der Hitze, er steht auf, stellt sich vor den einzigen Ventilator. Pistol sieht ein bisschen aus wie der junge Robert De Niro, zuletzt spielte er in einer Satire mit, in der ein Gurkenhobel von entscheidender Bedeutung war. Pistol öffnet seine Hose, zieht die Unterhose runter, stellt sich in den Luftstrom und sagt: „Ah, schon besser.“

Hinter ihm sitzt Sarah Shevon, zurzeit brünett, in der Branche bekannt für ihre Experimentierfreude, und blickt besorgt auf ihre Beine. Sie sehen im Moment nicht besonders gut aus. Vor ein paar Tagen hatte Shevon einen Bondage-Dreh inklusive analen Fistings, und seitdem kommen ihr die Beine „so komisch dick“ vor. Vielleicht sei da was kaputtgegangen, sagt sie. Eine Kollegin nickt ihr mitfühlend zu und empfiehlt ein Präparat mit Vitamin B12.

Mr. Pete, seit zwölf Jahren im Geschäft, Besitzer von drei Porno-Oscars, masturbiert auf einem Sofa lustlos vor sich hin. Er erzählt beiläufig, dass er früher 250 000 Dollar im Jahr gemacht habe

und jetzt, mit deutlich mehr Arbeit, auf gerade mal die Hälfte komme.

Der Einzige, der gute Laune hat, ist James Deen. Er kam als Letzter zum Set, parkte sein 100 000 Dollar teures Sportcoupé, einen Nissan GT-R, neben einem verbeulten Kleinwagen und hält sein Handy in die Runde, zeigt Fotos von sich in der neuen Modekollektion von Louis Vuitton.

Sie alle sind hier, um ein Remake des Horrorklassikers „Carrie“ zu drehen. Die große Schlusszene besteht aus einer Orgie, und die Regisseurin Kimberly Kane

Es kursieren nur wenige Fotos von ihm, er lebt sehr zurückgezogen. Man weiß nicht viel über ihn, er macht ein Geheimnis aus sich. Er ist 34 Jahre alt, das ist sicher, er ist verheiratet, glücklich, wie er einmal sagte.

Gewöhnlich sind Porno-Produzenten damit zufrieden, ein eigenes Studio zu besitzen. So leicht war aber Thylmanns Anspruch nicht zu erschöpfen. Er legte seine Geschäfte von Beginn an professioneller an. Heute führt er den weltweit größten Porno-Konzern. Er profitiert von Filmen, die als Raubkopien ins Internet gestellt werden, genauso wie von Filmen, die legal im Netz vermarktet werden. Thylmann steigerte seine Umsätze auch durch Webcam-Seiten im Internet, den jüngsten Trend in der Branche.

Fabian Thylmanns Konzern heißt Manwin. Das ist ein verschachteltes Gebilde von über 30 Firmen, zu denen viele große Internetportale und Marken gehören: YouPorn, Pornhub, Brazzers, Mofos und, und, und. Addiert man die Klicks, die auf allen Internetseiten seiner Firmen zusammenkommen, kommt man auf mehrere Milliarden pro Jahr. Das sind Größenordnungen, die sonst die Großen des World Wide Web erreichen, Amazon etwa oder Wikipedia; nur Giganten wie Facebook oder Google liegen vor ihm.

Es ist eine beeindruckende Karriere, die Thylmann

vorzuweisen hat, eine, die dem rasanten Aufstieg von Mark Zuckerberg ähnelt, dem Facebook-Gründer, oder dem der Google-Gründer.

Am 4. Dezember aber geschah etwas, das selbst den Strategen Thylmann überraschte: Man verhaftete ihn auf seinem Anwesen, das auf einer Anhöhe des noblen Brüsseler Vororts Tervuren liegt. Zwischen sieben und acht Uhr fuhrn belgische Polizisten und deutsche Steuerfahnder, insgesamt rund hundert Beamte, durch die versteckte Einfahrt, vorbei an einer millionenschweren Sammlung teurer Sportwagen, und präsentierten Thylmann einen Haftbefehl. IT-Spezialisten sicherten in seinem Haus, in Büros in



Porno-Unternehmer Thylmann in Las Vegas: Glücklich verheiratet

geht nervös auf und ab. Das hier ist ihr erster Porno mit richtigen Dialogen und einer Handlung, die aus mehr besteht als aus hemmungslosem Sex. Vor der Schlusszene erinnert die Regisseurin daran, dass jetzt ein Massen-Rage-Fuck anstehe, deswegen müssten alle „schön aggressiv“ werden.

Die Produktion des Horror-Pornos sammelt die angesagtesten und verlässlichsten Talente der Branche, es ist ein weiterer verzweifelter Versuch, sich gegen Thylmann zu wehren, den Konkurrenten aus Deutschland, der seit Jahren die Porno-Welt zu beherrschen versucht. Der maßloser ist als andere, mit Sicherheit geschickter, vielleicht auch smarter.

Hamburg, die zu Thylmanns Konzern Manwin gehören, mehrere Terabyte Daten.

Thylmann saß zunächst einige Tage im belgischen Gefängnis, am vergangenen Donnerstag wurde er nach Deutschland gebracht und wartet nun auf die Anklage. Es besteht der Verdacht auf Steuerhinterziehung in wohl zweistelliger Millionenhöhe.

Deutsche Ermittler werden sich in nächster Zeit intensiv mit diesem Mann beschäftigen, der in bislang unbekanntem Maßstab einen Geschäftszweig entwickelt hat, der ohne das Internet unvorstellbar wäre: digitale, weltweit abrufbare Pornografie, gemacht für zahllose, anonyme

ber eine Provision. Mit Nats lassen sich diese Abrechnungen verwalten. Dröge Buchhaltung, aber angepasst an die Bedürfnisse der Porno-Industrie.

Als Thylmann im Jahr 2006 seine Anteile an der Firma verkaufte, die Nats vertrieb, bekam er dafür nach ernsthafte Schätzungen einen einstelligen Millionenbetrag.

Mit diesem Geld legte er sich innerhalb eines Jahres drei Firmen zu, darunter eine mit der Internetseite Privat Amateure. Thylmann behauptet, dass er innerhalb von drei Monaten in der Lage war, die Profite der Firmen um 50 Prozent zu steigern.

nats perfekt sein würde. Es dauerte aber drei Monate, auch deshalb, weil Thylmann nicht in der Lage war, bar zu bezahlen. Auch bekam er nirgendwo Kredit.

Am Ende der Verhandlungen verpflichtete sich Thylmann, einen Teil der Summe unmittelbar nach der Vertragsunterzeichnung zu zahlen, den Rest in 16 Monatsraten. Wäre er mit einer Zahlung auch nur wenige Tage in Rückstand geraten, wäre Mansef sofort an die Firmengründer zurückgefallen.

Diese Bedingungen seien „sehr verkäuferfreundlich“ gewesen, wie Thylmann später einmal sagte, und um solch eine Situation nicht noch einmal erleben zu müssen, verbrachte er von nun an viel Zeit damit, die Buchhaltung seiner Firmen in Ordnung zu bringen. „Dann waren wir in der Lage, einen Kredit von einem Wall-Street-Fonds zu erhalten.“ Wahrscheinlich belief sich der Kredit auf 140 Millionen Dollar. Mit diesem Geld habe er 2011 den Kauf von YouPorn und anderen Unternehmen finanziert, sagte Thylmann bei einem seiner wenigen öffentlichen Auftritte im Januar dieses Jahres auf der Internext Expo in Las Vegas, einem Branchentreffen.

Es ist nicht einfach, Thylmanns Erfolg zu erklären. Zunächst muss man verstehen, welche Einstellung dieser Mann zu Pornos hat; und wenn man begreifen will, wozu man in dieser Industrie überhaupt eine Einstellung benötigt, muss man Jeff Stewart besuchen.

Stewarts Firma liegt im Norden von Los Angeles, im San Fernando Valley, dem Hollywood der Porno-Industrie. Es ist ein schmuckloser Flachbau, Stewart steht im Korridor und trägt ein grünes T-Shirt, darauf steht auf Englisch: „Entspann dich, es ist nicht deine Tochter.“

Wären da nicht die Narben in seinem Gesicht, könnte man Stewart für den Schauspieler Christoph Maria Herbst halten, der im Fernsehen als Versicherungsangestellter Stromberg bekannt wurde. Stewart geht in sein Büro, einen kleinen Kasten mit einem großen Bildschirm an der Wand. Eine schwarze Frau reckt darauf ihren Hintern empor, in Großaufnahme, schweißüberströmt. Eine grüne Flüssigkeit schießt ihr aus dem Hintern. Stewart blickt gedankenverloren auf den Monitor und sagt: „Ich habe keine Ahnung mehr, wie das zustande kam.“

Stewart hat viel getrunken in der vergangenen Nacht und wenig geschlafen. Seine Augen sind glasig, und er lässt sich darüber aufklären, dass der SPIEGEL kein Porno-Magazin aus Deutschland ist. Als er die Enttäuschung verarbeitet hat, sagt er: „Ist auch egal.“ Und rülpst.

Stewart hat sich spezialisiert auf harten Oralsex, im Branchenjargon „Throatfucking“. Seine Filme zeigen Frauen, die gegen den Würgereflex ankämpfen, mit



PETER LUEDERS / DER SPIEGEL

Porno-Filmaufnahmen in Los Angeles: Die Rolle des Gurkenhobels

Kunden in unscheinbaren Wohnzimmern, für Menschen, die keine DVDs mehr kaufen, kein Porno-Kino mehr besuchen, sich in keiner Videokabine mehr einschließen, nichts mehr riskieren müssen auf dem Weg zum kleinen Orgasmus zwischendurch.

Als Thylmann vor gut zehn Jahren in das Geschäft einstieg, war auch er ein namenloser Mann. Abrechnungs-Software programmierte er, ein Computerfreak, der sich mit Zahlen und Daten auskannte. Seine Software trägt den Namen Nats. Mit Nats lässt sich feststellen, über welche Werbeflächen, welche Links oder Empfehlungen ein Surfer zu einer Porno-Seite im Netz gelangt ist. Und wenn der Surfer dort nicht nur guckt, sondern zahlender Kunde wird, dann gibt der Seitenbetrei-

Im März 2010 kaufte Thylmann die kanadische Holding Mansef. Eigentümer waren die Mitglieder einer Kneipenkicker-Mannschaft, die sich für Frauen mit großen Brüsten begeisterten. Nach und nach entstand aus Mansef Thylmanns privater Konzern.

Zu Mansef gehörten die Internetseiten Pornhub, ein YouPorn-Konkurrent, Brazzers und Mofos. Brazzers ist eine der bekanntesten und populärsten Porno-Pay-sites im Netz. Die Seite soll mit ihren Darstellerinnen dazu beigetragen haben, dass mächtige Silikonbrüste wieder populär wurden in der Branche, nachdem sie lange als out gegolten hatten.

Als Thylmann mit den Mansef-Eigentümern verhandelte, hoffte er anfangs noch, dass der Kauf innerhalb eines Mo-



Wir fördern Erdgas. Und den Dialog.

Wenn es um verantwortungsvolle Förderung von Erdgas und Erdöl geht, ist Technik und Erfahrung aus Deutschland gefragt. Seit über 100 Jahren zählen deutsche Ingenieure zu den Besten, auch bei der Erschließung dieser Rohstoffe. ExxonMobil hat daran einen maßgeblichen Anteil. Weil wir in neue Technologien investieren und bei der Erdgasgewinnung hohe Standards setzen. Weil wir zu unserer Verantwortung für Natur und Umwelt stehen. Und weil wir Bedenken von Bürgern ernst nehmen.

Wir suchen und fördern nicht nur Erdgas. Wir suchen und fördern auch den Dialog. Denn nur gemeinsam schaffen wir die Energiewende – zuverlässig und verantwortungsvoll.

Informieren Sie sich unter
www.erdgassuche-in-deutschland.de

ExxonMobil

Herausforderung Energie: Packen wir's an.™

panisch aufgerissenen Augen und zerfließendem Mascara.

Stewart ist ein klassischer Porno-Unternehmer, der wie viele andere seinen persönlichen Fetisch in ein Geschäft verwandelt hat, er sagt: „Ich steh drauf, Frauen zu dominieren. Gut, dass andere Männer das auch wollen, sonst müsste ich wahrscheinlich richtig arbeiten.“ Im Grunde verfilmt Stewart bloß seine Phantasien, das ist seine Einstellung zur Pornografie. Aus dem Abgrund, den er in sich entdeckt, wird ein Video. Ich will Frauen quälen, ihr wollt es doch auch, und deswegen mache ich es euch vor – Stewarts Geschäftsmodell ist nichts als eine pausenlose Ego-Show.

Zweck. Thylmann geht es um Technik, um technische Perfektion, auch deshalb ist er ein Porno-Unternehmer neuen Typs. Verkäufe, was dich selbst anmacht – diese alte Branchenregel interessiert ihn nicht. Wer sind deine Kunden, diese Frage stellt sich Thylmann oft.

Sein Aufstieg begann, als die Internetverbindungen schnell genug wurden, um nicht nur Bilder, sondern auch Filme zügig zu übertragen. Die Wut, die ihm heute in Internetforen entgegenschlägt, ist auch die Wut darüber, dass er, als Eigentümer von Pornhub und YouPorn, dazu beitrug, einen ruinösen Wettlauf weiter anzuhetzen, dem viele Unter-

Branche zunächst mit neuen Angeboten. Reality Porn wurde populär, Dutzende Produktionsfirmen verschrieben sich diesem Genre, in dem meist unbekannte Anfängerinnen auftreten, als normale Hausfrauen oder Studentinnen. Sie lassen sich auf der Straße, im Park oder während einer Party von einem Mann mit einer Kamera ansprechen, und die Dialoge verlaufen meist so:

Mann: „Hallo, du bist aber sexy.“

Frau: „Danke schön.“

Mann: „Zeigst du mir deine Titten?“

Frau (zögert): „Ich weiß nicht.“

Mann holt ein Bündel Geldscheine hervor: „Ich geb dir 100 Dollar.“

Frau: „Okay.“

Am Ende ist die Frau nackt und befriedigt den Mann.

Auf Dauer allerdings war die Produktion von neuem Material nicht ausreichend, um den Verlust zahlender Kunden auszugleichen. Zu schnell wurden Raubkopien ins Netz gestellt, zu schwierig und zu langwierig war es, das gestohlene Material löschen zu lassen. Und selbst wenn das gelang, tauchte es wenige Tage später doch wieder im Internet auf.

Ratlos begannen die Produzenten, sich neue Trends auszudenken und ihre Pornos zu verändern. Je erfolgreicher Thylmanns Methoden wurden, je entscheidender der Laptop wurde, je wichtiger die Möglichkeit, Pornos überall auf der Welt mühelos anschauen zu können, desto brutaler wurden die Filme, die von der überforderten und überrumpelten Hardcore-Industrie hergestellt wurden. Der Branche fiel kein Gegenmittel mehr ein, nur die bedingungslose Aggression.

Jeff Stewart, der Oralsex-Fachmann aus Kalifornien, war lange Zeit ein Extremist in diesem Gewerbe, plötzlich fand er sich im Mainstream wieder. Stewart war derselbe geblieben, ein unbelehrbarer Frauenquäler, doch die anderen Unternehmer waren ihm ähnlich geworden.

Gonzo-Porn, dem Wortsinn nach „exzentrische“ Pornografie, war ein neuer Trend: Filme ohne die Andeutung einer Handlung außer dem Akt, geprägt von Praktiken, die immer aufs Neue die Grenzen des Erträglichen verschoben, die Grenzen dessen, was ein weiblicher Körper noch aushält, brutaler Oralverkehr, Analverkehr und anales Fisting, ohne Gleitcreme. Gonzo-Porn und klassische Pornografie, das ist ein Unterschied wie Schwergewichtsboxen und Fangenspielen. Verletzungen sind die Regel, die Adult Industry Medical Health Care Foundation hat sie zusammengetragen: Vorfall des Schließmuskels, Risse im Gewebe der Vagina, des Halses, des Anus, man könnte diese Aufzählung endlos verlängern.

Gonzo-Porn ist kein flüchtiger Trend, kein Produkt aus einer Nische. Gonzo-Porn ist die Ultima Ratio der Branche



JASON GROW / DER SPIEGEL

Dreharbeiten für Sadomaso-Porno: Verfilmung eigener Phantasien

Jeff Stewart ist das Gegenteil von Fabian Thylmann. Der Deutsche interessiert sich für andere Dinge, für das „Monetarisieren des Internettraffics“, wie er es nennt, die Auswahl und die Rotationsfrequenz von Anzeigen auf Internetseiten. Während seines Auftritts in Las Vegas erzählte Thylmann stolz, dass sich in seinem Konzern 50 Mitarbeiter allein um die Optimierung der Anzeigen und Seiten im Internet kümmern. Nicht einmal die Farbe der Seiten bleibe dem Zufall überlassen.

Diese Begeisterung für ein technisches Detail ist den meisten anderen Porno-Produzenten fremd. Natürlich gibt es unter ihnen welche, die sich darum bemühen, ihre Seiten im Internet zu verbessern, aber sie sehen es als reines Mittel zum

neher in der Branche nicht gewachsen sind.

Seine werbefinanzierten Seiten verstreuten pornografisches Material in die ganze Welt, Fotos und Filme standen kostenlos zur Verfügung. Hochgeladen wurden sie von Nutzern, die sich sagen: Wenn wir das Zeug, das auf unseren Rechnern lagert, für uns behalten, bleiben wir klein. Wenn wir eine weltweite Gemeinde damit füttern, werden wir groß. Und irgendwann sind wir so groß, dass keine Kontrollbehörde dieser Welt mehr gegen uns ankommt. So kursieren inzwischen massenhaft Raubkopien in diesen Portalen, die Flut der frei zugänglichen Bilder hat zum Bankrott vieler Porno-Firmen geführt.

Auf die neue Konkurrenz, die Thylmann maßgeblich mitschuf, reagierte die

Tonangebend.



SORENTO



Welcome to a different beat.
Der neue Kia Sorento.

The Power to Surprise

Einer bestimmt immer den Rhythmus. So auch der neue Kia Sorento, der im Gegensatz zu vielen anderen SUVs auf allen Terrains zu Hause ist – auf der Schotterpiste genauso wie auf dem Weg zum Bäcker. Testen Sie jetzt sein souveränes Fahrverhalten bei einer Probefahrt. Der neue Kia Sorento ab € 29.990,-**.



mobile.kia.de



www.facebook.com/kiadeutschland

Kraftstoffverbrauch in l/100 km: kombiniert 9,1–5,8; innerorts 12,5–7,3; außerorts 7,2–5,0. CO₂-Emission: kombiniert 212–153 g/km; Energie-Effizienzklasse: E (2.4 GDI 2WD MT/2.4 GDI AWD MT/2.4 GDI AWD AT); C (2.2 CRDi AWD AT); B (2.2 CRDi 2WD MT/2.2 CRDi AWD MT). Nach Richtlinie 1999/94 EG. Abbildung zeigt Sonderausstattung.

*Max. 150.000 km. Gemäß den gültigen Garantiebedingungen. Einzelheiten erfahren Sie bei Ihrem Kia Vertragshändler. **Unverbindliche Preisempfehlung der Kia Motors Deutschland GmbH für den Kia Sorento 2.4 GDI ATTRACT 2WD zzgl. Überführungskosten.

und deshalb das Fundament, auf dem der Porno-Film jetzt ruht, in fast jedem Film sind Elemente des Gonzo-Porn vorhanden. Gonzo-Porn ist das vorläufige Ergebnis eines Geschäftsmodells, das auf den Tabubruch setzt. Es ist auch eine Reaktion auf Fabian Thylmanns Erfolg.

Seit kurzem bietet er Porno-Herstellern an, seine Firma YouPorn als Marketinginstrument zu nutzen. Die Produzenten sollen dort selbst Videoclips hochladen. Je mehr Sex zu sehen ist, desto auffälliger werden die Clips auf der Internetseite angeordnet. Das sieht wie Thylmanns Entgegenkommen an die Branche aus – aber es nützt vor allem Thylmann. Seitdem er sich darum bemüht, dass raubkopiertes Material gelöscht wird und nicht wieder auf seinen Seiten landet, verliert er Geld. Die Einbußen versucht er auszugleichen, indem

Eine der erfolgreichsten deutschen Darstellerinnen nennt sich Lara Love, sie lebt in Hamburg, hat sich die Brüste schon mit 17 Jahren operieren lassen und ist bei mydirtyhobby.com unter Vertrag, einem Amateurportal, das zu Thylmanns Reich gehört.

Zwei Tage bevor Thylmanns Verhaftung öffentlich bekanntwird, sitzt Lara Love vor ihrem Laptop, in High Heels und oben ohne. Sie zündet sich eine Zigarette an und erzählt von ihrem Tag, der gut gelaufen ist. Drei Stunden lang hat sie vor ihrer Webcam gegessen, bis 22 Uhr, sie hat drei Männern, die zugeschaltet wurden, zum Orgasmus verholfen. Einen dieser Männer hat sie auf seinen Wunsch hin als Schlampe und danach als Dicksau beschimpft, ihn anschließend wie einen Wolf heulen lassen. Am Ende hat sie noch einen Slip verkauft, den sie getragen hatte.

– wenn möglich, schaltet Lara Love einen Voyeur zu, einen zahlenden Kunden, der es scharf findet, wenn er als unsichtbarer Beobachter dabei sein darf. „Das tut ja keinem weh“, sagt sie über den Voyeur.

Am Ende der Aktion öffnet sich neben der Besucherliste ein zweites Fenster. Darin kann Lara Love sehen, wie viel Geld die Männer während des Chats direkt an mydirtyhobby.com überwiesen haben. Es sind rund 450 Euro in drei Stunden.

Mydirtyhobby.com nimmt sich 75 Prozent der Einnahmen, 25 Prozent bleiben den Darstellerinnen. „Und davon“, sagt Lara Love, „werden noch 17 Prozent zypriotische Mehrwertsteuer abgezogen.“

Es ist das komplizierteste Wort, das Lara Love an diesem Abend herausbringt, sie sagt es fast andächtig: zypriotisch. Die Finanzbehörde von Zypern erhält die



Porno-Portale des Thylmann-Konzerns Manwin: Ankunft in der Mitte der Gesellschaft

er YouPorn den Porno-Herstellern als Plattform für ihre Videos vermietet.

Geld verdient der Porno-König aus Deutschland längst auch mit anderen Geschäftsmodellen. Er hat Portale geschaffen, die sich nicht aus professionellen Konserven speisen, sondern mit Live-Sex, hergestellt vom netten Nachbarn um die Ecke. Manchmal wird dafür nur eine Frau benötigt, die sich vor eine Webcam setzt und die Wünsche von Männern erfüllt, die auf Computerschirme starren. Camming heißt dieser Trend. Lange Zeit vegetierte diese Art von Porno nur in einer winzigen Nische, erst der Überdruß an den Konservenprodukten brachte den Aufschwung, der hineinführt in die Mitte der Gesellschaft. Frauen, die mit Sex Geld verdienen wollen, können dies mit Hilfe der Webcams jetzt tun, von zu Hause aus, als Nebenerwerb, ohne das Risiko, von einem Produzenten zu Sexpraktiken genötigt zu werden, die sie ablehnen.

Der Slip brachte ihr 50 Euro ein, die drei Stunden vor der Webcam 150 Euro. Die Zahlen sind auf dem Bildschirm ihres Rechners zu sehen, akkurat aufgelistet. Der Erlös erscheint in der Sekunde, in der Lara Love die Video-Session schließt.

Sie kann auf dem Monitor sehen, wie viele Männer in den vergangenen drei Stunden ihren Video-Chatroom betraten, es waren 16. Sie kann sehen, wie viele Minuten jeder Mann im Chatroom blieb und wie viel Geld von seinem Rechner an Lara Love überwiesen wurde.

Für eine Gruppensitzung zahlt jeder Mann 1,99 Euro pro Minute, die Männer können sie dann sehen, Nachrichten schreiben, sie hören. Sprechen können sie mit ihr nicht. Das ist Lara Love „zu stressig, dann quasseln zehn geile Typen durcheinander“.

Will ein Mann mit Lara Love allein sein, kostet ihn das 3,99 Euro pro Minute. Ganz allein sind die Männer aber selten

Steuern, die diese Firma aus Thylmanns Reich zahlt, das so unübersichtlich ist wie eine globale Bank. Das Bürohaus der Porno-Zentrale steht in Luxemburg, nichts Pompöses, ein unauffälliges Gebäude aus Glas und Beton. Das Klangvollste ist noch der Name der Straße, die dort entlangführt, sie heißt Boulevard Royal. In Los Angeles hat Thylmann Firmenbüros, in London, in Montreal, in Hamburg, überall.

Das alles nützt ihm vielleicht nicht mehr viel, bald werden ihn Staatsanwälte befragen. Sie versuchen, ihn wegen Steuerhinterziehung ranzukriegen. Das ist ein ziemlich läppischer Verdacht für einen Mann, der an den Orgasmen der Welt verdient.



Video: Lara Love über ihren Job

spiegel.de/app512012lara
und in der iPad-App

Verstecken sich Energieverschwender in Ihrem Unternehmen?*



* ENTEGA Energiemanagement schaltet sie aus.

Mit Energie sollte man sparsam umgehen: nicht nur der Umwelt zuliebe, sondern auch wegen der Kosten. Denn energieeffizient zu wirtschaften zahlt sich für Ihr Unternehmen aus: Zwischen 10 und 30% Einsparungspotenzial gibt es im Durchschnitt in deutschen Unternehmen. Wir helfen dabei, dieses Potenzial aufzuspüren: von der Analyse über die Planung bis zur Umsetzung und Zertifizierung nach DIN ISO 50001. Übrigens: Unternehmen mit Energiemanagement können zudem auch steuerliche Vergünstigungen erhalten.

Vereinbaren Sie jetzt einen Beratungstermin!

→ 06151 404 4444

→ entega.de/energiemanagement



→ entega.de



Lesbisches Paar mit Kind

VERFASSUNGSGERICHT

Mutter, Mutter, Kind

Schwule und Lesben dürfen adoptieren – aber nicht als Paare.
Jetzt verhandelt Karlsruhe über diesen Widerspruch.

Drei Mamas habe sie, sagt die 13-jährige Anka cool, wenn sie mit anderen Kindern über ihre Familie spricht: Bei einer war ich im Bauch, bei zwei anderen lebe ich, nur den Papa kenne ich nicht.

Was kompliziert klingt, lässt sich schnell erklären. Geboren ist Anka in Bulgarien, ihre leibliche Mutter gab sie gleich nach der Geburt in ein Heim und zur Adoption frei. Mit vier Jahren wurde sie von Claudia Peters adoptiert, einer Innenarchitektin aus Münster. Und die lebt in Lebenspartnerschaft mit einer anderen Frau: Constanze, einer Frauenärztin – Ankas Mama Nummer drei.

Nur vor dem Gesetz ist das anders, denn da gilt Constanze nicht als Ankas Mama. Das Mädchen ebenfalls zu adoptieren wurde ihr verwehrt. In Deutschland können Einzelpersonen zwar Kinder adoptieren, unabhängig von Geschlecht, Familienstand und sexueller Orientierung. Die Adoption eines Kindes durch ein gleichgeschlechtliches Paar aber ist nach geltender Auffassung in Deutschland nicht erlaubt.

Die Grünen versuchen seit Jahren, daran etwas zu ändern, und brachten 2010

einen entsprechenden Gesetzentwurf in den Bundestag ein, bislang erfolglos. Im selben Jahr scheiterten die Landesjustizminister mit einem Vorschlag beim Bund.

Das Thema rührt an grundsätzliche Fragen der rechtlichen Gleichstellung von Ehe und gleichgeschlechtlicher Lebenspartnerschaft, aber auch an die noch grundsätzlichere Frage, was eine Familie ist und ob sie auch aus Mutter, Mutter und Kind bestehen kann.

Diesen Dienstag verhandelt das Bundesverfassungsgericht über die Verfassungsbeschwerde von Constanze Peters – zusammen mit dem Fall eines homosexuellen Paares aus Hamburg, das einen inzwischen zwölf Jahre alten Sohn hat. Auch dort hat der eine Partner den Jungen in Rumänien adoptieren dürfen, der andere dann aber nicht.

Bislang ist die Rechtslage so: Wenn bei Eheleuten ein Partner ein Adoptivkind mit in die Ehe bringt, darf der andere es auch rechtlich als Kind annehmen. In einer eingetragenen Lebenspartnerschaft darf der gleichgeschlechtliche Partner das leibliche Kind des anderen adoptieren – nicht aber ein Kind, das jener adoptiert

hat. Der Erste Senat in Karlsruhe muss entscheiden, ob darin eine verfassungswidrige Ungleichbehandlung liegt.

Sollten die beiden Paare recht bekommen, wäre einer stufenweisen Adoption von Kindern durch gleichgeschlechtliche Lebenspartner der Weg geebnet; ein Verbot der gemeinschaftlichen Adoption durch Schwule und Lesben ließe sich dann politisch kaum mehr halten.

Constanze und Claudia Peters wollen ihren richtigen Namen – und den der Tochter – nicht in der Zeitung preisgeben, um sie vor möglichen Belästigungen zu schützen. Sie hätten nie gedacht, dass sie womöglich Rechtsgeschichte schreiben würden, als sie sich 2003 erstmals um eine Adoption bemühten. „Wir sind da relativ blauäugig reingegangen“, sagt Constanze. „Wir wollten zwar nie nur eine Einzeladoption, aber wir haben uns gesagt, wir machen das jetzt, und der Rest wird sich finden.“

Seit 20 Jahren sind Claudia, 58, und die fünf Jahre jüngere Constanze ein Paar. Sie ähneln sich schon äußerlich. Beide haben denselben Kurzhaarschnitt und tragen eine randlose Brille. Beide trinken gern Holunderpunsch, und beide haben an ihrer Hand den gleichen breiten, goldenen Ring – nur dass Claudia ihn rechts trägt und Constanze links. Die Ringe steckten sie sich 1996 an, als es die Möglichkeit einer eingetragenen Partnerschaft noch gar nicht gab. Bald darauf wuchs bei beiden der Wunsch, ein Kind zu adoptieren.

Beim Jugendamt Münster bekamen sie die nötigen Papiere. Im Frühsommer

DIE VERMESSUNG DER WÜNSCHE:

Unternehmen haben genügend Daten. Ein durchschnittlich großes Unternehmen speichert über 200 Terabyte. Es weiß also sehr genau, wer seine Produkte wie, wann und wo kauft.

DIE STIMME DER DATEN.

Heute erwarten Kunden, dass ein Unternehmen weiß, warum sie ein Produkt kaufen – oder auch nicht. Nur wenn ein Unternehmen versteht, was seine Kunden bewegt, kann es maßgeschneiderten Service anbieten.

Die gute Nachricht ist: Es gibt diese Daten. Nur eben nicht als Tabellen, Berichte und Einkaufsstatistiken.

Wir nennen es Big Data. Es sind Daten aus Tweets, Videos, Clickstreams und anderen unstrukturierten Quellen. Diese Daten erkennen Wünsche. Und wir haben heute die Möglichkeit, diese Daten zu verstehen.

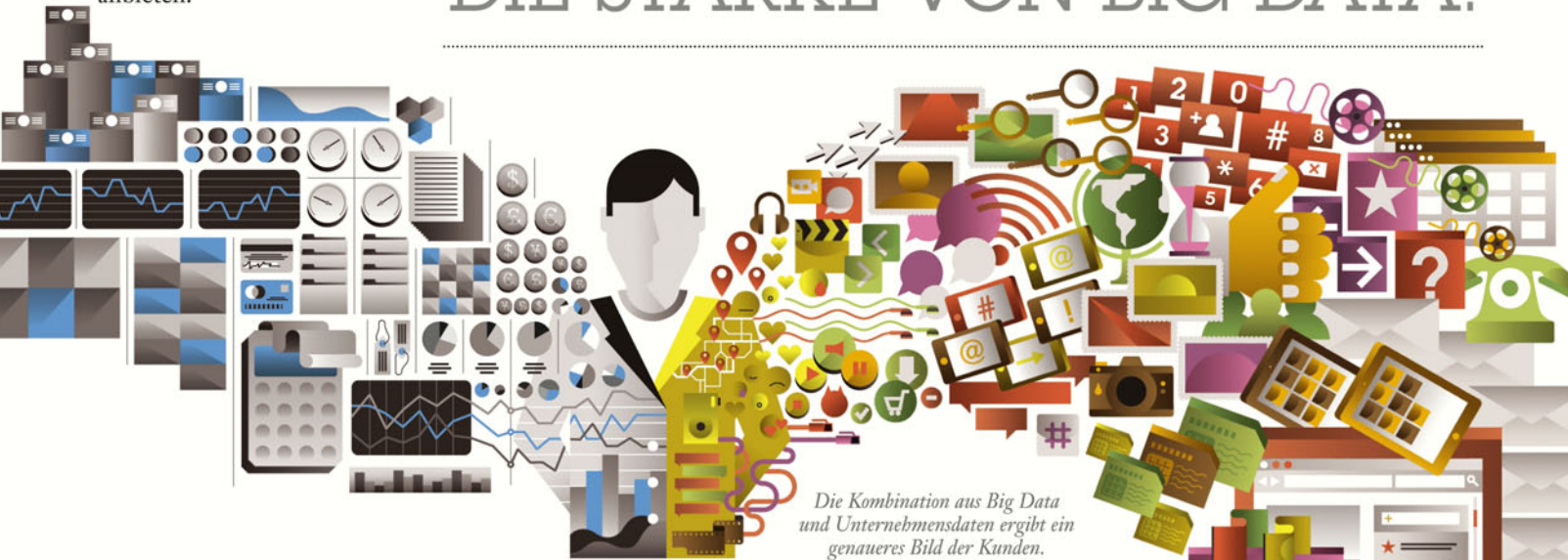
Unternehmen erfahren jetzt, welche Kunden sie verlieren könnten – und nicht, welche Kunden sie verloren haben. So können sie mit den richtigen Produkten und Angeboten gegensteuern. XO Communications z.B. arbeitet mit IBM Smarter Analytics, um herauszufinden, welche Kunden zu einem anderen Anbieter wechseln wollen.

„Jetzt entscheiden Fakten, welche Kampagne wir schalten – und nicht mehr unser Bauchgefühl.“

Patrick Neeley
Chief Financial
Officer, Chickasaw
Nation Division
of Commerce



DIE STÄRKE VON BIG DATA.



Die Kombination aus Big Data und Unternehmensdaten ergibt ein genaueres Bild der Kunden.

80% der Daten, die heute produziert werden, sind unstrukturiert. Sie kommen von Bildern, Videos, Tweets, Posts und E-Mails.



MOTIVATION VERSTÄRKEN.

Das ist der Sinn von IBM Smarter Analytics: Dank intelligenter Software und smarter Strategien können Unternehmen die eigenen Daten mit unstrukturierten Kundendaten verknüpfen – und so ein facettenreiches Bild bekommen. Große Datenplattformen nutzen Prognosefunktionen und Motivationsanalysen, um Verkaufszahlen mit den Inhalten aus sozialen Medien in Beziehung zu setzen und so bessere Erkenntnisse zu gewinnen.

Innerhalb von 90 Tagen hat das Unternehmen gelernt, solche Kunden zu erkennen. So konnte die Abwanderungsrate im ersten Jahr um 35 % gesenkt werden.

Mit IBM Smarter Analytics können Unternehmen Big Data erfassen und herausfinden, was ihre Kunden wirklich wollen.
ibm.com/customerinsights/de

MACHEN WIR DEN PLANETEN EIN BISSCHEN SMARTER.



VERPASSEN SIE NICHT DIE BESTEN!

Die besten guten Klassik-CDs:
30 neue Top-Titel
Für kurze Zeit zum Sonderpreis

IL PROGETTO VIVALDI
SOL GABETTA
SONATORI DI LA GIOIOSA MARCA

Die besten guten Klassik-CDs

Kultur SPIEGEL



Sol Gabetta brilliert
mit Cello-Konzerten von Vivaldi

FRANZ SCHUBERT
KLAVIERSONATEN D 958 & 959
MURRAY PERAHIA

Die besten guten Klassik-CDs

Kultur SPIEGEL



Kaum jemand spielt Schubert
so gut wie Murray Perahia

WOLFGANG AMADEUS MOZART
REQUIEM
SCHAFFER • FINK • STREIT • FINLEY
ARNOLD SCHOENBERG CHOR
CONCENTUS MUSIQUES WIEN
NIKOLAUS HARNONCOURT

Die besten guten Klassik-CDs

Kultur SPIEGEL



Harnoncourts Referenzaufnahme
des berühmtesten Requiems

JOHANN SEBASTIAN BACH
FRANZÖSISCHE SUITEN NR. 1-4
GLENN GOULD

Die besten guten Klassik-CDs

Kultur SPIEGEL



Genie – Mythos – Kult:
Glenn Gould spielt Bach



SONY MUSIC Jetzt überall, wo es CDs gibt,
oder bestellen unter www.spiegel.de/shop

2003 fuhren sie dann zum ersten Mal zu einem Kinderheim nach Bulgarien, Claudia als Adoptionswillige, Constanze offiziell nur als beratende Freundin. Die Ringe hatten sie vorsichtshalber abgenommen. Beide erinnern sich an den Moment, als die dreijährige Anka hereingestürzt kam. „Da ist sofort der Funke übergesprungen.“

Es dauerte ein Jahr und viele weitere Besuche, bis die Adoption perfekt war – mit Hilfe einer Adoptionsvermittlungsstelle nach den strengen Regeln des Haager Übereinkommens. Im Juli 2004 konnten Constanze und Claudia ihre Tochter Anka mit nach Deutschland nehmen.

In Deutschland gibt es deutlich mehr adoptionswillige Paare als zur Adoption freigegebene Kleinkinder. Die Jugendämter können bei den Bewerbern deshalb strenge Kriterien anlegen. Für Einzelpersonen bleibt da in der Regel nur eine Adoption im Ausland.

Als Anka das Kinderheim verließ, konnte sie noch nicht richtig sprechen und kannte keine Natur, sie war fast nie ins Freie gekommen. Inzwischen ist sie Torjägerin in ihrem Fußballverein. Beide Mütter kümmern sich um das Mädchen, montags und donnerstags ist Claudia verantwortlich, dienstags und mittwochs Constanze, die übrigen Tage gestalten sie gemeinsam. Die Tochter nennt beide „Mama“.

Rechtlich ist nicht immer klar, was Constanze darf und was nicht. Auch finanziell macht es einen Unterschied, dass sie nicht als Mutter gilt. So kann sie etwa keinen Kinder- und Betreuungsfreibetrag geltend machen. Und sollte Claudia einmal etwas zustoßen, würde Constanze zwar vermutlich als Vormund für Anka bestellt, aber verlassen könnten sie sich darauf nicht.

Dass auch Constanze Anka adoptieren darf, „ist für uns alle drei vom Grundgefühl her bedeutsam“, sagt Claudia. „Ich wollte auch nie alleinverantwortlich sein.“ 2005 schlossen sie ihre Lebenspartnerschaft, um die Voraussetzung für die weitere Adoption zu schaffen. Doch wie zu erwarten, lehnten die Gerichte diesen Schritt ab.

Das immer noch geltende Erziehungsbild sehe „die Kindererziehung zuvorderst als Aufgabe einer aus Vater, Mutter und Kind bestehenden Familie“ an, urteilte das Oberlandesgericht (OLG) Hamm Ende 2009 in ihrem Fall; damit sei ein „gewichtiger Sachgrund für eine Ungleichbehandlung von Ehegatten gegenüber gleichgeschlechtlichen Partnern“ im Adoptionsrecht gegeben.

Anders sah das ein Jahr später das Oberlandesgericht Hamburg, das den ähnlichen Fall eines schwulen Paares von sich aus dem Bundesverfassungsgericht zur Entscheidung vorlegte. Der Gesetzgeber habe ja die Adoption eines

leiblichen Kindes des einen Lebenspartners durch den anderen zugelassen, und zwar mit dem Argument, „die Rechtsstellung des Kindes“ würde dadurch „erheblich verbessert“. Diese Begründung, so das OLG Hamburg, mache aber gerade „keinen Unterschied“ zwischen Lebenspartnerschaften mit leiblichem oder adoptiertem Kind und gelte „für beide Fallvarianten vielmehr gleichermaßen“.

Schon seit Jahren stärkt das Verfassungsgericht die Rechte von homosexuellen Paaren: 2002 erkannte es eingetragene Lebenspartnerschaften an, und 2009 bekräftigte es, aus dem besonderen verfassungsrechtlichen Schutz der Ehe könne nicht abgeleitet werden, „dass andere Lebensgemeinschaften im Abstand zur Ehe auszugestalten und mit geringeren Rechten zu versehen sind“.

An dieser Auffassung dürfte sich nichts geändert haben. Seit Februar 2011 sitzt im Ersten Senat sogar eine Richterin, die Berliner Rechtsprofessorin Susanne Baer, die selbst in einer eingetragenen Lebenspartnerschaft mit einer Frau lebt.

„Wir werden immer eine Familie bleiben, egal wie das Verfassungs- gericht entscheidet.“

Auch das Kindeswohl dürfte kaum als Argument für die Ungleichbehandlung tragen. Das muss in jedem Einzelfall bei einer Adoption geprüft werden. Es sind keine wissenschaftlichen Belege bekannt, dass es Kindern schadet, bei homosexuellen Partnern aufzuwachsen. Im Gegenteil: Eine vom Bundesjustizministerium in Auftrag gegebene Studie zur „Lebenssituation von Kindern in gleichgeschlechtlichen Lebenspartnerschaften“ kam 2009 zu dem Schluss, dass sich die Kinder in sogenannten Regenbogenfamilien „ebenso gut entwickeln“ wie Kinder in anderen Familienformen.

Es sei doch eine „Tatsache“, sagt Rita Coenen, die Anwältin des lesbischen Paares, dass auch die nur von einem Lebenspartner adoptierten Kinder „in der homosexuellen Beziehung leben, die Familienbande damit faktisch existieren“. Folgerichtig sei diese Bindung „durch die Zulassung der gemeinsamen Adoption zu stärken“.

Das, sagt Claudia, sei auch „das Hauptmotiv für unsere Verfassungsbeschwerde“. Anka sei gegenüber anderen Kindern „benachteiligt, weil man ihr einen Elternteil vorenthält“. Und Constanze betont: „Wir sind eine Familie, wir waren eine Familie, und wir werden immer eine Familie bleiben, egal wie das Verfassungsgericht entscheidet.“

DIETMAR HIPPE



Da spiele ich
nicht mehr mit.
DANKE, ARTE!

arte

GIFT IM SPIELZEUG

EIN THEMENABEND ÜBER DIE
SCHATTENSEITEN DER SPIELWARENINDUSTRIE.

AM DIENSTAG, 18. DEZEMBER, 20.15 UHR.

BILDUNG

Hingehen statt abmelden

In Berlin versuchen Eltern, die Flucht der Deutschen aus Schulen mit hohem Migrantenanteil aufzuhalten.



Mutter Thierbach mit Sohn Hugo

STEFAN BONESS / IPON

Als sie Grundschuldirektorin in Berlin-Neukölln wurde, konnte Brigitte Unger perfekte Bedingungen aufbauen. Es gab sanierte, helle Räume, es gab motivierte, gutausgebildete Kollegen, Klassen mit höchstens 22 Kindern, individuelle Förderung und ein breites Rahmenprogramm von der Theater AG bis zur Schülerzeitung „Karlchen“. Kreide hat an der Karlsgarten-Grundschule ausgedient, weil die Kinder mittels „Smartboards“ genannter elektronischer Tafeln unterrichtet werden.

Trotzdem fühlte sich Unger jeden Herbst aufs Neue ernüchtert: wenn sie die Namenslisten jener Vorschulkinder erhielt, die in ihrem Einzugsgebiet wohnen und sich zum nächsten Schuljahr anmelden müssten. „Die Hälfte wird nicht kommen“, wusste Unger. Und es war immer die Hälfte mit deutschen Namen. Denn die Karlsgarten-Grundschule liegt in einem sogenannten Brennpunktviertel mit sehr hohem Migrantenanteil.

Einwandererkinder haben es in Deutschland nicht leicht, das haben internationale Vergleichsstudien über die Grundschulbildung vorige Woche erneut bestätigt. Zwar konnten Schüler mit Migrationshintergrund in den vergangenen Jahren deutlich aufholen. Bildungsnahe Eltern sind davon jedoch nicht überzeugt; sie melden ihre Kinder lieber woanders an.

In Berlin hat sich nun eine ebenso kleine wie ungewöhnliche Gegenbewegung entwickelt: Eltern deutscher Herkunft schicken ihre Kinder gezielt auf Schulen mit hohem Migrantenanteil, sie entscheiden sich bewusst für ihren Kiez, um dort die soziale Entmischung zu stoppen. Ist das nun Leichtsinn politisch korrekter Eltern auf Kosten ihrer Kinder – oder ein idealistisches Leuchtturmprojekt?

Tatjana Thierbach kann über diese Frage nur lachen. „Unser Kiez ist besser als sein Ruf“, sagt sie. Zusammen mit Sohn Hugo hat sie sich den Unterricht in der Karl-Weise-Schule in Neukölln angesehen und war begeistert: Es gebe gute Lehrer, ein überzeugendes pädagogisches Konzept, lernwillige Kinder. Im Sommer wird Hugo dort eingeschult. „Es ist Unsinn zu glauben, dort werde nur Kanakendeutsch gesprochen“, sagt Thierbach: „Man spricht Deutsch.“

Die junge Mutter will bewusst beitragen zu Schulen „mit gesunden, interessanten Mischungen“. Natürlich kenne sie verwahrloste, bildungsferne Kinder, sagt Tatjana Thierbach, „aber die kommen doch genauso aus der deutschen Wohlstandsschicht.“ Damit sich Hugo nicht zu einsam fühlt, sollen auch andere Kinder aus deutschen Familien in seine Klasse kommen, zum Beispiel Ylva, seine beste Freundin. Deren Mutter Petra Lafrenz hat die Bewegung „Kiezschnitzerei für alle“ mit ins Leben gerufen, in der inzwischen 40 Eltern engagiert sind.

Die meisten Erwachsenen und Kinder der Initiative kennen sich schon aus der Kindergartenzeit, der Musikschule oder dem Sportverein. Das erleichtert die Absprache, den Weg in die sogenannte Brennpunkt-Schule dann auch gemeinsam zu gehen.

Denn Herausforderungen gibt es nicht nur für die wenigen deutschstämmigen Kinder pro Klasse, sondern auch für ihre Eltern. Viele von ihnen versuchen, den Unterricht mit eigenen Aktionen zu begleiten. Sie organisieren Töpferkurse, Sport-AGs; vor allem aber gehen sie in Kindergärten und Vereine, um für ihre Kiezschnitzerei zu werben und noch mehr Eltern zum Mitmachen zu bringen. „Etliche

Vorurteile halten dem Realitätstest nicht stand“, sagt Thierbach.

Die Sozialwissenschaftlerin Naika Foroutan von der Berliner Humboldt-Universität beklagt ebenfalls ein Zerrbild: „Vielen ist nicht bewusst, dass sich unter Menschen mit Migrationshintergrund längst auch eine bildungshungrige Mittelschicht gebildet hat“, sagt sie.

Um Eltern die Angst zu nehmen, dass ihr Kind am Ende die Integrationslast allein tragen soll, setzt die Kiezschnitzerei auf Gruppenanmeldungen. Kinder und Eltern dürfen außerdem schon vor der Einschulung im Unterricht hospitieren und zum Beispiel an Theaterworkshops teilnehmen. So können sie sich vom Sprachniveau der Mitschnitzerei überzeugen und gegenseitig beschnuppern.

Stadtweit hält sich der Erfolg der Initiative zwar noch in Grenzen. Allein der Bezirk Neukölln verliert jedes Jahr 300 deutschstämmige Schüler, weil deren Eltern zur Einschulung ihrer Kinder lieber in bessere Viertel ziehen, Privatschulen bevorzugen oder andere Wege finden, den Brennpunktschulen zu entkommen.

Zumindest an der Karlsgarten-Schule haben sich die Verhältnisse jedoch bereits verändert. Vor vier Jahren wurden dort nur zwei Kinder mit deutschem Vater und deutscher Mutter zum Unterricht angemeldet. In diesem Jahr waren es schon 18 von insgesamt 120 Schülern.

Das Experiment sei gelungen, davon ist Direktorin Unger überzeugt. Dass Migrantenkinder in der Mehrheit sind, habe den deutschstämmigen Schülern nicht geschadet, sagt sie: „Sie entwickeln sich normal.“

MARKUS DEGGERICH

**MEINE AUSWAHL,
MEINE SICHERHEIT,
MEIN VOLLSTES VERTRAUEN.**



**DHL BRINGT DAS SHOPPING-ERLEBNIS INS NETZ UND ZU IHNEN NACH HAUSE.
JETZT MEINPAKET.DE TESTEN.**

Auf MeinPaket.de shoppen Sie wie im Kaufhaus: Freuen Sie sich auf über 5 Millionen Produkte aus den unterschiedlichsten Themenwelten, zahlreiche Expertentipps und eine sichere Kaufabwicklung. Jetzt testen und 10 % Rabatt sichern.

MeinPaket.de – mit dem sicheren Bezahlungssystem **POSTPAY** und der Qualität von 

* Der Aktionsgutschein 10PROZENT gilt bis einschließlich 24. Dezember 2012 und hat einen Mindestbestellwert von 1,- EUR inkl. gesetzlicher MwSt. Der Gutschein kann nicht auf die ggf. entstehenden Versandkosten angerechnet werden. Nur ein Gutschein pro Person. Barauszahlung oder Kombination mit anderen Gutscheinen nicht möglich. Keine Veröffentlichung oder sonstige gewerbliche Nutzung gestattet. Nur für Privatpersonen. Keine Einlösung des Gutscheins für Bücher, Edelmetalle und Münzen.

ESSAY

Akt der Unterwerfung

In der Beschneidungsdebatte im Deutschen Bundestag spielte die muslimische Praxis keine Rolle.
Von Necla Kelek



Muslimische Jungen bei einem Beschneidungsfest in Essen

Der Bundestag hat auf Initiative der Bundesregierung mit Mehrheit das „Gesetz über den Umfang der Personensorge bei einer Beschneidung des männlichen Kindes“ beschlossen. Damit geht für mich ein Stück der aufgeklärten Zivilgesellschaft zu Ende. Es wird fortan legal sein, was bisher undenkbar war, nämlich dass das Grundrecht auf Unversehrtheit der Person einem wie auch immer begründeten religiösen Ritual und dem „Kindeswohl“ geopfert wird. Religionsausübung ist nicht mehr ein Teil der durch die Verfassung garantierten Freiheit, sondern steht trotz aller gegenteiligen Behauptungen fortan über ihr. Das Kindeswohl wird als Verfügungsrecht über das Kind definiert.

Die Begründungen für eine Beschneidung von Jungen sind ebenso viel- wie einfältig, ebenso mythisch wie konstruiert. Die Argumentationen des Gesetzgebers interessengeleitet.

In der Debatte im Bundestag spielte die muslimische Praxis fast keine Rolle. Es wurde die jüdische Beschneidung diskutiert. Wenn über den Islam gesprochen wurde, dann im Zusammenhang der „jüdischen und islamischen Tradition“. Kein Wort über die muslimische Praxis, sechs- oder zehnjährigen Jungen in einem Festsaal vor Hunderten von Zuschauern den Penis zuzurichten. Deshalb auch kein Wort zu den medizinischen und seelischen Risiken der Zirkumzision bei Jungen in der Vorpubertät. Es ging darum, wie der FDP-Abgeordnete Stephan Thomae meinte, dass es nicht angehen könne, dass jüdische

Jungen durch eine nicht durchgeführte Beschneidung an der kulturellen Identität ihres „eigenen Volkes nicht ganz und gar teilhaben“ könnten. Er traf sich auf einer Linie mit der Linken Luc Jochimsen, die ein Beschneidungsverbot für „Ausgrenzung“ hielt, das sich Deutschland als einziges Land nicht erlauben dürfe. Und der Sozialdemokrat Frank-Walter Steinmeier meinte, dass es wohl zu weit ginge, wenn „wir Deutsche unseren jüdischen Mitbürgern beibringen, was Inhalt von Lebensschutz und Kindeswohl ist“.

Der eigentliche Anlass der Debatte, das Urteil des Landgerichts Köln, das die missglückte Beschneidung eines vierjährigen muslimischen Jungen als Körperverletzung beurteilte, wäre von vielen Abgeordneten lieber ungeschehen gemacht worden und war kein Thema.

Die religiöse Argumentation der Muslime für die Beschneidung bezieht sich auf die Sunna, die man vereinfacht auch als islamische Moral beschreiben kann, die durch Anekdoten aus dem Leben Mohammeds bebildert ist. Sie ist einer der Riten, die Mohammed in Rückgriff auf Abraham eingeführt hat, um den jüdischen Konkurrenten ebenbürtig zu sein. Zuallererst ist die Beschneidung ein Akt der Unterwerfung, dem alle Jungen unterzogen werden und dessen Ursprung im pharaonischen Dunkel der Geschichte liegen soll. Die Begründungen für die Beschneidung von Jungen sind zum Beispiel in der in Ägypten verbreiteten schafiiitischen Rechtsschule ganz ähnlich

wie die bei Mädchen. Wenn gesagt wird, die Genitalverstümmelung von Mädchen stelle eine Menschenrechtsverletzung dar, die von Jungen aber nicht, dann ist dies kein religiöses Argument, denn was Religion ist und wie sie praktiziert wird, liegt nach Auffassung unseres Parlaments in der Hoheit der Religionsgemeinschaften. Und um Religionsfreiheit geht es doch.

Die Beschneidung von Jungen wird von den Muslimen heute weder bewusst religiös noch hinterfragt vollzogen, sondern als gegeben hingenommen. Ein archaisches Ritual, das Unterwerfung, Identitätsfindung und Abgrenzung gegen die „Unreinen“ symbolisiert. Und wenn in der Debatte vom Einwilligungsgebot der Eltern ausgegangen wird, dann müsste man nachfragen, ob die muslimischen Eltern in ihrer Community überhaupt die Möglichkeit haben, sich gegen eine Beschneidung zu entscheiden. Meine Erfahrung aus jahrzehntelanger Kenntnis religiöser Praxis sowohl in der Türkei wie in Deutschland sagt mir, dass Muslime, die ihre Söhne nicht beschneiden lassen, ihre Achtung in der Gemeinde verlieren und sozial ausgegrenzt werden. Wenn von den Islamverbänden behauptet wird – so steht es in der Gesetzesbegründung –, Beschneidungen muslimischer Jungen würden in Deutschland nicht gegen den Willen der Kinder und ausschließlich von Ärzten durchgeführt, entspricht das nicht der Wahrheit. Dieselben Funktionäre haben vor Jahren so lange behauptet, dass es keine Zwangsverheiratungen unter Muslimen gebe, bis man ihnen das Gegenteil bewies. Die Jungen werden nicht gefragt, und die Beschneidung wird oft nicht von Ärzten, sondern von aus der Türkei eingeflogenen Sünnetçis durchgeführt, einer Art Friseur mit medizinischer Zusatzausbildung. Dieser Beschneider hat keine religiöse Verankerung wie im Jüdischen der Mohel, die Beschneidung ist kein religiöser Akt, sondern ein gesellschaftliches Ereignis. Sollte dies zukünftig tatsächlich nur von Ärzten praktiziert werden, wäre das zumindest ein medizinischer Fortschritt. Es werden Wehrlose stigmatisiert und Jungen ungefragt zusätzlich traumatisiert. Die medizinische Unmöglichkeit, die Schmerzfreiheit von Säuglingen bei dem operativen Eingriff zu garantieren, also nach den „Regeln der ärztlichen Kunst“ zu handeln, wird in dem Gesetz großzügig wegformuliert. Die anderen Hilfsargumente, Beschneidung sei aus hygienischen Gründen sinnvoll, sind in diesem Zusammenhang zu vernachlässigen. Geradezu grotesk ist das Argument der Bundesjustizministerin, man müsse die Beschneidung legalisieren, weil sonst ein Beschneidungstourismus einsetzen würde. Vielleicht sollte die für diese Fragen verantwortliche Vertreterin der Exekutive einmal mit dem Finanzminister reden, dass der doch die Fahnung nach Steuersündern einstellen möge, weil dadurch Steuerflucht unnötig werde.

Der Begründer der Psychoanalyse, Sigmund Freud, aus einer orthodoxen jüdischen Familie stammend, wurde selbst beschnitten, hat aber strikt abgelehnt, das bei seinen Kindern zu vollziehen. Er hielt religiöse Zwangsrituale schlicht für Neurosenfabriken. Umso erstaunlicher ist, dass sich aufgeklärt gebende Publizisten mangels anderer Argumente die religiöse Mystik und natürlich auch die jüngere Geschichte bemühen, um die Beschneidung zu rechtfertigen.

Der Historiker Michael Wolffsohn hat gegen die Orthodoxen angemerkt, dass es für eine Religion in einer modernen aufgeklärten Gesellschaft andere Formen der Aufnahme, Identitätsfindung und des Ritus geben sollte. Schließlich habe man es im Judentum auch geschafft, das Menschenopfer in ein Tieropfer zu überführen, ohne Schaden zu nehmen. Einige Juden praktizieren selbst bereits die „Brit Schalom“, die symbolische Form der Beschneidung. Eine solche Modernisierung muss von

den Gläubigen selbst kommen, der Staat kann hier in die eine oder andere Richtung die Weichen stellen.

Der von der Bundeskanzlerin in diesem Zusammenhang gebrauchte Satz („Jüdisches und muslimisches religiöses Leben in Deutschland muss möglich sein“) weist in die Vergangenheit und wird seine fatale Wirkung erst nach dem Beschluss des Bundestags entfalten. Die Abgeordnete der Grünen, die ehemalige Integrationsbeauftragte Marieluise Beck, hat dies denn auch in einer Zwischenfrage formuliert. Sie bat den Berliner Justizsenator Thomas Heilmann um Zustimmung, dass Religionsausübung zu den Bedingungen der Religionsgemeinschaften akzeptiert werden sollte. Sie plädiert für das „Recht auf Differenz“, also im Klartext letztlich auch für die Akzeptanz der muslimischen Apartheid von Frauen, weil sie zum religiösen Leben zu deren Bedingungen gehört.

Mit welcher Begründung will man zukünftig – um nur einige Fragen zu benennen – das Tragen des Kopftuchs an Schulen und Behörden untersagen, wie sich zu Fragen des Schächtens oder der Polygamie verhalten? Ich bin sicher, die Juristen in den Islamvereinen spitzen schon die Stifte. Die Grube, in die die Politik mit dieser Argumentation fallen wird, hat sie mit diesem Gesetz selbst ausgehoben.

Die Hilfsverben des Rechts, wie sie von der Bundeskanzlerin, ihrer Justizministerin und Politikern aller Parteien bemüht worden sind, werden ihre Wirkung entfalten. Aber vielleicht ist gerade diese postsäkulare Wende ja gewollt, vielleicht will man über den Hebel der Stärkung des religiösen Lebens der

Gesellschaft wieder so etwas wie Mores lehren. Der CSU-Abgeordnete Norbert Geis beschwor in der Debatte gar einen rechtsfreien Raum für Eltern, und sein Fraktionskollege Johannes Singhammer freute sich

Mit welcher Begründung will man künftig das Tragen von Kopftüchern in Schulen und Behörden untersagen?

bereits über die Rückkehr der Religion. Vielleicht – und das scheint mir eher der Fall – ist diese praktische Toleranz um des lieben Friedens willens ja alles, was man noch aufbringt. Man weiß selbst nicht mehr, was man will, und legt sich deshalb weder mit den jüdischen noch mit den muslimischen Funktionären an, nicht mit Israel und der islamischen Welt. Außerdem stehen Wahlen vor der Tür, und Themen wie Religion und Integration sind nun mal keine Wahlkampfschlager. Durch die Fraktionen wurde beschlossen, dass Beschneidungen „rechtmäßig“, also vom Grundgesetz gedeckt sind. Auch der Grüne Volker Beck spricht davon, dass Eltern „vor den Kadi“ gestellt werden könnten. Beck meinte sicherlich den Richter und nicht den Kadi, den islamischen Scharia-Richter. Es geht tatsächlich nicht um Kriminalisierung, aber es gibt in der juristischen Methodologie feine Abstufungen, wie ein gesellschaftlicher Konsens formuliert wird. Eine Vereinbarung kann zum Beispiel rechtswidrig, muss aber nicht unbedingt strafbar sein und verfolgt werden. Man könnte auch etwas dulden, wie wir es aus der Debatte um die Abtreibung kennen. Eine solche Duldung von Beschneidung wäre eine Möglichkeit gewesen, die das vielzitierte Kindeswohl, die freie Ausübung von Religion und die Unverletzlichkeit der Person in der Waage gehalten hätte. Stattdessen hat man sich entschieden, die Vorhaut des Kindes um Gottes willen zu opfern, wenn es die Eltern oder ihre Religion wollen.

Necla Kelek, 54, ist die wohl prominenteste Islamkritikerin in Deutschland. So hat die türkischstämmige Soziologin mit ihrem Bestseller „Die fremde Braut“ von 2005 die Zwangsverheiratungen muslimischer Frauen angeprangert.



CHRISTIAN THIEL / DER SPIEGEL



Ein Kinderspiel

ORTSTERMIN: In München wollen zwei krisenerprobte Griechinnen die deutsche Kita-Krise lindern.

Athanassios Tsokos, erster Hemdknopf offen, imposante Silberuhr, hat den Platz an der Stirnseite des Konferenztischs eingenommen und streut fröhliche Sätze in den Raum. Er ist gut drauf. Er kann Lösungen präsentieren.

Tsokos leitet zusammen mit seinem Bruder die Personalvermittlungsagentur Axia. Er hat Büros in München, Athen und demnächst auch in Thessaloniki und eine klare Vorstellung davon, welche Problemlösungen gerade gefragt sind, in deutschen Städten. Früher hat er meist Ärzte und Ingenieure vermittelt. Jetzt bedient er vor allem Kindergärten.

Im Westen Deutschlands fehlen 14 000 Erzieherinnen. In Griechenland fehlen 345 Milliarden Euro. Die Zukunftskrise der Griechen und die Kita-Krise der Deutschen verschmelzen bei Tsokos zu einem wunderbaren Geschäftsmodell.

In den Räumen des Münchner Kinderschutzes e. V. bringt Tsokos die beiden Krisen an einem Tisch zusammen, es sieht nach Aufbruch aus, nicht nach Krise. Kyriaki Nikolaidou, diplomierte Erzieherin, 22, ist eine griechische Schönheit, Pferdeschwanz, lange Wimpern, modische Stiefel. Zu ihrer Begrüßung sind ein Herr vom Vorstand des Kinderschutzes e. V. erschienen, eine Bereichsleiterin für Kindertagesstätten, zwei Kita-Leiterinnen, Tsokos' Bruder und eine junge Frau aus Kreta, die auch ihren ersten Arbeitstag hat.

Die Kita-Leiterinnen reichen Lebkuchenherzen und erzählen, dass eine der Stellen beinahe zwei Jahre nicht besetzt werden konnte, weil viele Kandidaten nicht einmal zum Vorstellungsgespräch erschienen sind. Die Bereichsleiterin bietet Brezeln an und fragt, ob die Griechinnen schon mal Brezeln gegessen haben. Die Griechinnen schütteln stumm den Kopf und hängen sich die Lebkuchenherzen um.

Kyriaki Nikolaidou, die schöne junge Frau, lebte bei ihren Eltern in Kalampaki, einem Ort mit gut 6000 Einwohnern. Ihr Vater fährt Lieferwagen, aber ihr Bruder und sie haben studiert. Ihr Abitur hat sie mit 1,3 gemacht, sie besitzt ein Sprachzertifikat des Goethe-Instituts, hat das Stu-

dium der Vorschulpädagogik mit „sehr gut“ abgeschlossen und Seminare in Kognitiver Psychologie besucht. Ihre Diplomarbeit stellte sie auf dem „3. Panhellenischen Kongress für Entwicklungspsychologie“ vor. Zuletzt arbeitete sie im Café Adeso, wo sie Cappuccino mit Herzschäum servierte und 200 Euro verdiente.

Dann sah sie die Anzeige von Tsokos' Firma im Internet, hatte ein Gespräch mit

Griechinnen wunderten sich über die Schnelligkeit der deutschen Bürokratie. Zu Hause, sagten sie, dauerte die Bearbeitung von Anträgen monatelang. Sie fanden es unfassbar, dass man in deutschen Amtsstuben kostenlos fotokopieren darf. Die Frau im Bürgerbüro kam ihnen sympathisch vor, obwohl die kaum mit ihnen sprach. In Griechenland sei der Ton jetzt sehr rau.

„Man muss ihnen erklären, dass hier alles ganz leicht ist“, sagt Tsokos. Dass in Deutschland tatsächlich niemand geschmiert werden muss.

Tsokos bewegt sich geschmeidig zwischen beiden Welten. Seine Eltern kamen in den Sechzigern nach Deutschland, in Traunstein wuchs er auf, in Thessaloniki studierte er Wirtschaft. Mit den Krisen kam sein Weg nach oben.

Ein Journalist von der „Abendzeitung München“ schrieb, dass Tsokos von den Deutschen 5000 Euro „Kopfprämie“ pro Erzieherin kassiere. Tsokos sagt, er habe für die Frauen Unterkünfte im ehemaligen Olympiadorf besorgt, er melde sie bei der Krankenversicherung an, er übe das S-Bahn-Fahren mit ihnen und achte darauf, dass sie am ersten Abend nicht in der Wohnung allein hocken und Depressionen kriegen. Mit Sandy und ihrer Kollegin war er bayerisch essen, Knödel und Kraut. Nach eigenen Angaben verdient er „etwas mehr als 3000 Euro“ pro Erzieherin, das sei „spitz kalkuliert“, sagt er. In München ist seine Firma gerade in die Ludwigstraße 8 gezogen, eine von Münchens Prachtadressen.

Tsokos erklärt dem Kinderschutz e. V. noch ein paar Eigenheiten der Neuen: In den ersten zwei Wochen werde eine Erkältung unvermeidlich sein. Das sei immer so. „Ihr müsst gesund werden, das ist wichtig für euch“, sagt die Dame vom Kinderschutz. Der Blick der Griechinnen wandert zwischen Vermittler und Arbeitgeber hin und her, sie lächeln, alles ist organisiert, das ist die Übergabe.

„Herzlich willkommen“, steht auf ihren Lebkuchenherzen, in Zuckerguss.

STEFANIE MAECK



Erzieherin Nikolaidou: Wunderbares Geschäftsmodell

Axia und dann eines mit der Bereichsleiterin, die dafür eigens nach Athen geflogen war. Geld haben die Deutschen ja.

Kyriaki weiß, dass akademische Bildung bei deutschen Erzieherinnen nicht üblich ist, der Anteil liegt nach den jüngsten Zahlen bei drei Prozent. Sie sagt, dass deutsche Erzieherinnen engagiert seien, mit den Kindern an die Luft gingen und nicht bloß Kaffee trinken wollten. Sie wird 3000 Euro brutto verdienen und soll jetzt gleich nach Haidhausen, „die Taka-Tuka-Gruppe kennenlernen“. Sie hat sich überlegt, dass die Kinder sie „Sandy“ rufen können, weil das einfacher sei.

Auf einem Zahn glitzert ein Steinchen, wenn sie lacht. Sie schaut zum Vermittler, der lächelt beruhigend. Tsokos hat die jungen Frauen morgens in ihren Wohnungen abgeholt, vorhin war er mit ihnen beim Kreisverwaltungsreferat. Die



WICKERT TRIFFT JAENICKE.

**„KEINE VERANT-
WORTUNG ZU
ÜBERNEHMEN
IST UNFASSBAR
FAUL.“**

Hannes Jaenicke hat als Schauspieler, Tier- und Umweltschützer eine klare Meinung zu vielen Fragen, die auch uns bewegen: Wie kann man seine Werte leben, wie bleibt man authentisch, wo fängt man an? Welche Werte für ihn zählen, wo er mit Ulrich Wickert übereinstimmt und wo nicht, erfahren Sie in unserem Special „Wickert trifft Jaenicke“ auf werte-schaffen-werte.de

werte-schaffen-werte.de



Code scannen und das ganze Gespräch verfolgen.



DZ PRIVATBANK



Werte schaffen Werte.



Genossenschaftliche FinanzGruppe
Volksbanken Raiffeisenbanken

Unsere Prämien-Highlights 2012:

Lieferengasse möglich



iPad mini (16 GB)
Wi-Fi – ohne Vertrag
Zuzahlung: nur € 199,-



Fossil Herrenchronograph CH2565
Ohne Zuzahlung



GRUNDIG 32"-LCD-Fernseher
Zuzahlung: nur € 179,-



TomTom Start Classic CE TMC
Ohne Zuzahlung



Samsung S5220 „Star 3“ –
ohne Vertrag
Ohne Zuzahlung



Kärcher Hochdruckreiniger K.2120 mit Flächenreiniger T 50
Ohne Zuzahlung



iHome iW2
Ohne Zuzahlung



Kinderstuhl Stokke Tripp Trapp®
Zuzahlung: nur € 19,-



Tchibo-Geschenkkarte
€ 90,-

Jeder kann werben! Sie müssen nicht selber Abonnent sein!

Jetzt den SPIEGEL empfehlen!



BREE Handtasche „Hanna 7“
Zuzahlung: nur € 19,-



BOSCH Schlagbohrmaschine und Akku-Schrauber IXO
Ohne Zuzahlung



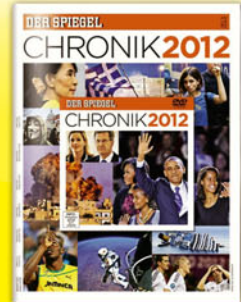
Tivoli-Radio „Model One“
Zuzahlung: nur € 49,-



DriversChoice-Universal-Tankgutschein € 80,-



Geldprämie € 75



Gratis zu Ihrer Prämie: Jahresrückblick mit DVD

Ihre Vorteile im Überblick:

- ☒ **Top-Prämie für den Werber**
- ☒ **Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 4,- statt € 4,20 pro Ausgabe**
- ☒ **SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus**

Digitalen SPIEGEL mitbestellen:



Jetzt auch für
Windows 8

Der digitale SPIEGEL – nur € 0,50 pro Ausgabe für SPIEGEL-Leser

- ▶ Schon sonntags ab 8 Uhr
- ▶ Mit zusätzlichen Hintergrundberichten, Videos, interaktiven Grafiken u. v. m.
- ▶ Einfach kostenlose DER SPIEGEL-App installieren, einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen
- ▶ Optimierte für Windows 8, Android, iPad/iPhone, Kindle und PC/Mac

Noch heute antworten und Top-Prämie sichern!

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens ein Jahr für zurzeit € 4,- statt € 4,20 im Einzelkauf (beim Upgrade inkl. des digitalen SPIEGEL zusätzlich € 0,50 pro Ausgabe). Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraumes gekündigt wird. Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland.

☐ Frau ☐ Herr **Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:**

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

☐ **Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe beziehen.**

SD12-014

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankenzug.

Der SPIEGEL vierteljährlich: € 52,-

Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,-

Geburtsdatum

1 9

BLZ

Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe)

Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie in der Auftragsbestätigung und unter www.spiegel.de/widerrufsrecht

☐ Ja, der neue Abonnent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag, die manager magazin Verlagsgesellschaft oder die New Scientist Deutschland GmbH ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Ich bin der Werber und erhalte folgende Prämie:

- ☐ iPad mini (16 GB) Zuzahl.: € 199,-
- ☐ Kinderstuhl (2601) Zuzahl.: € 19,-
- ☐ Weiß (4400) ☐ Schwarz (4399)
- ☐ Tchibo-Geschenkkarte (4267)
- ☐ Fossil Herrenchronograph (3926)
- ☐ Handtasche (4373) Zuzahl.: € 19,-
- ☐ Fernseher (4374) Zuzahl.: € 179,-
- ☐ BOSCH Schlagbohrmaschine (3077)
- ☐ TomTom Start Classic (3920)
- ☐ Tivoli-Radio (3785) Zuzahl.: € 49,-
- ☐ Samsung S5220 „Star 3“ (4335)
- ☐ Universal-Tankgutschein € 80,- (2827)
- ☐ Kärcher Hochdruckreiniger (3887)
- ☐ iHome iW2 (4160)
- ☐ Geldprämie € 75,- (1684) **+ Zusatzgeschenk: CHRONIK 2012**

Bitte überweisen Sie die Geldprämie auf mein Konto:

BLZ

Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

SP12-175

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

AIR BERLIN

Boeing ging Kerosin aus

Eine Maschine von Air Berlin musste beim Anflug auf den Flughafen der griechischen Insel Kreta eine „Luftnotlage“ erklären. Im Anflug auf den Flughafen von Heraklion ging der Boeing 737-800 der Sprit aus. Die Bundesstelle für Flugunfalluntersuchung stufte den Zwischenfall vom 21. September als „Schwere Störung ohne Verletzte“ ein. Zuvor musste die Maschine den Landeanflug abbrechen und durchstarten. Dies ist ein in der Luftfahrt gängiges Verfahren. Allerdings muss der Treibstoff so berechnet sein, dass er auch nach solchen Manövern ausreicht. Als die Piloten des aus München kommenden Flugzeugs den bedrohlich niedrigen Treibstoffstand meldeten, konnten sie umgehend sicher in Heraklion landen. Treibstoff ist ein hoher Kostenfaktor in der Luftfahrt, auch wegen seines Gewichts. Die wirtschaftlich schwer angeschlagene Air Berlin will sich unter Verweis auf „laufende Ermittlungen“ nicht äußern.



Air-Berlin-Boeing 737-800

IPON / IMAGO

STEUERFAHNDER

Mobbing per Diagnose

Die hessische Landesregierung gerät beim Streit mit vier in Ungnade gefallenen Ex-Steuerfahndern in die Defensive. Den Beamten wird nun auch von einem namhaften Experten des Münchner Universitätsklinikums bescheinigt, dass sie mit falschen psychiatrischen Gutachten zu Unrecht für unheilbar krank erklärt wurden. Die Diagnosen, die vor Jahren zur vorzeitigen Pensionierung der Fahnder führten, seien zum Teil „nicht nachvollziehbar und mit dem derzeitigen Wis-

sen nicht schlüssig vereinbar“, heißt es in einem neuen Gutachten des Münchner Psychiatrieprofessors Norbert Nedopil. Stattdessen habe „aus psychiatrischer Sicht keine medizinische Voraussetzung für eine anhaltende Dienst- oder Teildienstunfähigkeit“ bestanden. Die vier Beamten gehörten zu einer Gruppe von hessischen Steuerfahndern, die ab 2001 vehement gegen eine Verfügung ihres Vorgesetzten protestierten, durch die sie damals von laufenden Ermittlungen gegen Steuerbetrüger mit undeklarierten Auslandskonten abgezogen wurden. Nachdem der Protest öffentlich geworden war und die hessische Landesregierung in Bedrängnis gebracht hatte, wurden die Beamten von den Landes-

behörden zu einer psychiatrischen Untersuchung geschickt. Mit Diagnosen, die den Beamten etwa eine „paranoid-querulatorische“ Entwicklung attestierten, wurden die Protestierer für dauerhaft dienstunfähig erklärt. Der vom Land beauftragte Gutachter, ein Frankfurter Psychiater, wurde später zu einer Geldbuße von 12.000 Euro verurteilt, weil er fachliche Standards „vorsätzlich“ nicht eingehalten hatte. Mit den neuen Gutachten, die vom Frankfurter Landgericht angefordert worden waren, sei nun offensichtlich, dass die unbeherrschten Fahnder mit falschen Diagnosen aus dem Dienst geworfen wurden, sagt der Frankfurter Rechtsanwalt Harald Nolte, der einen der Ex-Fahnder vertritt.



 PORSCHE


PORSCHE

Knigge für mehr Absatz

Nach erfolgsverwöhnten Jahren gerät der Autobauer Porsche hierzulande in eine Absatzflaute. Während im Zeitraum Januar bis Oktober 2012 in Deutschland knapp 17 Prozent mehr Luxuskarossen aus Zuffenhausen als im Jahr davor verkauft wurden, wuchs das Geschäft im Oktober selbst nur noch um kümmerliche 0,1 Prozent gegenüber dem Vorjahresmonat. Um den Verkauf wieder anzukurbeln, hat sich der Vertrieb des Unternehmens im Rahmen der „Porsche Strategie 2018“ ein Programm auferlegt. Mit ihm sollen die Verkäufer in den Porsche-Zentren zu mehr Leistung angespornt werden. „Im Rahmen der Mitarbeitervergütung ist die Kundenzufriedenheit ein Bonifizie-

rungsfaktor“, heißt es in einem internen Papier des Porsche-Zentrums Berlin. Die „Porsche-Prämie“ wird demnach künftig gesplittet. „20 Prozent sind anteilig und auszahlbar bei Erreichen einer gesetzten Zielgröße.“ Bewerten Kunden also die Leistung eines Verkäufers schlecht, macht sich das für ihn finanziell bemerkbar. Anscheinend ist die Leidenschaft der Verkäufer für die Marke Porsche etwas verebbt – und sogar die Manieren lassen offenbar bisweilen zu wünschen übrig. Nun soll ein „Leitfaden zum Umgang mit den Kunden“ helfen. Darin sind enthalten: „A. Basics festlegen (Aufstehen beim Begrüßen), B. Einheitliche Kleidung Hostessen, C. Knigge-Profi zu Schulung einladen, D. Ritz Carlton/Beispiele, E. Zusammenarbeit Sales / After Sales steigern“. Zudem soll mindestens eine Maßnahme definiert werden, „welche zur Aufwertung der heutigen Fahrzeugauslieferung im Porsche-Zentrum dient“. Vorschläge werden auch gleich gemacht: „Heimadresse im Navi“ oder „Programmierung der Sender“ im Radio.

EURO-KRISE

Distanz zu Zypern

Die Bundesregierung verlangt schärfere Auflagen für Zypern, falls das Land im Januar unter den europäischen Rettungsschirm kommt. Die Regierung mache sich das sogenannte Memorandum of Understanding (MoU) zwischen dem Inselstaat und der Troika aus Europäischer Zentralbank, EU-Kommission und Internationalem Währungsfonds ausdrücklich nicht zu eigen, erklärte Steffen Kampeter, Parlamentarischer Staatssekretär im Bundesfinanzministerium (BMF), vergangene Woche im Haushaltsausschuss des Bundestags. Das MoU schreibt fest, welche Ziele das hochverschuldete Zypern als Gegenleistung für Milliardenhilfen erfüllen muss. So soll der zypriische Finanzsektor stärker schrumpfen, und die Gläubiger sollen bei der Rettung von Banken umfangreicher in Anspruch genommen werden als bislang vorgesehen. Auch die Opposition sieht noch offene Fragen. „Wichtig ist beispielsweise eine Erhöhung der Unternehmensteuern“, sagt Priska Hinz, haushaltspolitische Sprecherin der Grünen. „Auch beim Thema Geldwäsche muss es noch Verbesserungen und eine umfassende Bestandsaufnahme geben.“ Das BMF hingegen sieht keine größeren Geldwäsche Probleme in Zypern. Angesprochen auf einen gegenteiligen Bericht des BND (SPIEGEL 45/2012), erklärte das Ministerium, dieser Bericht liege nicht vor – und das obwohl das Kanzleramt dem Bundestag das Geheimdossier bereits vor Wochen übermittelt hatte. Darin warnt der Auslandsgeheimdienst, ein Rettungsprogramm für Zypern schütze russisches Schwarzgeld. „Da weiß die linke Hand nicht, was die rechte weiß“, sagt Carsten Schneider, Chefhaushälter der SPD-Fraktion.

Fischerboote vor Zypern



GETTY IMAGES



Lebkuchenstand in Münster

EBERHARD GRAVES / AGENTUR BILDERBERG

LEBENSMITTEL

„Lebkuchen sind Teil deutscher Kultur“



Hermann Bühlbecker, 62, Chef des Aachener Printen-Imperiums Lambertz, über die Zukunft hiesigen Weihnachtsgebäcks

SPIEGEL: Sind Ihre Printen populärer als die Lebkuchen von Bahlsen?

Bühlbecker: Bahlsen ist ein starker Anbieter bei Ganzjahres-Gebäcken, wir sind Marktführer bei den Herbst- und Weihnachtsartikeln. Unsere Lebkuchenprodukte sind in der Weihnachtszeit unverzichtbar. Deshalb stellt sich für uns die Frage des freiwilligen Ausscheidens aus dem Markt gar nicht.

SPIEGEL: Bahlsen wollte die Produktion seines Weihnachtsgebäcks aus Kostengründen einstellen, die Verbraucher sind Sturm gelaufen. Nun backt man

weiter. Hat Sie die Empörung der Kunden überrascht?

Bühlbecker: Nein, denn gerade das Saisonsortiment lebt von der Vielfalt der Artikel und Marken. Auch wir hätten es sehr bedauert – wie viele Verbraucher – wenn sich Bahlsen als starke Marke verabschiedet hätte. Printen und Lebkuchen sind Teil deutscher Kultur ...

SPIEGEL: ... der sich für Bahlsen offenbar nicht lohnte. Oder war das strategische Heckmeck ein Marketing-Trick?

Bühlbecker: Nein, Bahlsen ist ein seriöser Mitbewerber. Der Marktanteil erschien dem Unternehmen nicht groß genug in einem umkämpften Wettbewerbsumfeld, in dem gute Qualität zu vergleichsweise günstigen Preisen angeboten wird. Ich freue mich, dass der Konzern uns als Konkurrent erhalten bleibt.

JAHRESWIRTSCHAFTSBERICHT

Eingeschränkt zufrieden

Die Bundesregierung ist mit der Euro-Rettungspolitik nur eingeschränkt zufrieden. Das geht aus dem Entwurf für den neuen Jahreswirtschaftsbericht hervor, den das Bundeskabinett Mitte Januar beschließen will. Die notleidenden Länder Griechenland, Portugal, Irland und Spanien hätten zwar „den richtigen Weg eingeschlagen“, heißt es dort, aber: „Ihre Wettbewerbsfähigkeit verbessert sich – mit Ausnahme von Irland – nur langsam.“ In den vier Ländern sinken zwar die Lohnstückkosten, ein Maßstab für Konkurrenzfähigkeit.

Die Entwicklung sei indes „zu einem großen Teil dem Beschäftigungsabbau zuzuschreiben“. Wenn viele Mitarbeiter entlassen werden, bleiben nur die produktivsten übrig, was die Lohnstückkosten sinken lässt. Die Experten des Bundeswirtschaftsministeriums, das den Bericht federführend erstellt, sehen jedoch auch positive Entwicklungen. „Neben den Haushaltsdefiziten sanken auch die Leistungsbilanzdefizite der Krisenländer“, heißt es in dem Entwurf. In Irland, Portugal und Spanien sei dies zu einem erheblichen Teil auf höhere Exporte zurückzuführen. In Griechenland hingegen verbesserte sich die Handelsbilanz, „weil eine schwache Binnennachfrage die Importe dämpfte“.



DIE LOBBYAFFÄRE

1 | Lobbyist Bellartz soll einen IT-Spezialisten mit dem illegalen Kopieren von Ministeriumsunterlagen beauftragt haben.

2 | Branchendienste wie „Apotheke adhoc“ sind oft besser informiert als Abgeordnete.

3 | Lobbyismus sucht nach Einfluss auf allen Ebenen der Politik, bis hinein in die Bundestagsausschüsse.

4 | Gesundheitsminister Bahr empört die „kriminelle Energie“.



REGIERUNG

Das Krebsgeschwür

Der Datenklau im Gesundheitsministerium zeigt den Druck, unter dem viele Lobbyisten stehen. Je stärker der Staat einzelne Branchen reguliert, desto wichtiger sind Lobbyisten für den Firmenerfolg. Allein bei der Gesundheit geht es um Milliarden.

Wochenlang hatten die Fahnder des Berliner Landeskriminalamts in der virtuellen Welt ermittelt. Am Ende schlugen die Beamten des Kommissariats 335 („Cybercrime“) ganz altmodisch zu. Ausgerüstet mit Dienstpistolen, Schutzwesten, Kartons und einem richterlichen Durchsuchungsbeschluss stand ein Trupp Polizisten am

frühen Morgen des 20. November vor dem Bundesgesundheitsministerium in der Berliner Friedrichstraße.

Um kurz vor acht betreten die Beamten das Dienstzimmer 262 im zweiten Stock des Gebäudes. Der Computerspezialist Christoph H. wurde in Handschellen zur erkennungsdienstlichen Behandlung abgeführt. Etwa zeitgleich durch-

suchte ein zweiter Trupp sein Eigenheim im Brandenburgischen. Die Polizisten packten vier Computer in Kartons, drei Handys, elf Festplatten, 232 DVDs, einen Tischkalender („Chef-O-Meter“), Speicherkarten, USB-Sticks und drei Umschläge mit insgesamt 15 000 Euro in bar, die sie in einem Schuppen gefunden hatten.



Noch ein zweiter Mann war ins Visier der Ermittler geraten: der Apothekenlobbyist Thomas Bellartz. Vier Jahre lang war der joviale Rheinländer Pressesprecher der „Bundesvereinigung deutscher Apothekerverbände“ (ABDA) und nach seinem Ausscheiden im August 2011 Geschäftsführer einer PR-Firma in Berlin-Mitte. Auch bei ihm erschienen an jenem Novembervormorgen Polizisten und beschlagnahmten Material.

Die Fahnder vermuten, Bellartz habe dem klammen Computerspezialisten Geld dafür geboten, dass er ihm vertrauliche Ministeriumsdokumente beschaffte. Die Staatsanwaltschaft Berlin ermittelt wegen des Verdachts des „Ausspähens von Daten“ und möglicher Verstöße gegen das Bundesdatenschutzgesetz. Die beiden Beschuldigten wollen sich zu den Vorwürfen bislang nicht äußern.

„Ich bin stinksauer über solche kriminelle Energie“, verkündete Gesundheitsminister Daniel Bahr, nachdem die Novemberaktion der Polizei in der vergan-

genen Woche bekanntgeworden war. Für den Liberalen kam die Affäre als ein verfrühtes Weihnachtsgeschenk. Geschickt nutzte er die Chance, das Image der „Apotheker-Partei“ FDP zu korrigieren.

Der Fall mag extrem sein, aber er lenkt das Scheinwerferlicht auf einen Berufszweig, der sich gern im Dunklen bewegt. 2099 Interessengruppen haben sich beim Bundestag registrieren lassen, darunter allein 10 Organisationen der Apotheker, 52 Ärzteverbände und 15 Lobbygruppen der Arzneiindustrie. Statistisch gesehen kommen auf jeden Bundestagsabgeordneten mehr als zehn Lobbyisten.

Nichts habe ihn so sehr in seinem Amt überrascht wie der ungeheure Druck der Interessengruppen, sagt Ex-Minister Norbert Röttgen, der den Lobbyismus inzwischen für eine Art Krebsgeschwür der Demokratie hält. Betroffen sind vor allem Ministerien, die entweder viel Geld zu verteilen haben (Verteidigung) oder die Märkte stark regulieren (Umwelt, Finanzen).

Allein im Gesundheitsbereich hängen etwa 200 Milliarden Euro pro Jahr an politischen Entscheidungen. Das ist eine gewaltige Summe. Über den wirtschaftlichen Erfolg einer Firma oder Branche bestimmen also weniger der Markt oder ein gutes Produkt, sondern Gesetze und Gremien, die sie vorbereiten.

Je größer die Regulierungsdichte, desto lohnender sind deshalb Lobbyismus oder gar Bestechung. Und in kaum einem Bereich wird der Markt so sehr reguliert wie in der Gesundheitsbranche. So schreibt eine gesetzliche Quote detailliert vor, wie viel Arzneimittel, die zunächst ins Ausland exportiert wurden, wieder zurückimportiert werden müssen. Selbst die Medikamentenpreise werden inzwischen weitgehend durch Gesetze bestimmt.

Lobbyisten stehen dadurch unter einem enormen Leistungsdruck, denn sie sind für den wirtschaftlichen Erfolg ihrer Unternehmen oft wichtiger als der Produktvorstand. 14 Jahre lang galt die frühere CDU-Staatssekretärin Cornelia Yzer als besonders aggressive Lobbyistin des Verbands forschender Arzneimittelhersteller. Dann konnte sie eine wichtige Gesetzesnovelle nicht verhindern – und musste gehen.

Das komplizierte Gesetzgebungsverfahren lädt Interessenvertreter geradezu ein, gleich auf mehreren Ebenen Entscheidungen zu beeinflussen: in der Ministerialbürokratie, im Kabinett, im Parlament, im Bundesrat und im Vermittlungsausschuss. Irgendeiner wird sich der Sorgen des Lobbyisten schon annehmen.

Wer zuerst weiß, was geplant wird, verfügt über einen entscheidenden Wettbewerbsvorteil, weil er rechtzeitig intervenieren kann. Deshalb haben interne Papiere aus den Ministerien für Lobbyisten einen hohen Wert. Und weil die Behörden inzwischen weitgehend elektronisch kommunizieren, sind sie besonders anfällig für Datendiebstahl.

Dem Verdacht der Berliner Fahnder zufolge funktionierte das Geschäftsmodell des Apothekenlobbyisten Bellartz und des Computerfachmanns Christoph H. nach einem simplen Prinzip: Der eine bestellte, der andere beschaffte.

Die beiden Männer hätten sich eher zufällig kennengelernt und bereits seit März 2010 miteinander kooperiert, glauben die Ermittler. Seitdem sei es zu Dutzenden Treffen gekommen, bei denen der Computerfachmann, der als Angestellter einer Bonner IT-Firma im Ministerium arbeitete, Bellartz Datenträger mit brisantem Material übergeben habe. Dafür soll er cash kassiert haben – angeblich „ca. 500 bis 600 Euro pro Woche“, wie es in den Justizunterlagen heißt.

Die ABDA sagt, sie habe zwar ihrem Ex-Pressesprecher Nebentätigkeiten er-

laubt. Von Geldzahlungen für Informationen will der Verband nichts wissen.

Als Motiv für den mutmaßlichen Datenklau vermuten die Fahnder wirtschaftliche Interessen. Der EDV-Mann habe mit seinem Job zwar etwa 3000 Euro brutto verdient, aber gleichzeitig erhebliche finanzielle und private Probleme gehabt, unter anderem wegen einer bevorstehenden Scheidung.

Vor seiner Zeit im Gesundheitsressort soll Christoph H. im Bundesarbeitsministerium, im Wirtschaftsministerium und im Bundesumweltministerium tätig gewesen sein, wo er zeitweise auch den E-Mail-Account des damaligen SPD-Ministers Sigmar Gabriel betreut habe. Belastbare Hinweise auf Straftaten in den anderen Ministerien haben die Fahnder bislang allerdings nicht.

Sie gehen davon aus, dass Bellartz den IT-Mann gezielt mit dem Kopieren bestimmter Daten, vor allem aus dem Apo-

theken- und Pharmabereich, beauftragt haben könnte. Unter anderem wohl aus dem „Pharma“-Referat 113 des Ministeriums: E-Mail-Anhänge und Dokumente aus sogenannten „öffentlichen Ordnern“, in denen Akten abgelegt werden, die gerade bearbeitet werden.

Die Pharmaindustrie gehört in Berlin zu den einflussreichsten Interessengruppen. Im Mittelpunkt ihrer Bemühungen stand in letzter Zeit das Arzneimittelmarkt-Neuordnungsgesetz. Es erlaubt den Kassen, mit den Pharmakonzernen über den Preis neuer Arzneimittel zu verhandeln, wenn diese ein Jahr auf dem Markt sind. Je nützlicher ein Präparat für Patienten ist, desto teurer darf es sein. Es ist eine grundsätzlich sinnvolle Regelung, doch die Pharmalobby hat es geschafft, auch dieses Gesetz zu entschärfen.

So haben die Koalitionsfraktionen im September 2010 kurz vor der Verabschie-

dung einen Änderungsantrag eingebracht, der dem Wunsch der Hersteller entsprach. Bei Arzneimitteln zur Behandlung seltener Krankheiten („Orphan Drugs“) mit weniger als 50 Millionen Euro Umsatz pro Jahr darf der Gemeinsame Bundesausschuss (G-BA) nicht prüfen, ob sie für Patienten wirklich einen Vorteil bringen. Der ehemalige Krankenkassenfunktionär Rainer Hess, damals G-BA-Vorsitzender, der entscheidet, welche Präparate die Kassen bezahlen, kritisierte das dreiste Lobbying vergebens: „Fast alle neuen und damit extrem teuren Krebsmedikamente werden als Orphan Drugs zugelassen. Anschließend wird dann der Einsatzbereich dieser Medikamente nach und nach ausgedehnt, ohne dass sich am Orphan-Drug-Status etwas ändert.“

Von dem Gesetz sind auch die Apotheker betroffen, im Berliner Gesundheitsministerium als die unangenehmste Lobby-

einem Rabatt, den die Apotheken den Krankenkassen gewähren müssen.

Noch ist unklar, woher „Apotheke ad hoc“ seine Informationen hatte, ebenso, ob Bellartz und Christoph H. möglicherweise die Quelle waren. Doch fest steht, dass diese Informationen für die Apothekerlobby sehr wertvoll waren.

„Bei der Ausarbeitung des Gesetzes waren die Branchendienste wie ‚Apotheke ad hoc‘ teilweise besser informiert als wir Mitglieder des Gesundheitsausschusses“, sagt der SPD-Gesundheitspolitiker Karl Lauterbach. „Wir selbst haben unsere Informationen aus diesen Diensten bezogen, haben den Pegelstand der Verhandlungen dort abgelesen.“

Zu wissen, was der Gegner plane oder noch akzeptabel finde, habe in der Politik einen „irren Wert“, glaubt Lauterbach. Denn dann könne man Kompromisse vorbereiten und gezielt auf einzelne Abgeordnete oder im Bundesrat auf Länder einwirken. „Andererseits“, sagt er, „waren möglicherweise geschickter und haben die Informationen nicht veröffentlicht.“

Für umso wichtiger hält er es, den Skandal nun präzise aufzuarbeiten: „Das ist eine historische Gelegenheit, den Einfluss der Lobbyarbeit auf die Gesetzgebung nachzuvollziehen.“

Die Anti-Korruptions-Jäger von Transparency International und der Verein LobbyControl fordern seit Jahren die Einführung eines umfassenden Lobbyistenregisters. In den USA etwa müssen alle Lobbyisten nicht nur Auskunft über ihre Finanzen geben, sondern auch für wen sie in der Politik zu welchem Thema Einfluss nehmen. „Wir brauchen einen klaren Verhaltenskodex“, sagt Transparency-Geschäftsführer Christian Humborg: „Beamte dürften dann nur noch zu registrierten Lobbyisten Kontakt haben.“

Ein machtvoll Instrument der Apotheken- und Gesundheitslobby werden allerdings selbst die besten Transparenzregeln nicht entschärfen können – das Spiel mit der Angst der Bürger um ihre Gesundheit. Als die grüne Gesundheitsexpertin Biggi Bender in der vergangenen Woche die Apothekerlobby ABDA kritisierte, füllte sich umgehend ihr E-Mail-Fach: „Ihr Pauschalangriff gegen ‚die Apothekerschaft‘ bzw. ABDA ist eine Unverschämtheit“, hieß es da. Oder: „Das ist für uns Apotheker ein Schlag ins Gesicht (beleidigend) und ein Tiefschlag in die Nieren (unfair)!!!“

Und natürlich fehlte nicht der Hinweis, dass man die Wähler schon wissen lasse, wer schuld an der Not der Apotheken und dem daraus folgenden Elend für die Bürger sei: „Ist es da ein Wunder, wenn wir bei unseren Gesprächen in den Apotheken unseren Kunden wütend sagen, welche Parteien daran beteiligt sind?“

MARKUS DETTMER, MARKUS GRILL,
VERONIKA HACKENBROCH,
KONSTANTIN VON HAMMERSTEIN, SVEN RÖBEL



theken- und Pharmabereich, beauftragt haben könnte. Unter anderem wohl aus dem „Pharma“-Referat 113 des Ministeriums: E-Mail-Anhänge und Dokumente aus sogenannten „öffentlichen Ordnern“, in denen Akten abgelegt werden, die gerade bearbeitet werden.

Die Pharmaindustrie gehört in Berlin zu den einflussreichsten Interessengruppen. Im Mittelpunkt ihrer Bemühungen stand in letzter Zeit das Arzneimittelmarkt-Neuordnungsgesetz. Es erlaubt den Kassen, mit den Pharmakonzernen über den Preis neuer Arzneimittel zu verhandeln, wenn diese ein Jahr auf dem Markt sind. Je nützlicher ein Präparat für Patienten ist, desto teurer darf es sein. Es ist eine grundsätzlich sinnvolle Regelung, doch die Pharmalobby hat es geschafft, auch dieses Gesetz zu entschärfen.

So haben die Koalitionsfraktionen im September 2010 kurz vor der Verabschie-

gruppe gefürchtet. Sie waren über ihre Gegenspieler im komplizierten Geflecht des Gesundheitsmarktes stets bestens informiert. So zitierte der von Bellartz gegründete Online-Dienst „Apotheke ad hoc“ aus einem „Vorschlag des Branchenverbandes Phagro an das Bundesgesundheitsministerium“, bei dem es um das heikle Thema der Vergütung der Pharmagroßhändler ging – einem für die Apotheker entscheidenden Bestandteil des Gesetzes. Um die Politik unter Druck zu setzen, startete der Lobbyist eine Plakatkampagne in den Apotheken („Stoppt den Raubbau an der Apotheke!“).

Der Dienst, an dem Bellartz als ABDA-Sprecher nicht mehr beteiligt war, veröffentlichte auch einen internen Brief des Referatsleiters Arzneimittelversorgung im Ministerium, der sich mit einem gesundheitspolitischen Dauerbrenner beschäftigte, der in dem Gesetz eine wichtige Rolle spielt: dem „Kassenabschlag“, also

MIT DEM BESTEN NETZ SIND BÜROS GRÜN STATT GRAU.

Wir nehmen Sie mit in eine Welt, in der wir flexibel an jedem Ort arbeiten können.
www.telekom.com/digitale-welt



Erleben, was verbindet.



EU

Aber Dalli!

Der Ex-Gesundheitskommissar der Europäischen Union fühlt sich von der Tabakindustrie aus dem Amt gemobbt. Nun bereitet er den Gegenangriff vor.

Michel Petite, 65, ist der oberste Ethikbeauftragte der EU-Kommission. Der pensionierte Generaldirektor des Juristischen Dienstes soll dafür sorgen, dass beim Wechsel von Brüsseler Beamten in die Privatwirtschaft alles korrekt zugeht. In der Regel gönnt Petite seinen Ex-Kollegen den Seitenwechsel, denn er weiß selbst am besten, wie man ein altes Amt in frisches Geld verwandeln kann: Seit seiner Pensionierung arbeitet er in der Pariser Niederlassung der Kanzlei Clifford Chance unter anderem als Lobbyist des Tabakkonzerns Philip Morris.

„Das kann doch nicht wahr sein“, sagte die EU-Parlamentarierin Inge Gräßle (CDU), als sie mehrmals den Namen von Petite in der langen Liste der Treffen zwischen der Tabakindustrie und der EU-Kommission auftauchen sah. Gräßle ist Mitglied des Haushaltskontrollausschusses, der sich neuerdings sehr für den Einfluss der Tabaklobby auf die EU-Gesetzgebung interessiert. Grund: Mitte Oktober musste der maltesische Gesundheitskommissar John Dalli, 65, zurücktreten – unter dubiosen Umständen.

Das EU-Parlament stellte der Kommission wegen der Personalie 154 Fragen. Nun liegen die Antworten vor. Fazit: Die Lobbyisten der Tabakindustrie hatten regelmäßig Zugang bis in die höchsten Kreise der EU-Kommission. Der noch weitergehende Verdacht: Sie könnten Dalli abgeschossen haben.

Nicht nur Petite traf sich mehrmals mit seinen Ex-Kollegen, um ihnen im Auftrag von Philip Morris seine „Ansichten über einige rechtliche Aspekte der Tabakgesetzgebung“ zu schildern. Auch andere Tabaklobbyisten konnten immer wieder Mitglieder des Kabinetts von Kommissionspräsident José Manuel Barroso treffen, um ihre Bedenken gegen eine verschärfte Regulierung durch den Ex-Gesundheitskommissar Dalli vorzutragen.

Für die Zigarettenindustrie geht es dabei um viel. Die EU-Gesundheitsbehörde



EU-Kommissar Dalli 2010

„Nie von Geldforderungen gehört“

will in der Union drastische, großformatige Warnbilder auf beiden Seiten der Packung vorschreiben (siehe unten). Auch die gerade bei Jugendlichen populäre Beimischung von Aromen soll eingeschränkt werden. „Die EU-Tabakrichtlinie bedroht die Zigarettenindustrie und den Zigarettenhandel“, schlussfolgerte Markus Schmidt, Chef des deutschen Marktführers Reemtsma.

Zunächst hatte das Trommelfeuer der Lobbyisten Erfolg. Barrosos Generalsekretärin kümmerte sich zusammen mit Luis Romero, dem Nachfolger des Franzosen Petite an der Spitze der EU-Rechtsabteilung, persönlich darum, dass die Richtlinie aufgeweicht und hinausgezögert wurde (SPIEGEL 48/2012). Dann zwang Barroso seinen Gesundheitskommissar Mitte Oktober gar zum Rücktritt.

Der schwedische Tabakkonzern Swedish Match hatte behauptet, dass Silvio Zammit, ein mittlerweile verhafteter Parteifreund von Dalli, 60 Millionen Euro dafür verlangt habe, dass er mit Hilfe des EU-Kommissars die Tabakrichtlinie zugunsten des schwedischen Schnupftabaks Snus beeinflussen könne. Zammit bestreitet die Vorwürfe. „Der Bestechungsversuch war glaubwürdig und seriös“, heißt es dagegen bei Swedish Tobacco, sie hätten allerdings keinen Einfluss auf die Abberufung Dallis ausgeübt.

Dalli soll angeblich von Zammits Vorgehen gewusst haben. Beweise dafür hat das EU-Parlament von der EU-Kommission angefordert, aber nie bekommen. Die wiederum rechtfertigt sich damit, dass der Bericht der EU-Anti-Betrugseinheit Olaf an die Ermittlungsbehörden auf Malta weitergeleitet worden sei, die erst einmal die Vorwürfe prüfen müssten.

„Ich habe nie etwas von irgendwelchen Geldforderungen gehört“, beteuert Dalli. Der Malteser hat in der vergangenen Woche zum Gegenangriff ausgeholt. Er will seinen Fall vor den Europäischen Gerichtshof und möglicherweise gar den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte bringen.

Doch zunächst hat Dalli den schwedischen Tabakkonzern wegen Verleumdung verklagt. Ein von Swedish Match behauptetes Treffen mit einer Snus-Lobbyistin am 10. Februar auf Malta habe es nie gegeben. Er habe die Frau nur einmal Anfang des Jahres getroffen.

Dalli ist mittlerweile sicher, dass ihm die Tabakindustrie eine Falle stellen wollte, was die indes abstreitet. Auch bei den Verhören durch die maltesische Polizei seien keine Beweise gegen ihn vorgelegt worden. Es gibt offenbar nur ein heimlich aufgenommenes Treffen zwischen der Lobbyistin und Zammit, bei dem der seine Geldforderungen präsentierte, als Gegenleistung dafür, dass er Dalli auf Linie bringen könne. Dalli bestreitet, dass es nach diesem Telefonat überhaupt Kontakte zu Zammit gab.

Immerhin führte die mit dem Rücktritt Dallis verbundene öffentliche Aufmerksamkeit sogar dazu, dass die EU-Kommission letztlich dem Druck der Tabaklobby standhielt. Dallis Nachfolger will nächste Woche einen Richtlinienentwurf von den EU-Kommissaren verabschieden lassen, der Dallis Vorstellungen weitgehend entspricht.

Doch den Ärger wird die EU-Kommission wegen Dalli und ihrer engen Kontakte zur Tabakindustrie nicht so schnell los. „Die Regeln beim Lobbying müssen dringend verschärft werden“, fordert die EU-Parlamentarierin Gräßle.

CHRISTOPH PAULY



EURO

Große Schritte zurück

Der jüngste EU-Gipfel endet mit einer Niederlage der Kanzlerin. Die geplante Reform wird vertagt, die neue Bankenunion folgt den Wünschen Südeuropas.

Angela Merkel bekam Anerkennung von höchster Stelle, von sich selbst. Die jüngsten Beschlüsse zur Euro-Rettung seien ein Erfolg, der „gar nicht hoch genug eingeschätzt werden“ könne, jubelte sie am Donnerstag vergangener Woche.

Es sei gelungen, „Kernforderungen Deutschlands durchzusetzen“. Eigenlob liegt häufig neben der Wahrheit, doch in diesem Fall ist der Abstand besonders groß. Denn was Europas Regierungschefs und ihre Finanzminister auf den Gipfeln der vergangenen Woche beschlossen haben, ist geeignet, Merkels Ruf als besonnene und standfeste Währungsretterin nachhaltig zu beschädigen.

Als „Politik der kleinen Schritte“ wird ihre Strategie gerühmt. Nach den Verhandlungsnächten der vergangenen Woche aber sind eher große Rückschritte zu verzeichnen.

Unermüdlich hatte Merkel in den vergangenen Monaten gefordert, die politische Integration Europas voranzutreiben. Doch auf dem jüngsten EU-Gipfel sorgte sie persönlich dafür, dass entsprechende Pläne von Ratspräsident Herman Van Rompuy gar nicht erst beraten wurden. Zugleich stimmte ihr Finanzminister Wolfgang Schäuble einer neuen europäischen Bankenaufsicht unter dem Dach der Europäischen Zentralbank (EZB) zu, die wiederum bei Deutschlands Währungshütern auf große Vorbehalte stößt.

Die Verantwortlichkeiten in der geplanten Superbehörde blieben letztlich ungeklärt, monieren die Juristen der Bundesbank. Dem Projekt fehle „eine dauerhaft tragfähige Rechtsgrundlage“.

Von „mehr Europa“ ist zunächst keine Rede mehr, dafür müssen Deutschlands Steuerzahler im Notfall für milliarden-schwere Risiken europäischer Großban-

ken entstehen. Von Merkels Leitlinie „Mehr Haftung nur bei mehr Integration“ blieb nicht viel übrig. Dabei hatte die Bundesregierung bis zuletzt versucht, die neue Bankenunion nach deutschen Vorgaben auszugestalten. Um zu verhindern, dass marode Geldhäuser aus Spanien oder Irland im Notfall allzu leicht mit deutschem Steuergeld aufgefangen werden, sollten große Länder wie die Bundesrepublik in Europas künftiger Finanzaufsicht ein stärkeres Gewicht erhalten.

Zudem forderte Schäuble, das neue Gremium für die Bankenaufsicht strikt vom EZB-Rat zu trennen. So wollte er vermeiden, dass die Währungshüter beim Bankenretten in Konflikt mit ihrer eigentlichen Aufgabe geraten, die Preise stabil zu halten. Nichts weniger als eine „chinesische Mauer“ verlangte Schäuble: Kein Währungshüter dürfe an der Bankenaufsicht beteiligt sein, das neue Kontrollgremium müsse unabhängig und letztgültig entscheiden.

liegt? Die Bundesbankjuristen mögen das nicht ausschließen – es wäre der GAU für Schäuble und seine Unterhändler.

Zudem sind EZB-Rat und Bankenaufsicht auch personell viel enger verflochten, als es den Deutschen lieb ist. So sitzen EZB-Vertreter in der künftigen Bankenaufsicht, niemand kann die Euro-Länder daran hindern, in den neuen Vermittlungsausschuss Mitglieder des EZB-Rates zu entsenden.

Vor allem aber ist es Berlin nicht gelungen, größeren Euro-Staaten mehr Einfluss bei der Bankenaufsicht zu verschaffen. Auch künftig zählt in allen EZB-Gremien das Votum Maltas genauso viel wie die Stimme der Bundesrepublik. Entsprechend wahrscheinlich ist es, dass künftig manch teurer Rettungsplan für irische oder spanische Banken auch gegen den Willen Berlins beschlossen werden kann.

Die Währungsunion entwickelt sich weiter zur Haftungsunion, und die Gefahr



Europapolitikerin Merkel*: Die Währungsunion entwickelt sich weiter zur Haftungsunion

Doch es kam anders. Nach den Gipfel-ergebnissen der vergangenen Woche müssen die Bankenaufseher nicht nur ihre wichtigsten Beschlüsse den Währungshütern zur Genehmigung vorlegen. Sie haben sich im Konfliktfall auch dem Votum eines Vermittlungsausschusses zu beugen, der europarechtlich nicht ausreichend abgesichert ist, wie die Bundesbank moniert.

Könnte es am Ende also doch dazu kommen, dass die Letztentscheidung über die Bankenaufsicht beim EZB-Rat

des Crashes ist nicht gebannt. Europas Wirtschaftskrise, so prognostizieren Konjunkturforscher, wird sich im nächsten Jahr weiter verschärfen.

Kein Wunder, dass finanzkräftige Staaten außerhalb des Euro-Raums die neue Bankenaufsicht wenig verlockend finden. Der schwedische Finanzminister Anders Borg etwa könnte nach den Beschlüssen der vorigen Woche dem neuen Kontrollverbund jederzeit beitreten, denkt aber gar nicht daran. Das Risiko ist ihm zu groß. „Wir glauben nicht, dass es ausreichend Schutzklauseln für die Steuerzahler gibt“, sagt er, „damit sie nicht für Fehler in Banken anderer Länder haften müssen.“

MICHAEL SAUGA

* Beim Brüsseler EU-Gipfel mit den Regierungschefs David Cameron (Großbritannien), Andrus Ansip (Estland) und Jyrki Katainen (Finnland) am 13. Dezember.



Jagdflugzeug Eurofighter „Typhoon“
Schattensystem aus Briefkastenfirmen

WAFFENEXPORTE

Schleier aus Alublech

In der Korruptionsaffäre um den Eurofighter-Verkauf an Österreich mehrten sich die Indizien für Schmiergeldzahlungen des Rüstungskonzerns EADS.

Wenn Tom Enders dieser Tage Post aus Wien bekommt, erwartet er keine guten Nachrichten. So war es auch vergangene Woche wieder. Da ging beim Vorstandschef des Rüstungs- und Luftfahrtkonzerns EADS ein Schreiben des österreichischen Wirtschaftsministers Reinhold Mitterlehner ein.

Der Ressortchef spricht darin von Zweifeln und von Verdachtsmomenten. Und er hat eine konkrete Forderung. Enders möge bitte selbst für Aufklärung sorgen, und das möglichst rasch.

Es geht in diesem Schreiben um ein Rüstungsgeschäft, das bislang das größte in der Geschichte der Alpenrepublik ist: den Kauf von 15 Jagdflugzeugen vom Typ Eurofighter, Kaufsumme rund 1,7 Milliarden Euro. Seit Jahren steht der Deal unter Korruptionsverdacht.

Doch seit vergangenem Monat hat der Fall eine brisante Zuspitzung erfahren. Die Staatsanwaltschaften in München und Wien haben mehr als ein Dutzend Hausdurchsuchungen angeordnet, unter anderem bei EADS und früheren Managern. Bestätigt sich ihr Verdacht, würde

die deutsche Industrie von einer neuen Bestechungsaffäre erschüttert, mit den entsprechenden finanziellen Risiken für den Rüstungsgiganten.

Im Mittelpunkt der Korruptionsermittlungen stehen Gegengeschäfte im doppelten Vertragswert, also etwa 3,5 Milliarden Euro. In dieser Höhe musste EADS Geschäfte für österreichische Unternehmen vermitteln, als Gegenleistung für die Zustimmung Wiens zum Eurofighter. Doch genau jene sind es auch, die Wirtschaftsminister Mitterlehner zum Schreiben seines Briefes bewogen hat. Ein Gutteil der bisher vermittelten Gegengeschäfte könnte faul sein. „Nichts soll unbeachtet bleiben“, verspricht Mitterlehner genervt.

Der Verdacht ist, dass Schmiergeldströme in gleich zwei Richtungen geflossen sind. Einerseits sollen Amtsträger bestochen worden sein, damit sich Österreich für den vergleichsweise teuren Eurofighter entschied. Andererseits sollen Unternehmen gekauft worden sein, damit sie Gegengeschäfte im Wirtschaftsministerium deklarierten, die gar keine waren.

Die Bestechungsgelder sollen dabei über ein Schattensystem aus Briefkastenfirmen rund um das Londoner Unternehmen Vector Aerospace ausgeteilt worden sein. Gegründet wurde es von dem italienischen Geschäftsmann Gianfranco Lande, der in Rom wegen Anlagebetrugs in erster Instanz zu viereinhalb Jahren Haft verurteilt wurde.

Schon das Volumen der Gegengeschäfte ist mit über 200 Prozent der Vertragssumme selbst für Rüstungsdeals extrem ungewöhnlich. Genau damit haben die Politiker, allen voran der damalige Kanzler der Österreichischen Volkspartei (ÖVP), Wolfgang Schüssel, den Bürgern den Deal schmackhaft gemacht. Die Kom-

pensationsgeschäfte sollten Hightech-Unternehmen in Österreich begünstigen. Es sei „das attraktivste und wichtigste Impulsprogramm, das man sich wünschen kann“, lobte der konservative Kanzler damals. Manche Geschäfte waren eher skurril, wie etwa jenes mit einem Lebensberater, der EADS-Leute gecoacht hat. Bei anderen aber handelte es sich um fragwürdige, womöglich strafbare Kontrakte, bei denen keinerlei wirtschaftlicher Vorteil für Österreich erkennbar ist.

Bislang beruhigt man sich bei EADS damit, dass die in den vergangenen Jahren vom Ministerium abgezeichneten Verträge nicht mehr anfechtbar seien. Doch die Beamten erinnern an eine Klausel im Vertrag. Sollten „nachträglich schwerwiegende neue Umstände“ bekannt werden, die „zu ernststen Zweifeln an der Anrechenbarkeit von Gegengeschäften führen“, kann das Gegengeschäft auch heute noch vom Ministerium aufgekündigt werden.

Zudem hat der Minister einen mächtigen Verbündeten: Staatsanwalt Michael Radasztics, einen noch jungen, unerschrockenen Ankläger. Der hat sich alle Vertragsakten einbestellt. Auf welch absurde Geschäfte er dabei zuweilen stößt, zeigt der Fall MAN. Einer der größten Brocken im Gegengeschäftskatalog des österreichischen Wirtschaftsministeriums ist der Verkauf von 6500 Militärtransportern, die der Münchner Lkw-Bauer zusammen mit Rheinmetall für die britischen Streitkräfte herstellt. Volumen rund 700 Millionen Euro – also 20 Prozent des geforderten Retourgeschäfts.

Doch mit EADS hat der Millionendeal eigentlich gar nichts zu tun. „Das Geschäft war seinerzeit schon im Gang, und wir können diese Militärlastwagen ohnehin nur in Wien bauen“, sagt ein MAN-Manager heute. Sprich: Das Geschäft hat der österreichischen Wirtschaft keinerlei zusätzlichen Impulse gebracht.

Fragwürdig erscheint auch ein Kontrakt des Linzer Software-Unternehmens Fabasoft mit der bayerischen Regierung. Dabei geht es um eine Verwaltungssoftware für die Ministerien des Freistaats, Auftragsvolumen 1,2 Millionen Euro. Die Leistung von EADS bestand darin, dem Unternehmen die Gründung eines Büros in München zu empfehlen. „Im Nachhinein würde ich sagen, dass wir auf diese Idee auch selber gekommen wären“, so Geschäftsführer Leopold Bauernfeind.

Bei einigen der Deals besteht außerdem der Verdacht, das „reales Geschäft benutzt wurde, um möglicherweise illegale Zahlungen zu verschleiern“, wie ein Ermittler sagt. Beispiel: der österreichische Aluminiumkonzern AMAG. Der sollte laut einem Vertrag aus dem Jahr 2003 Alu-

Bleche im Wert von 75 Millionen Euro an die EADS-Tochter Airbus liefern.

Bei Gianfranco Lande, dem Gründer des ominösen Vector-Netzwerks, fanden italienische Ermittler eine Excel-Liste, wonach bei dem AMAG-Deal eine Firma namens Incuco als Berater tätig geworden sein soll.

Fahnder in Deutschland, Österreich und Italien interessieren sich für die Briefkastenfirma mit Sitz auf der Isle of Man, einer Steueroase in der Irischen See. Incuco steht im Verdacht, mindestens 12,5 Millionen Euro von Landes Vector Aerospace erhalten zu haben – auch für die Beratung im Airbus-AMAG-Deal?

„Uns ist weder eine Vector Aerospace, noch eine Firma namens Incuco bekannt“, heißt es bei der AMAG. Incuco bestreitet ebenfalls jede Geschäftsbeziehung zur AMAG. Es sieht so aus, als habe Lande, der in Rom in Haft sitzt, die AMAG benutzt, um Zahlungen an die Incuco zu rechtfertigen.

Wofür Incuco tatsächlich all die Millionen erhalten hat und an wen sie womöglich anschließend geflossen sind, ist bislang ungeklärt. Staatsanwalt Radasztics will den Hintergründen um den AMAG-Airbus-Deal auf den Grund gehen. Am 13. Dezember hat er unter dem Aktenzeichen 604 St 6/11 f in einem „Amtshilfeersuchen“ das österreichische

Wirtschaftsministerium um weitere Unterlagen gebeten.

Die Affäre könnte nicht nur das Image von EADS, bei dem sich der deutsche Staat derzeit als Aktionär einkauft, beschädigen, sie könnte auch viel Geld kosten. Würden die Gegengeschäfte nachträglich als faul eingestuft, droht im schlimmsten Falle eine Strafe von 200 Millionen Euro. Auch die Ermittlungen rund um die inkriminierte Vector Aerospace könnten teure Folgen haben.

Die Affäre könnte nicht nur das Image von EADS beschädigen, sie könnte auch viel Geld kosten.

Da geht es neben Korruption und der Bildung einer kriminellen Vereinigung auch um Geldwäsche. Aus EADS-Unternehmenskreisen heißt es, man kooperiere mit den österreichischen Behörden und bemühe sich, Licht in das Dunkel der Eurofighter-Geschäfte zu bringen. In Kürze wolle EADS eine eigene Dokumentation zu den Gegengeschäften vorlegen. Rückstellungen in der Bilanz wegen möglicher Strafen soll es nicht geben.

Dabei hofft die Staatsanwaltschaft in Wien, bald Erfolge zu verbuchen, Hintermänner und Empfänger der Finanzflüsse ausfindig machen zu können – was womöglich auch die Österreichische Volkspartei in Bedrängnis brächte.

So soll nach Recherchen des Grünen-Parlamentariers Peter Pilz der berüchtigte Waffenlobbyist Alfons Mensdorff-Pouilly 2,2 Millionen Euro von EADS erhalten haben, was der bestreitet. Geflossen sei das Geld über die in Gegengeschäftszahlungen verwickelte Briefkastenfirma Incuco. „Von Mensdorff führt die Spur zur ÖVP“, so Pilz.

Mensdorff, festes Mitglied der Wiener High Society, ist verheiratet mit einer ehemaligen ÖVP-Ministerin. Der Unternehmer mit Spitznamen „Graf Ali“ ging bei jenen konservativen Politikern ein und aus, die vor zehn Jahren für den Eurofighter-Beschluss verantwortlich waren.

Staatsanwalt Radasztics kann Mensdorff zu den neuen Indizien einfach befragen. Er trifft ihn jede Woche beim Landgericht in Wien. Dort führt Radasztics gerade Anklage gegen Mensdorff wegen der Wäsche von mutmaßlichem Schmiergeld. Das soll aus anderer Quelle stammen: vom britischen Rüstungskonzern BAE Systems.

JÖRG SCHMITT, GERALD TRAUFFETTER



Machen Sie den Kindern ein noch größeres Geschenk – mit Ihrer Pflege-Zusatzversicherung

Wenn für die gute Betreuung eines Menschen Kosten von mehreren Tausend Euro im Monat anfallen, reicht die gesetzliche Pflegeversicherung nicht aus. Dann müssen unsere Kinder für die Rechnung der Eltern geradestehen. Gut, dass der Staat jetzt die zusätzliche private Pflegevorsorge fördert. Wer die für sich abschließt, schenkt damit auch den Kindern etwas wirklich Sinnvolles. Erfahren Sie mehr unter www.pkv.de

 **PKV**
Verband der Privaten
Krankenversicherung

„Das regt mich wahnsinnig auf“

Chaostage in Essen: Aber ThyssenKrupp-Aufsichtsratschef Gerhard Cromme, 69, erklärt, dass er nicht zurücktreten will. Verantwortlich für die Milliardenverluste macht er vor allem den früheren Vorstand.

SPIEGEL: Herr Cromme, wann treten Sie als Aufsichtsratschef von ThyssenKrupp zurück?

Cromme: Ich werde überhaupt nicht zurücktreten. Ich bin keiner, der vor Verantwortung wegläuft. Das zieht sich wie ein roter Faden durch mein Berufsleben. Schon als ich 1986 bei Krupp Stahl anfang und die großen Probleme dort sah, hätte ich natürlich den Schlüssel unter die Fußmatte legen und mich von dannen machen können. Das habe ich damals nicht getan, das werde ich auch heute nicht tun.

SPIEGEL: ThyssenKrupp leidet unter Milliardenverlusten, Missmanagement und Korruptionsaffären. Es gibt zwei Möglichkeiten: Entweder Sie haben die Entwicklung als Aufsichtsratschef nicht verhindert, oder Sie haben sie nicht mitbekommen. In beiden Fällen hätten Sie als Chefkontrolleur versagt und müssten die Konsequenzen ziehen, oder?

Cromme: Nun mal langsam. Das sind ganz unterschiedliche Komplexe, von denen wir uns jeden genau angucken sollten.

SPIEGEL: Fangen wir mit Amerika an. Dort hat ThyssenKrupp für rund 12 Milliarden Euro zwei Stahlwerke gebaut, die nicht nur viel teurer wurden als geplant. In den beiden Jahren nach der Fertigstellung mussten Sie bereits fast sechs Milliarden Euro Wert abschreiben. Kann Missmanagement noch klarer zutage treten?

Cromme: Um das zu verstehen, muss man sich die Zeit ansehen, in der die Entscheidung gefällt wurde. Das war im Jahr 2005. ThyssenKrupp erwirtschaftete damals ein jährliches Ergebnis von fast drei Milliarden Euro, und alle Wirtschaftsforschungsinstitute sagten einen anhaltenden Aufschwung voraus. Als Preis für das Stahlwerk in Brasilien wurde uns vom damaligen Vorstand eine Größenordnung von drei Milliarden Euro genannt. Das war also etwa ein Jahresgewinn – und damit vertretbar. In dieser Situation haben wir entschieden, ein Stahlwerk in Brasilien und eines in den USA zu bauen.

SPIEGEL: Kurz danach fingen die Probleme an. Die Kosten explodierten, Fertigungstermine wurden nicht eingehalten.

Cromme: Ein Teil der Probleme war auf die beginnende Finanzkrise zurückzuführen. Mit der konnte niemand rechnen. Dazu kamen Fehler im Projektmanagement. Davon hat uns der zuständige Vorstand bis zum Jahr 2008 nichts gesagt. Wir bekamen immer nur die Information, dass alles in bester Ordnung sei. Als wir 2008 dann erfahren haben, dass dieses Projekt völlig aus dem Ruder gelaufen war, haben wir umgehend reagiert und zunächst die Projektleitung und dann die Leitung der Stahlsparte ausgetauscht.

SPIEGEL: Gebracht hat das nichts, oder?

Cromme: Wissen Sie, wenn ein solches Großprojekt von Anfang an nicht richtig läuft, wird es schwierig. Das ist wie auf einem eingeseiften Brett. Was darauf einmal ins Rutschen kommt, ist nicht mehr aufzuhalten. Als wir im Aufsichtsrat von den Problemen erfuhren, war die Pla-

„Es gibt einige, die hinter dem Busch lauern und gucken, ob sie mir in die Wade schießen können.“

nung fertig, die Bestellungen für die Großanlagen waren draußen, Anzahlungen geleistet. Was sollten wir tun?

SPIEGEL: Sie hätten doch die Notbremse ziehen und das Projekt komplett stoppen können.

Cromme: Wir haben das ernsthaft überlegt. Wir hätten dann drei Milliarden Euro abschreiben müssen ...

SPIEGEL: ... und damit einen Bruchteil der heutigen Summen.

Cromme: Das ist richtig. Aber der Vorstand hat uns damals gesagt, bei beiden Werken sei, trotz anfänglicher Pannen, mit einer Rentabilität von 14 bis 15 Prozent zu rechnen. Das war mit Gutachten untermauert. Da kann man als Aufsichtsrat nicht gegen die eigenen Experten entscheiden.

SPIEGEL: Es gab offensichtliche Fehler.

Cromme: So? Welche?

SPIEGEL: Statt vom konzerneigenen Anlagenbauer wurde die Kokerei von einer unbekannten chinesischen Firma gebaut. Musste Sie das nicht misstrauisch machen?

Cromme: Wir haben nachgefragt, als es um die Auftragsvergabe ging. Uns wurde gesagt, dass die Chinesen bereits ein Referenzobjekt gebaut hätten, was sich im Nachhinein als falsch herausgestellt hat. Außerdem war das Angebot der Chinesen deutlich preiswerter und unsere eigene Tochterfirma Uhde zudem über Jahre mit lukrativen Aufträgen ausgelastet. Auch da mischt man sich als Aufsichtsrat nicht ein.

SPIEGEL: Sie sind doch ein erfahrener Stahlmanager, kennen die Branche und den Konzern seit Jahrzehnten. Aber ausgerechnet bei dem Milliarden-Projekt in Amerika haben Sie sich zurückgehalten?

Cromme: Das sehen Sie falsch. Ich bin zwar schon eine Weile im Geschäft. Aber ich habe noch nie ein Stahlwerk oder eine Kokerei gebaut. Wenn unsere ausgewiesenen Experten, die solche Projekte schon realisiert haben, erklären, das ist die richtige Vorgehensweise, dann muss ich das akzeptieren.

SPIEGEL: Der damalige ThyssenKrupp-Chef Ekkehard Schulz und sein Team sagen, es habe eine enge Abstimmung mit dem Aufsichtsrat gegeben. Sie seien monatlich informiert worden.

Cromme: Es ist richtig, wir sind als Aufsichtsrat ständig informiert worden. Nur hat sich jetzt gezeigt, dass viele Informationen über Jahre hinweg deutlich zu optimistisch waren und sich später als falsch herausgestellt haben.

SPIEGEL: Können Sie ein Beispiel nennen?

Cromme: Noch im Dezember 2010 hat uns der damalige Vorstand gesagt, dass wir im Laufe des Geschäftsjahres 2011/2012 mit den Werken in Alabama und in Brasilien ein ausgeglichenes Ergebnis erreichen würden. Tatsächlich haben wir dann zweimal hintereinander eine Milliarde Euro Verluste geschrieben. Jetzt erst, nachdem der neue Chef Heinrich Hiesinger den gesamten Komplex aufgearbeitet hat, wissen wir, dass die Zahlen falsch waren und den optimistischen Prognosen zum Teil völlig unrealistische Einkaufs- und Verkaufspreise zugrunde lagen.

SPIEGEL: In einer Krisensitzung des Aufsichtsrates vor zwei Wochen sollen Mitglieder des Gremiums gesagt haben, man sei vom alten Vorstand „belogen und betrogen“ wurden.

Das Gespräch führten die Redakteure Frank Dohmen und Dietmar Hawranek.



Aufsichtsratschef Cromme

„Eine große Enttäuschung“

Berthold Beitz zeigt sich persönlich getroffen von Missmanagement und Verlusten bei ThyssenKrupp.

Berthold Beitz ist der letzte seiner Art: Patriarch, Ruhr-Baron, Machtfaktor. Der 99-Jährige nimmt noch immer an wichtigen Sitzungen des Aufsichtsrats von ThyssenKrupp teil. In dem Stahlkonzern fällt keine wesentliche Entscheidung ohne Wissen und Rat von Beitz. Der Unternehmer führt die Krupp-Stiftung, die 25 Prozent der Aktien von ThyssenKrupp hält. Fast täglich lässt er sich in sein Büro im ehemaligen Gästehaus der Essener Villa Hügel fahren.

Ein Gespräch von Beitz mit dem einstigen ThyssenKrupp-Chef Ekkehard Schulz genügte, und dieser übernahm die Verantwortung für Milliardenverluste beim Bau neuer Stahlwerke in den USA und Brasilien und legte sein Aufsichtsratsmandat nieder.

Als der SPIEGEL jetzt von Beitz wissen wollte, ob er sich vom abge-

lösten ThyssenKrupp-Management getäuscht fühlte, antwortete der Senior schriftlich: „Ob das alte Management getäuscht hat, müssen die Juristen beurteilen. Was ich fühle, ist eine große Enttäuschung über die eingetretene Entwicklung.“

In der Regel bespricht Beitz sich einmal in der Woche mit ThyssenKrupp-Aufsichtsratschef Gerhard Cromme. Die beiden telefonieren oder treffen sich auf eine Tasse Kaffee. Beitz hat Cromme zu seinem Nachfolger an der Stiftungsspitze erkoren. Doch jetzt steht Cromme selbst in der Kritik – und der aktuelle ThyssenKrupp-Vorstandschef Heinrich Hiesinger muss zeigen, ob er den Konzern aus der Krise führen kann. Auf die Frage, ob Cromme und Hiesinger sein Vertrauen haben, antwortet Beitz mit einem knappen „Ja“.

Cromme: Herr Hiesinger hat uns in dieser Sitzung die gesamte Fehlentwicklung bei den beiden Projekten von 2005 an präsentiert: Was uns vom damaligen Vorstand versprochen wurde, und was dann tatsächlich eingetreten ist. Alle waren tief betroffen, in diesem Zusammenhang sind solche Äußerungen gefallen. Ich habe trotzdem zur Besonnenheit aufgerufen.

SPIEGEL: Warum eigentlich?

Cromme: Wenn der Aufsichtsrat mit solchen Begriffen operiert, liegt darin der Vorwurf eines Fehlverhaltens. Bislang muss ich davon ausgehen, dass Herr Schulz und sein Team uns so informiert haben, wie sie selbst von ihrer Mannschaft informiert wurden. Damit läge zumindest kein schuldhaftes Verhalten vor.

SPIEGEL: Nun hat ThyssenKrupp nicht nur Probleme beim Bau der Stahlwerke, sondern hat auch Kunden durch illegale Preisabsprachen bei Eisenbahnschienen, Rolltreppen und Aufzügen um mehrere hundert Millionen Euro betrogen. Haben Sie auch davon nichts mitbekommen?

Cromme: Doch, das habe ich, und ich habe entsprechend reagiert. Im Jahr 2005 ist der erste größere Kartellfall im Konzern durch

* Mit Gerhard Cromme (r.) und Heinrich Hiesinger (2. v. r.) am 14. November bei einer Feierstunde.



Industrieller Beitz (sitzend) im Festsaal der Villa Hügel in Essen*

ROUF VENNENBERND / PICTURE ALLIANCE / DPA



Mehr unter www.porsche.de oder Tel. 01805 356 - 911, Fax - 912 (Festnetzpreis 14 ct/min; Mobilfunkpreise max. 42 ct/min).

Wintersport macht man in den Bergen. Und auf dem Weg dorthin.

Die neuen 911 Carrera 4 Modelle.

Das Schönste am Berg sind die Kurven. Besonders in einem der neuen 911 Allradmodelle.

Denn der weiterentwickelte aktive Allradantrieb sorgt für die nötige Traktion an allen 4 Rädern.

Das neue durchgehende Heckleuchtenband unterstreicht das breite Heck und sorgt für eine klare Linie beim Design.



PORSCHE



OLIVER BERG / DPA

ThyssenKrupp-Stahlwerk in Duisburg: „Nicht auf Applaus oder Pfiffe geachtet“

die Behörden aufgedeckt worden. Das waren die Preisabsprachen bei den Aufzügen. Der Vorstand hat damals das komplette Regelwerk im Konzern überarbeitet, neue Vorschriften eingeführt und eine strenge Überwachung angeordnet. Unser System wird inzwischen sogar von Transparency International als exzellent bewertet.

SPIEGEL: Geholfen hat es allerdings nichts. Das Schienkartell, bei dem die Deutsche Bahn betrogen wurde, machte offenbar munter weiter.

Cromme: Das Schienkartell ist praktisch der einzige Fall, den unsere Leute nicht selbst aufgedeckt haben. Aber sie waren sehr nahe dran. Es ist ihnen nur nicht gelungen, weil mehrere Führungskräfte und Mitarbeiter damals alles abgestritten haben. Diesen Fall untersucht jetzt die Staatsanwaltschaft.

SPIEGEL: Wenn ein Konzern jahrelang gegen das Kartellrecht verstößt, herrscht offenbar eine spezielle Unternehmenskultur: Betrug am Kunden wurde toleriert. Warum konnten Sie nicht für eine ordentliche Einstellung der Manager zu Recht und Gesetz sorgen?

Cromme: Vieles von dem, was hochkam, regt mich wahnsinnig auf. Vor allem, weil der Aufsichtsrat wirklich alles unternommen hat, um solche Verstöße zu verhindern. Dazu gehört auch, dass wir vor zwei Jahren Herrn Hiesinger von Siemens an die Spitze von ThyssenKrupp geholt haben. Einen Kulturwandel schaffen Sie nur durch Leute von außen.

SPIEGEL: Herr Hiesinger stieß, wie er sagt, auf eine Kultur, in der „Seilschaften und blinde Loyalität oft wichtiger waren als unternehmerischer Erfolg“. Dafür sind Sie doch mitverantwortlich. Ihr Mitarbeiter, Vorstandsmitglied Jürgen Claassen, lud Journalisten zu Luxusreisen ein. Er flog mit ihnen First Class nach China oder Südafrika. Fanden Sie das in Ordnung?

Cromme: Ich habe nicht gewusst, dass die erster Klasse fliegen. Nun kann man sagen: Warum haben Sie nicht gefragt? Die Reisen sind vom Vorstand abgezeichnet worden. Dann ist es nicht meine Sache, dem nachzugehen. Im Übrigen: Auch Journalisten sind Menschen ...

SPIEGEL: ... danke.

Cromme: Wenn sie am nächsten Morgen gerade mal unter die Dusche können, bevor das Programm beginnt, ist etwas Schlaf während des Flugs schon gut. Aber ich gebe zu: Das war manchmal etwas üppig. Es kommt hinzu, dass Herr Claassen für Compliance, also für korrekte Unternehmensführung, verantwortlich ist. Man kann keinen Chief Compliance Officer haben, gegen den ein Ermittlungsverfahren läuft. Deshalb ist auch er aus dem Vorstand ausgeschieden.

SPIEGEL: Vorläufiges Ergebnis der Luxusreisen, des Missmanagements und der Milliardenverluste: Insgesamt müssen drei Vorstände gehen. Dem Publikum werden drei Schuldige präsentiert. Damit soll wohl von der Verantwortung des Aufsichtsratsvorsitzenden abgelenkt werden.

Cromme: Ich weiß, der Vorwurf muss kommen. Aber wir wollten als Aufsichtsrat den Weg für einen Neuanfang unter Herrn Hiesinger ebnen. Was mich selbst betrifft, habe ich in meinem Leben nur das getan, was ich für richtig gehalten habe. Ich habe nie darauf geachtet, ob es dafür Applaus oder Pfiffe gibt. Sonst hätte ich die Schließung von Rheinhausen nicht gemacht, die Übernahme von Hoesch, die Fusion Krupp-Thyssen nicht, aber wie viele Stahlproduktionen gäbe es dann noch in Deutschland? Ich hätte auch den Aufsichtsratsvorsitz bei Siemens nicht übernommen, denn es war klar, da kommen gewaltige Probleme hoch.

SPIEGEL: Bei Siemens mussten wegen der Korruptionsfälle die ehemaligen Chefs

Heinrich von Pierer, Klaus Kleinfeld und mehrere Vorstände gehen. Sie selbst sind bei dem Münchner Konzern Aufsichtsratsboss, ließen aber auch dort alle Vorwürfe von sich abperlen. Das trug Ihnen den Beinamen „Mister Teflon“ ein.

Cromme: Moment mal! Das US-Justizministerium hat in seiner Klageschrift festgestellt, dass der Prüfungsausschuss bei Siemens teilweise unvollständig, irreführend und teilweise falsch informiert worden war. Und dass der Vorstand dem Prüfungsausschuss zu keinem Zeitpunkt vermittelte, es sei Gefahr in Verzug. Das ist doch das Thema: Der Vorstand ist für das operative Geschäft und Compliance verantwortlich. Aufsichtsräte können Fragen stellen. Aber wenn der Vorstand irreführend, unvollständig und teilweise falsch informiert – was wollen Sie machen?

SPIEGEL: Bei Siemens und bei ThyssenKrupp gibt es viele Kritiker, die sagen, Herr Cromme ist nicht die Lösung, sondern die Ursache der Probleme.

Cromme: Ich habe nie darauf geschickt, eine große Fangemeinde zu haben. Es gibt bei beiden Unternehmen sicher einige, die hinter dem Busch lauern, die Büchse spannen und gucken, ob sie mir in die Wade schießen können.

SPIEGEL: Auch ohne Rachegefühle könnte man zu dem Ergebnis kommen, dass Sie zurücktreten sollten. Schließlich waren Sie auch Chef jener Corporate-Governance-Kommission, die im Auftrag der Bundesregierung Regeln für gute Unternehmensführung ausgearbeitet hat. Sie waren so etwas wie „Mister Aufsichtsrat“. Müssen Sie nicht besonders selbstkritisch sein?

Cromme: Das bin ich durchaus. Wir haben bei ThyssenKrupp schon seit vielen Wochen im Aufsichtsrat sehr selbstkritisch über unsere Rolle diskutiert. Vertreter der Arbeitnehmer, der leitenden Angestellten und der Anteilseigner sind dabei absolut einvernehmlich zu dem Schluss gekommen, dass wir dem Vorstand beim Neuanfang den Rücken freihalten wollen. Und zwar gemeinsam und in der Formation, die wir haben.

SPIEGEL: Versuchen wir es noch mal andersrum: Sie feiern im Februar Ihren 70. Geburtstag. Wäre dies nicht ein Anlass, den Posten des obersten Kontrolleurs bei ThyssenKrupp und Siemens in die Hände eines Jüngeren zu übergeben?

Cromme: Ich habe jüngst einen lobenden Artikel über Herrn Giuseppe Vita gelesen, den neuen Verwaltungsratsvorsitzenden von Unicredit. Herr Vita, den ich sehr schätze, ist heute schon älter, als ich es sein werde, wenn ich alle voraussehbaren Amtsperioden hinter mir habe.

SPIEGEL: Herr Vita ist 77 Jahre alt. Wir interpretieren Ihre Antwort mal so, dass Sie mit 70 nicht abtreten wollen.

Cromme: Das können Sie.

SPIEGEL: Herr Cromme, wir danken Ihnen für dieses Gespräch.

**Unsere Aufträge sind
oft ziemlich komplex.
Gut, dass unsere kauf-
männischen Prozesse
jetzt einfach sind.**

Mit der Software DATEV Mittelstand pro erledigen Sie alle kaufmännischen Aufgaben ganz einfach. Vom Angebot bis zur Rechnung. Und durch den komfortablen Datenaustausch mit Ihrem Steuerberater sparen Sie sich Zeit und haben die Zahlen jederzeit im Griff. Mehr Informationen erhalten Sie bei Ihrem Steuerberater oder unter Tel. 0800 1001116.

www.datev.de/einfach



Kostenlos testen



Zukunft gestalten. Gemeinsam.

INNOVATIONEN

EKG mit dem Handy

Die Internettechnologie erreicht das Gesundheitswesen. Viele neue Firmen versuchen, mit Software und Smartphones das Leben der Patienten zu erleichtern.

Cyrus Massoumi war früher Unternehmensberater bei McKinsey und ist langjähriger Vielflieger. Als er nach einem Transkontinentalflug wieder zu Hause in New York landete, platzte ihm das Trommelfell. Die anschließende Suche nach einem Arzt, der ihn schnell behandeln würde, dauerte länger als der Flug davor. Kein Spezialist schien kurzfristig einen Termin frei zu haben. Massoumi musste mehrere Tage auf eine Behandlung warten.

So geht es vielen, auch wenn die Versorgung in den USA sicher größere Lücken aufweist als hierzulande: Die Suche nach freien Arztterminen, vor allem bei Spezialisten, ist oft ein Geduldsspiel. Wochenlange Wartezeiten sind keine Seltenheit.

Entnervt von seiner Trommelfell-Odyssee begann Massoumi zu überlegen, wie hilfesuchenden Patienten das Leben leichter gemacht werden kann. Seine Lösung ist so simpel wie effizient:

Eine Internetseite, die direkt mit den Terminkalendern von Arztpraxen verknüpft ist, so dass Patienten jederzeit in Echtzeit sehen können, welcher Arzt wann noch einen Termin frei hat – den sie dann mit einem Klick buchen können. Kostenlos. Das Ärzte-Angebot kann dabei sortiert nach Fachgebiet oder Stadtvierteln durchsucht werden.

Rund 2,5 Millionen Arzttermine werden bereits jeden Monat über Massoumis Online-Dienst ZocDoc in 34 amerikanischen Metropolen gebucht. Die Idee wurde auch in Deutschland aufgegriffen.

Die Berliner Charité hat ein Start-up-Unternehmen gegründet, welches das amerikanische Konzept übernommen hat.

Unter doxter.de können bislang vor allem Zahnarzttermine in mehreren deutschen Großstädten gebucht werden.

Zahlreiche Firmen-Neugründungen, aber auch etablierte Branchenriesen aus dem Pharma- und Medizinbereich beschäftigen sich inzwischen intensiv mit der Frage, wie durch Online-Technologie das Gesundheitswesen leichter und effizienter zu gestalten ist – oder sogar die medizinische Versorgung verbessert werden kann.

Immerhin glaubt auch die Finanzindustrie fest daran, dass mit der Verbindung von Gesundheitswesen und IT eine Menge Geld zu machen sein wird: ZocDoc etwa hat unter anderem von Goldman Sachs 25 Millionen Dollar Anschubfinanzierung erhalten und wird derzeit mit rund 700 Millionen Dollar bewertet.

Viele Ideen sind dabei durch den Boom von Smartphones und Tablets ent-

Die amerikanische Firma AliveCor etwa hat eine App für das iPhone entwickelt, die das Handy mit Hilfe zweier Elektroden zum EKG-Messgerät machen. Der Pharmakonzern Sanofi-Aventis bietet ein ähnliches Konzept zur Blutzuckermessung über Smartphones für Diabetiker an.

Und genauso einfach lassen sich mit anderen leichtansteckbaren Zusatzgeräten etwa Hinweise auf Ohrinfektionen feststellen, der Blutdruck messen oder gar eine Ultraschalluntersuchung durchführen. Schon gibt es erste Vorstellungen von einer Art Allround-Diagnosegerät.

Viele der jüngsten Entwicklungen werden dabei von Medizinern selbst angestoßen. Die Technologie der US-Firma Airstrip überträgt Patientendaten von Krankenhaus-Messgeräten wie Herzmonitoren auf einen Server und schickt sie auf Smartphones oder Tablets der behandelnden Ärzte.

Die Idee dazu geht zurück auf den Wunsch eines Gynäkologen, bei einer schwierigen Geburt die Wehen der Mutter und den Herzschlag des Kindes zu überwachen, auch wenn er gerade gar nicht im Krankenhaus ist. Auf die gleiche Weise können Patientendaten aus einem Krankenwagen an die Notaufnahme übertragen werden, damit das medizinische Personal auf den eintreffenden Notfall besser vorbereitet ist.

Allerdings ist es nicht immer so einfach, die Mediziner von den Vorteilen der technischen Neuerungen zu überzeugen. Manche fürchten zum Beispiel, dass die zahlreichen Smartphone-Hilfen vor allem zur Selbstdiagnose genutzt werden, statt dem Arzt zusätzliche Daten zu liefern.

ZocDoc-Gründer Massoumi zog zunächst rund zwei Jahre mit einer Powerpoint-Präsentation seiner Idee durch New Yorks Arztpraxen – und

wurde anfangs von vielen Medizinern abgewiesen.

Inzwischen haben sich die Vorteile aber so weit herumgesprochen, dass die meisten Praxen der Metropole bei ZocDoc vertreten sind: „Meine Arzthelferinnen müssen nicht ihre ganze Zeit am Telefon verbringen und Patienten Termine vorschlagen“, sagt Dr. Kamal Ramani, ein Allgemeinmediziner aus Manhattan. „Unsere Praxis läuft viel effizienter.“

THOMAS SCHULZ

The screenshot shows the ZocDoc website interface. At the top, there's a navigation bar with 'Sign in', 'Join now', and social media links. The main content area is divided into several sections:

- Get Started:** A central section with a 'Find a doctor / dentist by specialty' dropdown, an 'Enter your zip' field, and buttons for 'Find Doctors' and 'Find a doctor and make your appointment online'.
- As featured in:** Logos for The New York Times, CNN, FORTUNE, and TRAVEL+LEISURE.
- Are You a Top Doctor or Dentist?:** A section for professionals to join the platform.
- What is ZocDoc?:** A brief explanation of the service.
- Find Las Vegas Doctors Online!** A specific promotion for Las Vegas.
- A Best Place to Work:** A section for job seekers.
- Find Doctors by...:** A table with filters for City, Specialty, and Insurance.

The 'Find Doctors by...' table lists various cities and specialties, such as Atlanta, Austin, Baltimore, Boston, Chicago, Dallas, Denver, Detroit, Houston, Las Vegas, Los Angeles, Miami, New York, Orlando, Philadelphia, and more. It also lists specialties like Allergist, Cardiologist, Dermatologist, Ear, Nose & Throat Doc., Gastroenterologist, OB-GYN, Optometrist, Orthopedic Surgeon, Pediatrician, Podiatrist, Primary Care Doctor, Psychiatrist, and Urologist.

ZocDoc-Website: Terminkalender in Echtzeit einsehen

standen: Die Geräte sind handlich, vergleichsweise billig, aber mit hoher Rechenkraft ausgestattet. Und sie sind relativ problemlos umzuwandeln in alle möglichen tragbaren Medizingeräte, die ohne Praxisbesuch oder Laboruntersuchung wichtige Daten an den Arzt liefern.

Zudem könnte in Entwicklungsländern die medizinische Versorgung durch die billigen und mobilen Geräte erheblich verbessert werden.



Zerstörter Straßenzug in Aleppo

SYRIEN

Assads Ende rückt näher

Nur vier bis sechs Stunden würde es dauern, um das syrische Arsenal an Chemiewaffen einsatzbereit zu machen, sollte Diktator Baschar al-Assad den drohenden Kollaps seines Regimes mit Massenvernichtungswaffen zu verhindern versuchen. Bis zu tausend bal-

listische Trägerraketen sollen vorhanden sein, die möglicherweise bereits für den Ernstfall getestet wurden. Zu dieser Einschätzung gelangte der Bundesnachrichtendienst. BND-Chef Gerhard Schindler schätzte zudem die einsetzbaren Waffenbestände vergangene

Woche in einer streng vertraulichen Runde von Sicherheitspolitikern auf bis zu 1000 Tonnen. Darunter sollen sich 700 Tonnen Sarin und jeweils 100 Tonnen Senf- und VX-Gas befinden, die in von Spezialeinheiten gesicherten Armeebasen mit Landepisten für Flugzeuge gelagert würden. Obwohl der Einsatz von Giftgas bereits von mehreren Feldkommandeuren der Armee eingefordert worden sei, gibt es laut BND bisher keine konkreten Vorbereitungen. Von Satelliten vor kurzem beobachtete Aktivitäten in den Lagern, die weltweit die Angst vor einem Einsatz der Chemiewaffen schürten, waren laut BND-Analyse vermutlich nur Sicherungsmaßnahmen, da nahe den Depots Angriffe durch Rebellen drohten. Die Sorge wächst jedoch, das bedrängte Regime könne am Ende doch noch zu seinen Massenvernichtungswaffen greifen. Vorige Woche hatte die Armee bereits in einem Verzweiflungsakt erstmals vier Scud-Raketen auf die Rebellenhochburg Aleppo abgefeuert – die allerdings auf einem Feld einschlugen. Inzwischen glaubt selbst Syriens wichtigster Verbündeter Russland offenbar nicht mehr, dass Assads Regime den Bürgerkrieg überstehen könnte. Die Entwicklung zeige, dass die syrische Regierung mehr und mehr die Kontrolle verliere, räumte Vize-Außenminister Michail Bogdanow vergangene Woche ein. Zum ersten Mal hat Russland damit Zweifel an einer möglichen politischen Lösung des Konflikts öffentlich gemacht – ein deutliches Signal dafür, dass Assad sich vermutlich nicht mehr lange an der Macht halten kann.

BELGIEN

Champagner statt Bier

Ein Streit ums Bier entzweit Belgien und Frankreich. Um 160 Prozent hat der französische Präsident François Hollande die Verbrauchsteuer auf Bier erhöht, worunter vor allem die belgische Bierindustrie mit ihren rund 60 000 Mitarbeitern leiden wird, die ein Drittel des Exportbiers ins Nachbarland ausführt. Typisch französische Produkte wie Champagner, Wein oder Cognac sind von der Steuererhöhung jedoch ausgenommen. Belgien treffen mögliche Einbußen seiner Bierindustrie hart, weil das kleine Königreich auf dem Weg ist, das nächste Euro-Krisenland zu werden: Die Staatsverschuldung liegt bei über hundert Prozent der Jahreswirtschaftsleistung, das Land steckt in einer Rezession. Höchstpersönlich reiste daher Belgiens Premier Elio Di Rupo nach Paris, um seine Bierhersteller zu unterstützen. Doch Hollande ließ sich nicht erweichen. Wohl auch, weil Paris seinem Nachbarn vorwirft, Franzosen mit Niedrigsteuern anzulocken – vor allem seit Hollandes Reichensteuer von 75 Prozent gilt.

Geschäftsleute, reiche Erben und Prominente zieht es seither nach Belgien. So wird der Schauspieler Gérard Philipe künftig in einem Dorf gleich hinter der belgisch-französischen Grenze wohnen. Und der reichste Mann Europas, der Franzose Bernard Arnault vom Luxuskonzern LVMH, beantragte sogar die belgische Staatsbürgerschaft.



Biertrinker einer Folkloregruppe in Brüssel

GROSSBRITANNIEN

Soldaten für mehr Disziplin

Nach Ansicht der konservativen Regierung mangelt es britischen Schülern an Disziplin, und wer wäre besser geeignet, ihnen diese Tugend beizubringen, als ehemalige Soldaten? Jedes Kind könne von den Werten der militärischen Gesinnung profitieren, meint Bildungsminister Michael Gove, von dem die Idee stammt. Künftig sollen daher junge Störer und Gewalttäter auf Hindernisparcours gedrillt werden und Ex-Soldaten sich im Einzeltraining der härtesten Fälle annehmen. Die Regierung will mit dem Programm vor allem verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche disziplinieren, die bisher permanent vom Unterricht ausgeschlossen waren – im vergangenen Schuljahr allein mehr als 5000. Das Bildungsministerium stellt umgerechnet 2,3 Millionen Euro für vier Pilotprojekte zur Verfügung – darunter eine Art Trainingslager bei Manchester namens 'Commando Joes', in dem Schüler in militärischen Fitnesskursen gedrillt werden sollen. Die Knowsley Skills Academy bei Liverpool will dagegen mit Elementen aus der soldatischen Grundausbildung bei den Schülern Selbstbewusstsein, Belastbarkeit und Ehrgeiz erhöhen. Die Lehrgewerkschaft protestiert, schließlich werde den Schülern bislang auch ohne Militär Disziplin beigebracht. Pläne für eine unabhängige Schule, in der ausschließlich Militärs unterrichten sollten, hat das Bildungsministerium allerdings im Sommer gestoppt. Noch scheint die Regierung davor zurückzuschrecken, die Schulbildung vollständig Soldaten zu überlassen.

HARTMUT SCHWARZBACH / ARGUS

Explosiver Job

Jedes Jahr kurz vor Silvester ist Hochbetrieb in dieser Fabrik für Feuerwerkskörper in Bulacan auf den Philippinen, in der auch Mary Jane Batao, 13, arbeitet. Insgesamt über 2000 Kinder arbeiten im dreckigen Geschäft mit den Böllern, statt zur Schule zu gehen. Doch der Job ist gefährlich, immer wieder explodiert das Schwarzpulver. Die Kinderarbeiter leiden zudem unter Asthma, Schwindel und Gewichtsverlust. Gezahlt wird wenig: Für 1000 Knaller bekommen sie umgerechnet rund 85 Cent. Nur wenig mehr als 50 Euro im Monat verdienen die Kinder.

CHRISTEN

Sprachloses Volk

Ausgerechnet im Heiligen Land steht die Sprache, die einst Jesus und seine Jünger gesprochen haben, kurz vor dem Aussterben. Aramäische Dialekte beherrschen im Nahen Osten nur noch rund hunderttausend Menschen, meist syrisch-orthodoxe oder maronitische Christen im Irak, in Iran und Syrien. In Israel und Palästina wird Aramäisch nur noch von einigen Alten verstanden. Doch das soll sich nun ändern: Seit kurzem lernen in dem arabisch-israelischen Ort Dschisch in Galiläa

Grundschüler Aramäisch, im palästinensischen Beit Dschala nahe Bethlehem bringen Priester den Schülern die 3000 Jahre alte Sprache ihrer Vorfahren bei.



ren bei. Das Unterrichtsmaterial kommt aus Schweden, denn dort lebt eine der größten aramäischsprechenden Gemeinden der Welt – die meisten sind als Flüchtlinge aus dem Nahen Osten gekommen. In der Türkei hingegen könnten die 17000 assyrischen Christen ihre Muttersprache bald nicht mehr verstehen. Sie werden nicht als offizielle Minderheit anerkannt, Aramäischunterricht an Kindergärten und Schulen ist daher verboten. Auch eine eigene Kirche durften die Assyrier, von denen fast alle inzwischen in Istanbul leben, bislang nicht bauen. So selten ist Aramäisch in der Türkei, dass selbst der Vorsitzende des assyrischen Kulturvereins in Istanbul es nicht mehr spricht.

USA

Grauenhafte Nachrichten

Mindestens 27 Menschen starben beim Schulmassaker von Newtown, Connecticut – die meisten waren kleine Kinder. Und es gibt viele Politiker, die daran nicht unschuldig sind.

Wenn im Fernsehen auf allen Kanälen Luftbilder zu sehen sind, wenn der Boden drunten vor Blaulichtern blinkt, wenn schwarz-gelbe Absperribänder um anonyme Zweckbauten flattern, oft in idyllischer Provinz, dann wissen die Amerikaner schon, dass sie sich auf grauenhafte Neuigkeiten einzustellen haben. Am Freitag kamen die aus Newtown im Bundesstaat Connecticut, von der Sandy-Hook-Grundschule: wahrscheinlich 20 kleine Kinder tot, dazu wohl 6 Erwachsene, niedergestreckt von einem Amokläufer, der sich dann auch selbst erschoss.

Er war am Freitag kurz nach halb zehn gekommen, bewaffnet mit zwei Pistolen der Marken Glock und Sig Sauer sowie einem Jagdgewehr. Danach hörten Zeugen, in ihren Worten, ein langes „Plopplopplopp“, womöglich 100 Schüsse, Schreie, Weinen, fallende Körper.

Zuvor hatte er zu Hause seine Mutter erschossen, bei der er noch wohnte und die selbst im Kindergarten an der Schule arbeitete. Im Kugelhagel dann starben die Rektorin, die Schulpsychologin, 18 Kinder im Alter von fünf bis zehn Jahren kamen sofort im Feuer um, einige davon im Klassenzimmer der Mutter, zwei erlagen ihren Wunden erst im Krankenhaus. Auch ihr Mörder starb, sein Name wurde mit Adam Lanza angegeben, sein Alter mit 20. Die Waffen waren auf den Namen seiner Mutter registriert, er selbst hätte sie aufgrund seines Alters nicht führen dürfen. Es ist eine Geschichte wie ein dunkler Abgrund.

„Herzzerreißend“ wurde das Wort des Tages, gehärtete Nachrichtenmoderatoren kämpften mit den Tränen. Und in Newtown, im Auge des Orkans, in der Stille nach den Schüssen, erzählten überlebende Kinder, was sie gehört, gesehen und erlebt hatten. Wie sie sich fürchteten vor dem „lauten Knallen“, wie sie jemanden in der Aula rufen hörten: „Don't shoot“, „Schieß nicht“. Und vor der

Schule teilte sich die kleinstädtische Welt von Newtown, 27 000 Einwohner, in überglückliche Eltern hier und zerstörte Mütter und Väter da. Eine Frau sagte auf CNN: „Wir leben hier in einer netten Stadt; Sandy Hook ist eine nette Schule. Solche Dinge passieren bei uns nicht.“

Bei einem Gottesdienst am Freitagabend wurde ein Brief von Benedikt XVI. verlesen, der Papst sprach Newton sein Beileid und Trost aus.

Es ist, kurz vor Weihnachten, eine nationale Tragödie. Die sozialen Netzwerke sind schwarze Bretter der Trauer geworden, gefüllt mit Gebeten, Zeugnissen des Schocks, mit guten Wünschen an die betroffenen Familien.

Dem Präsidenten, der um 10.30 Uhr, keine Stunde nach den Vorfällen, schon gebrieft worden war, versagte während seiner eigenen Pressekonferenz zum Thema mehrfach und für mehrere Sekunden die Stimme, er wischte sich Tränen aus den Augenwinkeln, ein erschütterndes Bild. „Es gibt“, sagte Barack Obama, „keine Mutter und keinen Vater in Amerika, der nicht dieselbe überwältigende Trauer empfindet wie ich ... Die Kinder sind tot. Unsere Herzen sind gebrochen.“

Amerika sei als Land „zu oft durch solche Tragödien gegangen“, sagte Obama weiter. „Diese Kinder sind unsere Kinder. Und wir müssen überlegt handeln, um weitere Gewalttaten zu verhindern.“ Das klingt, als begänne nun die alte amerikanische Debatte über schärfere Waffengesetze aufs Neue. Aber die Kommentatoren sind skeptisch.

Nur wenige Minuten waren seit den Schüssen vergangen, als Philip Gourevitch, bekannter Autor des Magazins „New Yorker“, seinem Ärger Luft machte. Erst auf Twitter, dann in einem längeren Blog-Beitrag schmähte er Amerikas Politiker als Feiglinge, weil sie unfähig seien, gegen die mächtige Waffenlobby

Überlebende des Massakers werden in Sicherheit



ADREES LATIF / REUTERS (O.); SHANNON HICKS / DPA (U.); AP (R.)



gebracht, Luftaufnahme der Sandy-Hook-Grundschule



aufzustehen. „Wenn ich sage, dass Politiker und unsere Waffengesetze uns töten, wird man mir wieder entgegnen: Jetzt ist dafür nicht die richtige Zeit.“

In der Tat ist solch ein Satz häufig die erste Reaktion von US-Politikern auf ein neues Blutbad. Wenig ist den Amerikanern so heilig wie das Second Amendment, der Zusatzartikel zur Verfassung, der das Recht, Waffen zu tragen, nach Meinung vieler Amerikaner festschreibt. Auch in der bundesstaatlichen Verfassung von Connecticut steht der klare Satz: „Jeder Bürger hat das Recht, eine Waffe zu tragen, um sich und den Staat zu verteidigen.“ So großzügig ist man in Connecticut, dass Gewehre fast so verkauft werden wie Tennisschläger. Die Gesetzeslage ist also genau so, wie es sich die National Rifle Association (NRA) wünscht.

Der Verein hat rund 4,3 Millionen Mitglieder und ein Jahresbudget von rund einer Viertelmilliarde Dollar, mit dem sich viel Lobbyarbeit finanzieren lässt. Der NRA und ihren Anhängern ist es gelungen, den Waffenbesitz zum Test auf den Zustand der Freiheit in Amerika zu machen. Und kaum ein US-Präsident hätte es bisher gewagt, diese Haltung grundsätzlich in Frage zu stellen.

Der Demokrat John F. Kennedy war NRA-Mitglied, der Republikaner Ronald Reagan sowieso. Erst Bill Clinton unterzeichnete im Jahr 1993 die sogenannte Brady Bill, nach der Waffenkäufer sich einer Prüfung durch das FBI unterziehen mussten. Einige ihrer Regelungen wurden aber nur fünf Jahre später schon wieder abgemildert.

Die Politiker wissen: In wichtigen Bundesstaaten wie Ohio oder Pennsylvania kann das Thema Waffenbesitz wahlentscheidend werden. „Ich werde euch die Waffen nicht wegnehmen“, gelobte auch Kandidat Obama 2008. Zwar warb er vorsichtig für schärfere Kontrollen beim Waffenkau und für ein Verbot besonders gefährlicher Sturmgewehre. Doch Obama ließ den Waffennarren auch mehr Freiraum – so unterzeichnete er Gesetze, die das Tragen von Waffen in Zügen gestatten. Nur wenige Tage vor dem Massaker in Newtown erließ das republikanisch beherrschte Parlament von Michigan ein neues Gesetz, das auch das Tragen von Waffen in Klassenzimmern gestattet.

Am Freitag war die erste Reaktion des Weißen Hauses auf die Tragödie in Connecticut deshalb die übliche. Obamas Sprecher Jay Carney sagte, es sei ein Tag der Trauer und keiner für Debatten über Waffenbestimmungen. „Heute ist nicht der richtige Tag, die üblichen Washingtoner Diskussionen zu beginnen.“

Und das Magazin „New Yorker“ kommentierte ernüchtert: „So gehen wir mit diesen Vorfällen in Amerika um – wir nehmen sie zur Kenntnis; wir sind kurzzeitig geschockt; dann sagen wir, es sei



„Die Kinder sind tot. Unsere Herzen sind gebrochen“, sagte Barack Obama.

YURI GRIGAS / REUTERS

unhöflich, über ihre Folgen zu sprechen oder gar über sie zu streiten. Wir müssen darüber nachdenken, wann wir mit dieser Heuchelei und Feigheit Schluss machen wollen.“

Solange dieser Schlussstrich nicht gezogen ist, solange kein Präsident es wagt, die liberalen Waffengesetze zu kassieren, wird die lange, erschütternde Kette der amerikanischen Schulmassaker weiter geknüpft, Glied um Glied. Sehr viele solcher Amokläufe haben sich in der Geschichte der Vereinigten Staaten ereignet. Schon in den achtziger Jahren gab es einige, aber sie wurden erst in den neunziger Jahren von den Massenmedien groß aufgegriffen und im Zusammenhang mit Debatten über Waffengesetze und die Gewaltverherrlichung in Action-Filmen und Videospielen diskutiert.

Das erste Schulmassaker, über das die Medien weltweit berichteten, war der Amoklauf des 14-jährigen Michael Carneal an der High School von West Paducah in Kentucky im Dezember 1997. Er hatte ein Gewehr und eine Schrotflinte in eine Decke gehüllt und in die Schule geschmuggelt, in seinem Rucksack versteckte er eine Ruger MK II, eine .22-Kaliber-Pistole. Drei Mitschülerinnen starben, fünf Kinder wurden verletzt, und der Mörder steckte sich, bevor er ab-



Festnahme eines Mannes, der wohl der Bruder des Täters ist.

MICHAEL BOUCHIER / AFP

drückte, noch Stöpsel in die Ohren. Nach acht Schüssen legte er die Pistole nieder und stellte sich dem Schuldirektor.

Ähnlich verhielt es sich auch beim Massaker an der Westside Middle School nahe Jonesboro, Arkansas, am 24. März 1998, das erstmals eine breitere Debatte über den Einfluss von Videospielen auslöste. Auch hier stellten sich die Täter, zwei Jungen im Alter von 11 und 13 Jahren, nachdem sie vier Mitschüler und einen Lehrer getötet sowie zehn weitere Kinder verletzt hatten.

Der wohl brutalste Massenmord, der je an einer Schule passierte, war jener an der Columbine High School in Littleton, Colorado. 12 Schüler und ein Lehrer starben, 21 wurden verwundet, als am 20. April 1999 der 18-jährige Eric Harris und der 17-jährige Dylan Klebold maskiert und mit Gewehren sowie Sprengsätzen bewaffnet die Schule stürmten. Beide erschossen sich danach.

Das bislang größte Blutbad richtete Seung-Hui Cho an der Universität Virginia Tech am 16. April 2007 an. Er tötete 32 Menschen und brachte sich danach selbst um. Cho hatte Angstpsychosen und befand sich in Behandlung.

Newtown, Connecticut, wird in der grauenhaften Rangliste der Schulmassaker vorläufig als das zweit schlimmste nach Virginia Tech geführt werden. Und wie immer, wenn ein Massenmörder zuschlägt, beginnt die Suche nach Spuren, die vor der Tragödie hätten warnen können.

Adam Lanza, der 20-jährige Täter, soll ein sehr stiller, introvertierter junger Mann gewesen sein. Einer, der oft nur Antworten mit drei Wörtern gab. Er habe sehr unter der Scheidung seiner Eltern Nancy und Peter Lanza gelitten, berichten Nachbarn und Verwandte. Und er sei krank gewesen, auch das erzählt ein Nachbar. Adam Lanza habe wegen einer Form von Autismus Medikamente nehmen müssen, sagte Ryan Kraft, der nebenan wohnte, der „Washington Post“.

Frank Robertz, Leiter des Berliner Instituts für Gewaltprävention und angewandte Kriminologie, hat weltweit Profile von Amokläufern erforscht, darunter auch das des Täters im baden-württembergischen Winnenden, der im Jahr 2009 16 Menschen tötete. Die meisten Täter wiesen eine Geschichte von Selbstmordversuchen oder Depressionen auf, so Robertz. Und meistens hätten sie sich zuvor genau überlegt, wie sie ihre Phantasien umsetzen wollten.

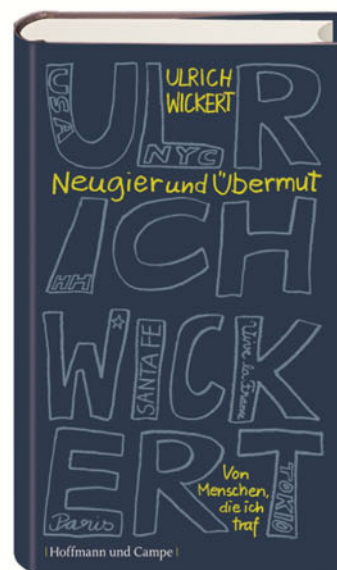
„Manche Menschen haben sogenannte normale gewalttätige Phantasien, die sie nicht umsetzen, weil zu viel auf dem Spiel steht“, sagt Robertz gegenüber PBS.

Manchmal lassen sich Täter auch von Vorgängern inspirieren. Als Seung-Hui Cho an der Virginia Tech Amok lief, pries er die Täter des Columbine-Massakers in einem vor der Tat aufgenommenen Video als „Märtyrer“. Cho sagte in dem Bekennervideo, das er während seines Amok-



»Ein Fernsehjournalist,
der den Deutschen zeigte,
wie aus unnachgiebiger
Ethik ein unabhängiger
Geist entsteht.«

F.A.Z.



448 Seiten, gebunden

Foto: Paul Ripke

»Die originellste Liebesgeschichte
seit Goethes *Werther*«

Denis Scheck



Bremer
Literaturpreis
2013

224 Seiten, gebunden



Foto: Klaus Fritsch

| Hoffmann und Campe | *Das will ich schenken*

GUANTANAMO

„Unangenehme Wahrheiten“

Die USA sollten sich den Foltervorwürfen öffentlich stellen.

Von Morris Davis

laufs an den TV-Sender NBC gesandt hatte: „Ihr hattet hundert Milliarden Wege, dies zu verhindern. Ihr habt mich in die Ecke gedrängt und mir nur einen Ausweg gelassen. Jetzt müsst ihr damit leben, dass Blut an euren Händen klebt.“

Das Massaker von Newtown beleuchtet nun auch grell, welchen Gerüchtezirkus das Internet ermöglicht.

Die Tat war kaum geschehen, als auf Facebook schon ein Ryan Lanza aus Hoboken, New Jersey, als Täter herumgereicht wurde. Der Link zu seiner Facebook-Seite verbreitete sich in rasendem Tempo, begleitet von Verwünschungen: „Ich hoffe, Ryan Lanza hängt an seinen Eiern im heißesten Loch der Hölle.“

Bald aber meldete sich der vermeintliche Massenmörder selbst zu Wort: „Ich war es nicht, ich war bei der Arbeit, ich war es nicht“, schrieb er, aber sein Name und sein Foto schafften es auch ins Programm von CNN und anderen Fernsehstationen; eine ungeprüfte Nachricht, gleich mit Verwünschungen garniert, dieselbe Hetzjagd fand auf Twitter statt.

Sie ging lange weiter, die Nutzer diskutierten, wem sie glauben sollten in diesem gewaltigen Stimmengewirr, zu dem sie selbst immerfort beitrugen. Dann zirkulierte ein YouTube-Video, das einen schmächtigen jungen Mann mit braunen Haaren und Brille zeigte, namens Ryan Lanza. Dieser Ryan Lanza spricht darin über den politischen Einfluss von Fernsehshows wie der „Daily Show“. War es ein weiterer Ryan Lanza? Oder derselbe wie der von Facebook?

Und dann war da noch ein weiterer Ryan Lanza, der am Freitag um acht Uhr morgens, gut eineinhalb Stunden vor der Tat, schrieb: „Game day fellas“ – Zeit zu spielen, Freunde. Auch dieser Mann, aus der Anonymität gerissen von der Web-Gemeinde, sah sich gezwungen zu einem Dementi: „In Ordnung. Ich habe niemanden umgebracht.“

Irgendwann an diesem Freitagabend, war dann klar, dass der Täter nicht Ryan, sondern Adam Lanza ist, der jüngere Bruder eines der vielen Ryan Lanzas. Gemeinsam mit Adams Vater Peter, einem leitenden Angestellten der GE Capital Bank, wurde Adams 24-jähriger Bruder Ryan am Freitag lange vom FBI angehört. Beide stehen nicht in Verdacht, mit der Tat etwas zu tun zu haben.

Und beide konnten sich nicht erklären, warum sich der Sohn und Bruder verstieg in den Wahnsinn, das Recht zu haben, Leben zu nehmen, das Leben seiner Mutter, das Leben von unschuldigen Kindern. Dass es unbegreiflich ist, gehört zum Wesen des Grauenhaften. Es hat, kurz vor Weihnachten, in Amerika wieder furchtbar zugeschlagen. Und eine kleine Stadt in Neuengland steht seither still.

ULLRICH FICHTNER, MARC HUIER, SAMIHA SHAFY, GREGOR PETER SCHMITZ



REDUX / LAIF

Davis, 54, war von September 2005 bis Oktober 2007 Chefankläger in Guantanamo. Er sprach sich gegen den Einsatz von Foltermethoden wie Schlafentzug aus und wies seine Teams an, unter Folter erlangte Beweismittel bei den Prozessen nicht zuzulassen. Aus Protest gegen die fragwürdigen Methoden der Militärgerichte reichte er schließlich seine Kündigung ein. Heute unterrichtet Davis an der Howard University School of Law in Washington, D.C.

weismittel bei den Prozessen nicht zuzulassen. Aus Protest gegen die fragwürdigen Methoden der Militärgerichte reichte er schließlich seine Kündigung ein. Heute unterrichtet Davis an der Howard University School of Law in Washington, D.C.

Noch nicht einmal drei Monate waren seit seiner Amtsübernahme vergangen, ich erinnere mich noch genau, da ordnete Präsident Barack Obama die Veröffentlichung der vier sogenannten Folter-Memos aus der Bush-Ara an. Die Memoranden sollten die rechtliche Grundlage für die Anwendung der „speziellen Verhörtechniken“ schaffen.

Zu diesen Techniken gehörte auch das „Waterboarding“, das – wie es in den Memoranden hieß – bei den Gefangenen ein Gefühl des „unmittelbar bevorstehenden Todes“ auslöste. Obama sagte damals, im April 2009, diese Dokumente weiterhin

geheim zu halten „würde einzig und allein dazu führen, Fakten zu verleugnen, die seit geraumer Zeit öffentlich diskutiert werden“. Außerdem, fügte er hinzu, würde dies „zu einer inakkuraten Aufarbeitung der Vergangenheit beitragen und die fehlerhafte Darstellung von Maßnahmen der Regierung der Vereinigten Staaten befeuern“.

Das ist nun fast vier Jahre her, inzwischen wird in Amerika wieder über Folter gestritten: Der Prozess in Guantanamo, ein Senatsbericht und ein Kinofilm haben die Diskussion neu entfacht. Aber wird all das zur präzisen Aufbereitung der vergangenen Dekade führen?

Vor elf Tagen, am 6. Dezember 2012, traf James Pohl, der zuständige Militärrichter in Guantanamo, der dem Prozess gegen Chalid Scheich Mohammed und seine vier Mitangeklagten vorsteht, eine weitreichende Entscheidung. Als Antwort auf eine Klage der Bürgerrechtsbewegung ACLU teilte er mit, dass nach wie vor alles, was ein Angeklagter im Gerichtssaal über seine Behandlung während der Haft erzählt, als geheim einzustufende Information zu behandeln und nicht öffentlich zu machen ist.

Er hielt auch an der um 40 Sekunden verzögerten Tonübertragung aus dem Gerichtssaal in den Zuschauerraum fest, die



LANDMARK / INTERTOPICS



Regisseurin Bigelow mit Drehbuchautor Marc Boal, US-Soldaten in Guantanamo: Verfälschende

möglich macht, bei bestimmten Informationen den Ton abzdrehen. So viel zur Transparenz, die sich das Büro für Militärkommissionen als Motto gab.

Richter Pohl erklärte, dass öffentliche Zeugenaussagen über die Behandlung von Gefangenen die Methoden der Vereinigten Staaten im Krieg gegen den Terror offenlegen würden und somit die nationale Sicherheit bedroht werde. Diese Schlussfolgerung ist in doppelter Hinsicht falsch. Erstens werden die Methoden, mit denen man versuchte, Chalid Scheich Mohammed und andere Gefangene zum Sprechen zu bringen, in den veröffentlichten „Folter-Memos“ ausführlich beschrieben. Wenn es also je ein ausgeprägtes Interesse daran gab, diese Verhörmethoden nicht öffentlich zu machen, ist das Anliegen seit langem hinfällig.

Zweitens hat Barack Obama an seinem zweiten Tag im Amt eine präsidentiale Verfügung unterschrieben, die die weitere Anwendung dieser Verhörmethoden untersagt, da sie weder den Genfer Konventionen entsprechen noch amerikanischer Gesetzgebung. Wie aber soll eine Diskussion über Verhörmethoden, deren Anwendung die Regierung vor vier Jahren untersagte, Details über unseren Kampf gegen den Terror offenlegen oder eine Bedrohung der nationalen Sicherheit für die Zukunft darstellen?

In einer anderen Verordnung vom Dezember 2009 legte Obama übrigens fest, dass es nicht legitim sei, Informationen als geheim einzustufen, um Gesetzesverletzungen zu verheimlichen oder Schaden von CIA-Angestellten und anderen fernzuhalten.

Der Drahtzieher der Anschläge des 11. September 2001, Chalid Scheich Mohammed, sowie andere sogenannte High-Value-Gefangene wurden vor über sechs

Jahren aus dem speziellen CIA-Verhörprogramm entlassen und in die Verantwortung des Verteidigungsministeriums überstellt.

Offenzulegen, was ihnen vor sechs Jahren widerfuhr, würde nicht die Sicherheit unserer Nation bedrohen, aber unangenehme Wahrheiten zutage fördern: Es würde zeigen, wie dieses Land, das immer leuchtendes Vorbild für alle anderen sein will, systematisch Regeln gebrochen hat.

Vor vier Tagen, am 13. Dezember, verabschiedete ein Geheimdienstkomitee des Senats einen durchaus kritischen Bericht über die Geheimgefängnisse und Verhörtechniken der CIA. Dem Report ging eine dreijährige Untersuchung voraus, 6000 Seiten ist er lang und führt im Detail die Behandlung jedes einzelnen Gefangenen auf. Auch er ist als geheim eingestuft worden.

Der Senator, Republikaner und ehemalige Präsidentschaftskandidat John McCain, der einst als Kriegsgefangener in Vietnam gefoltert wurde, sagte, dieser Bericht bestätige „alles, wovon ich immer überzeugt war: Die grausame, inhumane und herabwürdigende Behandlung von Gefangenen ist nicht nur vom Prinzip her falsch und verwerflich. Sie ist auch nicht effektiv und verlässlich, wenn es um geheimdienstlich relevante Erkenntnisse geht“. McCain möchte, dass der Senatsbericht öffentlich gemacht wird, weil er das Potential berge, „diese Diskussion ein für alle Mal zu beenden“.

In dieser Woche, am 19. Dezember, wird in den USA Kathryn Bigelows neuer Film über die Jagd auf Osama Bin Laden anlaufen. Er zeigt eine lange Sequenz, in der Gefangene gefoltert werden und anschließend relevante Informationen freigeben, die zu Bin Laden führen.

Diese fiktionale Darstellung von Folter schadet einer aufrichtigen Diskussion über das Thema, ja sie gaukelt sogar vor, Folter führe schnell und effektiv zu Erkenntnissen. „Zero Dark Thirty“ ist nur ein Film, aber bei Millionen Zuschauern wird er deren Wahrnehmung von der Effizienz von Folter prägen.

Sowohl Obama wie auch McCain haben über die Notwendigkeit gesprochen, Informationen über die Behandlung von Gefangenen unter Bush öffentlich zu machen, um die Wahrheit zu erzählen, um Klarheit zu schaffen. Im Moment aber sieht es danach aus, als ob die einzige Information, die die Öffentlichkeit garantiert erreichen wird, die verfälschende Darstellung von Folter in einem Hollywood-Film sein wird.

Genau deswegen ist es so wichtig, die Militärprozesse in Guantanamo offen und transparent stattfinden zu lassen und den Bericht des Senats freizugeben. Der Welt nur zu sagen „Vertraut uns“ reicht nicht mehr. ◆



Darstellung im Hollywood-Film

JOHN MOORE / GETTY IMAGES

Der digitale SPIEGEL

Jetzt auch für

Windows 8



In dieser Ausgabe:

Die Spur des Krieges –

Multimedia-Spezial über Uran-Munition im Irak

Es war einmal – Video über die

Märchensammlung der Brüder Grimm

Größer, schneller, härter –

Video über den Wandel der Porno-Industrie

Die neue Art zu lesen.

- Mit zusätzlichen Hintergrundseiten.
- Mit exklusiv produzierten Videos.
- Mit 360°-Panoramafotos, interaktiven Grafiken und 3-D-Modellen
- Alles immer schon **ab Sonntag 8 Uhr!**

www.spiegel.de/digital



Einfach QR-Code scannen, z.B. mit der App „Sminna“

DER SPIEGEL

ESSAY

Sprache der Gewalt

Warum Israel die Kritik des Westens ignoriert und weiter Siedlungen baut

Von Martin Doerry



YONATAN SINDEL / AGENTUR FOCUS

Siedlung Maale Adumim im Westjordanland: Fakten schaffen, die kaum noch reversibel sind

Demokratische Parteien neigen dazu, sich mit sinnlosen oder gar schädlichen Projekten Mehrheiten zu erkaufen, auch und gerade in Deutschland. Ob es das Betreuungsgeld ist, die Mehrwertsteuer-Ermäßigung für Hoteliers oder das Dosenpfand – solche Entscheidungen dienen in der Regel den kleineren Koalitionspartnern, die ihre Wählerklientel befrieden oder begünstigen wollen. Im Gegenzug erhält der größere Koalitionspartner die notwendigen Stimmen für die Parlamentsmehrheit.

In Israel, der einzigen funktionierenden Demokratie im Nahen Osten, verhält es sich nicht anders. Der orthodoxen Minderheit werden Privilegien gewährt, die in der liberalen Mehrheitsgesellschaft auf wenig Verständnis stoßen. Dasselbe gilt für die nationalreligiöse Siedlerbewegung, die aus dem Westjordanland, 2500 Jahre nach dem Ende des ersten Judenstaates, wieder ein jüdisch geprägtes Territorium machen will. Eine Mehrheit der Israelis würde den Großteil der Siedlungen sofort preisgeben, wenn das zum Frieden mit den Palästinensern führte. Und doch konnte sich in den vergangenen 40 Jahren keine israelische Regierung, auch keine linke, ohne Zugeständnisse an jene Parteien, die Siedler und Orthodoxe vertreten, an der Macht halten.

Demokratien müssen mit solchen Fehlentscheidungen leben, im Nahen Osten allerdings haben sie ungleich dramatischere Folgen als im friedlichen Westeuropa. Die Tatsache, dass der fortschreitende Ausbau der Siedlungen die Rechte der palästinensischen Bevölkerung missachtet, wird in Israel jedoch nur von einigen Intellektuellen beklagt. Wer sich eine Karte Jerusalems anschaut, muss zur Kenntnis nehmen, dass die wachsende Großstadt vor allem in den palästinensischen Osten drängt. Wer in Jerusalem heute günstigen Wohnraum sucht,

findet ihn also in den ursprünglich arabischen Gebieten. Und da auch den meisten Israelis der materielle Vorteil wichtiger ist als die Rücksichtnahme auf die Ansprüche anderer, ziehen viele auf palästinensischen Grund und Boden.

Die Vorstellung, dass eine jüdische Familie nicht in den Osten Jerusalems wechselt, weil sie damit die Rechte der Palästinenser verletzt, wäre ohnehin naiv: In Westeuropa werden Konflikte in der Regel mit Kompromissen bewältigt, im Nahen Osten gilt allein die Macht des Faktischen. Wer das Kapital für den Bau der Wohnungen und Straßen sowie den militärischen Schutz des Staates auf seiner Seite hat, der baut eben. Die arabischen Nachbarn sind davon weniger überrascht als die Europäer, sie haben schon zu viele Enttäuschungen erlebt und erwarten von den Israelis nichts anderes. Der Fatalismus geht so weit, dass sich viele Palästinenser mangels anderer Jobs als Bauarbeiter an der Errichtung der israelischen Siedlungen beteiligen.

Warum aber herrscht hier allein das Recht des Stärkeren? Das Verhältnis der beiden Völker ist nicht von Toleranz oder der Anerkennung unterschiedlicher Interessen geprägt, sondern genuin rassistisch. Seit Gründung des Staates Israel vor 64 Jahren wünschen die arabischen Nachbarn dieses Gebilde und seine Bürger zum Teufel. Die halbherzigen Friedensangebote der palästinensischen Autonomiebehörde unter Führung von Jassir Arafat und Mahmud Abbas sowie die fragilen Friedensverträge Israels mit Ägypten und Jordanien haben daran nie etwas geändert. Die wirtschaftlich und kulturell erfolgreichen Israelis wiederum betrachten ihre häufig unter elenden Bedingungen lebenden Nachbarn als Menschen zweiter Klasse – von wenigen Ausnahmen abgesehen.

Die islamische Welt akzeptiert die Existenz Israels überhaupt nur dann, wenn dieser Staat machtvoll auftritt. Wenn er sich, wie im Fall des Südlibanon oder des Gaza-Streifens, zurückzieht, wird ihm das als Schwäche ausgelegt. Die Antwort auf den Abzug der israelischen Siedler aus Gaza im Jahr 2005 war eine massive Zunahme der Raketenangriffe auf Israel. Die Reaktion aus Jerusalem musste wiederum – nach der nahöstlichen Logik – eine gewaltsame sein. Gewalt ist die einzige Sprache, mit der beide Seiten derzeit kommunizieren können.

Der Bau der Mauer zwischen Israel und dem Westjordanland ist ein solcher Akt der Gewalt. Um den Terroranschlägen Einhalt zu gebieten und die jüdischen Siedlungen zu schützen, wird eine monströse bis zu acht Meter hohe Sperranlage mit zahlreichen Checkpoints errichtet. Dass dabei palästinensisches Territorium enteignet werden muss, wird billigend in Kauf genommen. Warum, so argumentieren viele Israelis, sollten wir die Rechte jener achten, die unser Existenzrecht bestreiten? Oberstes Gebot ist hier nicht das Völkerrecht, sondern die eigene Sicherheit. Auch das ist ein Grundsatz israelischer Politik, der mit der auf Gerechtigkeit und Konsens angelegten europäischen Mentalität kollidiert.

Im Sicherheitskonzept des kleinen Koalitionspartners der Regierung Benjamin Netanjahus, der Partei Israel Beiteinu des am Freitag wegen Betrugsvorwürfen zurückgetretenen Außenministers Avigdor Lieberman, spielen die Siedler eine zentrale Rolle. Ein Kordon von Siedlungen rings um Jerusalem soll dem Sitz der Regierung Israels die gewünschte Sicherheit vor möglichen Angriffen palästinensischer Terroristen bieten. Dazu dient auch der jüngst beschlossene Bau der noch namenlosen Siedlung E 1. Sie würde diesen bisher offenen Ring schließen und zugleich den Bewegungsspielraum der Palästinenser im Osten Jerusalems erheblich einschränken, ja das Westjordanland in einen nördlichen und einen südlichen Teil trennen.

Israels Regierung zeigte sich von den Protesten der Außenminister Großbritanniens, Frankreichs und Spaniens gegen diese Pläne völlig unbeeindruckt, sie will mit dem zügigen Siedlungsbau Fakten schaffen, die kaum noch reversibel sind. Zwar versichern die Koalitionsparteien stets, man werde einen Teil der Siedlungen aufgeben, wenn die Palästinenser Israels Sicherheit in einem Friedensvertrag garantierten. Tatsächlich aber ist die Hoffnung auf eine Auflösung der großen Siedlungsblöcke in den Vororten von Jerusalem, Betlehem und Ramallah unrealistisch. Welche Regierung in Jerusalem wäre wohl je in der Lage, Hunderttausende Siedler in das Staatsgebiet Israels zurückzuholen? Allenfalls kleinere Siedlungen sollen definitiv geräumt werden, als Kompensation bietet man den Palästinensern einige bisher zu Israel zählende Flächen an der Grenze zum Westjordanland an.

Woher rührt schließlich dieses kompromisslose Insistieren auf der eigenen Sicherheit? Eine Hauptursache ist selbstverständlich der Holocaust, eine traumatisierende Erfahrung, die die Juden mit keinem Volk der Welt teilen. Aber auch der über Jahrzehnte

währende Kriegszustand mit den arabischen Nachbarn, die Selbstmordanschläge und Raketenangriffe, die Vernichtungsdrohungen aus Teheran haben die israelische Gesellschaft radikalisiert. Man stelle sich nur einmal vor, welchen Einfluss eine solche Nachbarschaft auf die Staaten Westeuropas hätte. Eine Militarisierung wäre auch hier die zwangsläufige Folge.

Erst Anfang Dezember versprach Hamas-Führer Chalid Maschaal bei seinem – von den Israelis geduldeten – Besuch in Gaza erneut die „Befreiung Palästinas“: „Heute sind wir in Gaza. Dann geht es weiter nach Jerusalem, Haifa und Jaffa, so Gott will.“ Maschaals Drohungen sind mehr als bloße Rhetorik. Die Hamas zählt zur Bewegung der Muslimbrüder, die inzwischen in Ägypten die Regierung übernommen hat und tatkräftig

an der Abschaffung jener demokratischen Spielregeln arbeitet, die ihr die Macht erst beschert haben. Insofern ist die Skepsis der Israelis im Hinblick auf den Arabischen Frühling nur zu verständlich.

Noch sind die Palästinenser zu zerstritten, um Israel in dem Kampf um Grund und Boden Paroli zu bieten. Doch die Politik der radikalen Palästinenser-Führer folgt der Logik der Siedler, nur mit umgekehrten Vorzeichen: Sie beharren nicht etwa nur auf dem von der Uno sanktionierten Status des Jahres 1948, nein, am liebsten würden sie Israel auflösen und durch einen Palästinenser-Staat ersetzen. In keinem Schulbuch, das in Gaza oder im Westjordanland verwendet wird, sind die Grenzen Israels eingezeichnet.

Der absolute Primat der eigenen Sicherheit trägt allerdings auch schon den Kern der Zerstörung in sich. Wer etwa die militärischen Führer der Hamas im Gaza-Streifen aus heiterem Himmel mit Drohnen tötet, beeindruckt zwar den Feind, weil er seine Sprache spricht. Zugleich aber perpetuiert er jenen Hass, der die eigene Bevölkerung tagtäglich gefährdet. Und wer das Westjordanland mit immer neuen Siedlungen so lange perforiert, bis ein palästinensisches Staatswesen dort unvorstellbar geworden ist, vertagt die immer wieder beschworene Zweistaatenlösung in unerreichbare Ferne.

Inzwischen zweifeln auch gutwillige palästinensische Intellektuelle wie der Präsident der Kuds-Universität in Ost-Jerusalem, Sari Nusseibeh, an der Zweistaatenlösung. Israel habe das palästinensische Territorium mit seinen Siedlungen so zerstückelt, dass ein Frieden wohl nur in einem gemeinsamen Staat von Juden und Arabern möglich sei. Diese Vision enthält freilich eine Drohung: Sollte

Israel den Palästinensern nicht endlich entgegenkommen, werde das Bevölkerungswachstum der Araber dafür sorgen, dass die Juden in wenigen Jahren zur Minderheit in einem solchen Staat würden.

Doch die Regierung Netanjahu denkt nicht an die Zukunft, sondern an die Erhaltung des – aus Sicht vieler Israelis – immer noch erträglichen Status quo. Sie kooperiert mit der Palästinenser-Polizei in Ramallah, ohne wirklich den Frieden zu suchen. Sie hält die Hamas in Gaza im Zaum, ohne die Entwaffnung dieses Todfeindes durchsetzen zu können. Und sie lässt im Westjordanland bauen, um sich die Stimmen der Siedler zu sichern. Sie spielt auf Zeit, es ist ein gefährliches Spiel. ♦



Maschaal-Anhänger in Gaza: „Weiter nach Jerusalem“

Netanjahu denkt nicht an die Zukunft, sondern an die Erhaltung des Status quo.



Herrscher Kim im Kontrollzentrum: „Den USA und ihren Verbündeten läuft die Zeit davon“

NORDKOREA

Die nächste Bombe

Nach dem erfolgreichen Raketenstart muss die Welt mit weiteren Provokationen des Jungdiktators rechnen: Angeblich droht ein neuer Atomtest.

In Pjöngjang herrschte gute Laune: Nordkoreas Diktator scherzte mit der US-Außenministerin und stieß mit ihr auf bessere Beziehungen an. Sogar über einen baldigen Besuch des amerikanischen Präsidenten dachten beide nach, am Ende bat der Gastgeber die Amerikanerin noch um ihre E-Mail-Adresse.

Das war im Oktober 2000. Die Visite von Madeleine Albright beim damaligen Herrscher Kim Jong Il weckte Hoffnungen, das stalinistische Hungerreich könne sein Atomwaffenprogramm aufgeben. Alle späteren US-Regierungen versuchten immer wieder, Pjöngjang durch Druck und Isolation zum Einlenken zu bewegen.

Am vergangenen Mittwoch, zwölf Jahre und zwei US-Präsidenten später, führte der neue Diktator Kim Jong Un den Amerikanern vor, dass sowohl die Schmutzpolitik als auch der harte Stil gescheitert sind: Die Koreaner zündeten eine Trägerrakete. Wie geplant warf die „Unha-3“ ihre ersten beiden Stufen über dem Gelben Meer und der Philippinensee ab. Dann setzte sie offenbar den Satelliten „Leuchtender Stern“ auf eine Umlaufbahn im All.

Damit hat die Atommacht bewiesen, dass sie bei der Entwicklung einer Langstreckenrakete ein wichtiges Stück voran-

gekommen ist – und zudem könne sie bald eine neue Atombombe zünden, warnte jedenfalls Südkoreas Verteidigungsminister Kim Kwan Jin. Die Vorbereitungen für den Test liefen seit geraumer Zeit: „Ich glaube, wenn das politisch entschieden wird, kann es schnell stattfinden.“

Woher er das wissen will, sagte der Minister vergangene Woche nicht. Ständig suchen Verteidigungsexperten in Washington, Tokio und Seoul auf Satellitenfotos nach Anzeichen dafür, dass Diktator Kim Tunnel für einen neuen unterirdischen Nukleartest graben lässt. Ein Versuch könnte Kims Waffentüftlern etwa dazu dienen, Sprengköpfe zu entwickeln, die klein genug sind für eine Trägerrakete.

„Den USA und ihren Verbündeten läuft die Zeit davon“, warnt Moon Chung In. Der Nordkorea-Experte in Seoul geht zwar davon aus, dass Kim und seine Raketenbauer sich die Basistechnologie für ihre Geschosse bei chinesischen und russischen Systemen anschauen. Entscheidend sei aber, dass der Norden in der Lage sei, seine ehrgeizige Nuklearstrategie voranzutreiben.

Zwar dürfte es noch Jahre dauern, bis Pjöngjang auch atomare Sprengköpfe für Raketen hat. Und selbst dann wäre fraglich, ob Diktator Kim mit seinen Flugkörpern auch die Westküste der USA erreichen könnte.

Pünktlich zum ersten Todestag seines Vaters Kim Jong Il am 17. Dezember führte der Junior – nach Angaben eines früheren japanischen Leibkochs wohl 29 Jahre alt – immerhin vor, wie konsequent auch er die nordkoreanische Staatsräson der Autarkie („Juche“) befolgt, wie berechenbar unheimlich auch er letztlich ist.

Schon seit der Kuba-Krise von 1962 habe das Land nach Atomwaffen gestrebt, sagt der US-Historiker Bernd Schäfer. „Denn aus nordkoreanischer Sicht trat die Sowjetunion vor den USA den Rückzug an und verriet Kuba.“

Nordkorea will nicht schutzlos dastehen. Seit dem Sturz der Diktaturen im Irak und in Libyen sieht das Regime in Pjöngjang offenbar noch weniger Anlass, auf die Bombe zu verzichten.

Und niemand kann Kim dazu zwingen: Mit ihren üblichen hilflosen Ritualen der Empörung drängten Amerikaner, Japaner und Südkoreaner den Weltsicherheitsrat vergangene Woche, Nordkorea zur Raison zu rufen. Denn mit dem Start der Trägerrakete verstieß Kim gegen Resolutionen der Vereinten Nationen.

Schon länger beraten Washington, Tokio und Seoul zudem über Möglichkeiten, Nordkorea durch verschärfte Devisenkontrollen von globalen Geldströmen abzuschneiden. Doch ohne China, den engsten Verbündeten der Kim-Dynastie, haben sie keine Chance: Nordkorea hat seine Devisen vor allem bei chinesischen Staatsbanken angelegt.

Und das Reich der Mitte hat kein Interesse daran, einen Kollaps des kleinen Bruders in Pjöngjang zu riskieren. Auch Xi Jinping, der frisch gekürte kommunistische Parteichef in Peking, sieht Nordkorea als Puffer gegen den mit Washington verbündeten kapitalistischen Süden.

Am Ende wird US-Präsident Barack Obama daher wohl dem Beispiel seiner Vorgänger Bill Clinton und George W. Bush folgen müssen, die in ihrer zweiten Amtszeit jeweils versuchten, den Norden durch bilaterale Gespräche zum Verzicht auf sein Atomprogramm zu bringen.

Auch im verfeindeten Süden setzt sich inzwischen die Erkenntnis durch, dass der Norden durch Sanktionen und wirtschaftlichen Druck nur zu weiteren Drohgebärden angestachelt wird. Park Geun Hye, die aussichtsreiche Kandidatin der Regierungspartei für die Präsidentenwahl am Mittwoch, will nach einem Sieg mit Pjöngjang reden. Ähnliches plant Moon Jae In, ihr Gegenkandidat – erst recht jetzt, nach dem erfolgreichen Raketentest.

WIELAND WAGNER

Das Highlight im Dezember!

SPIEGEL empfehlen und iPad mini (16 GB) Wi-Fi ohne Vertrag wählen.



B&F - Borken

Noch heute antworten und iPad mini sichern!

Ihre Vorteile im Überblick:

- ☒ iPad mini für den Werber
- ☒ Der Abonnent zahlt zurzeit nur € 4,- statt € 4,20 pro Ausgabe
- ☒ SPIEGEL und KulturSPIEGEL bequem frei Haus

Der neue Abonnent liest den SPIEGEL für mindestens ein Jahr für zurzeit € 4,- statt € 4,20 im Einzelkauf (beim Upgrade inkl. des digitalen SPIEGEL zusätzlich € 0,50 pro Ausgabe). Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Werber erhält die Prämie ca. vier Wochen nach Zahlungseingang des Abonnementbetrags durch den neuen Abonnenten. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Bei Sachprämien mit Zuzahlung zzgl. € 2,- Nachnahmegebühr. Dieses Angebot gilt nur in Deutschland.

Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie in der Auftragsbestätigung und unter www.spiegel.de/widerrufsrecht

☐ Ja, der neue Abonnent möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb ist er damit einverstanden, dass der SPIEGEL-Verlag, die manager magazin Verlagsgesellschaft oder die New Scientist Deutschland GmbH ihn künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Ich abonniere den SPIEGEL zum Vorzugspreis:

☐ Frau ☐ Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

☐ Ja, ich möchte zusätzlich den digitalen SPIEGEL für nur € 0,50 pro Ausgabe (für iPad/iPhone, Android-Smartphone/-Tablet und PC/Mac) beziehen. SD12-041

E-Mail (Pflichtfeld für Abonnenten der digitalen Ausgabe)

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug.
Der SPIEGEL vierteljährlich: € 52,-
Digitale Ausgabe halbjährlich: € 13,-

Geburtsdatum 1 9

Geburtsdatum

BLZ

Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

Ich bin der Werber und erhalte folgende Prämie:

iPad mini (16 GB) Wi-Fi, Zuzahl.: € 199,- ☐ Weiß/Silber (4400) ☐ Schwarz/Graphit (4399)

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

SP12-174

Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP12-174

Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen

IRAK

Die Kinder und der Staub

Viele Jahre nach dem Krieg steigen die Zahlen von Fehlbildungen und Krebsfällen dort, wo heftig gekämpft wurde. Wissenschaftler wollen herausfinden, ob die Uran-Munition der Alliierten schuld ist. *Von Alexander Smoltczyk*





◀ Panzerwrack am Flughafen von Basra. Uran-Geschosse durchschlagen Panzerstahl, weil sie sehr schwer sind.

▼ Bestatterin mit totem Baby auf dem Kinderfriedhof von Basra. Jeden Tag werden fünf bis zehn Kinder beerdigt.

CHRISTIAN WERNER / DER SPIEGEL



CHRISTIAN WERNER / DER SPIEGEL

Zuerst klingt es, als wäre der Alte betrunken. Oder als hätte er griechische Mythen gelesen. Aber Askar Bin Said liest nichts, schon gar keine Bücher, und Alkohol gibt es keinen in Basra. Nein, er habe sie gesehen, diese Wesen: „Manche mit nur einem Auge auf der Stirn. Oder mit zwei Köpfen. Eines hatte einen Schwanz wie ein abgezogenes Lamm. Einmal ein ganz normales Kind, nur mit Affengesicht. Oder die mit den zusammengewachsenen Beinen, zur Hälfte Fisch, zur Hälfte Mensch.“

Askar Bin Said hat gesehen, wie diese Babys gebracht wurden, er hat sie gewaschen und in Tücher gewickelt, und dann hat er sie begraben, im staubtrockenen, mit Plastikfetzen und Dosenlaschen durchsetzten Boden seines, Askar Bin Suids, eigenen Friedhofs, seit fünf Generationen in Familienbesitz. Es ist ein Friedhof nur für Kinder.

Die Gräber liegen an-, fast aufeinandergezwängt, obwohl sie klein sind. Sie sehen aus, als hätte jemand Spielzeugschubkarren voller Zement umgekippt und dann Namen und Sterbedatum eingeritzt. Für den Geburtstag ist oft kein Platz mehr. Es macht keinen Unterschied. Meist sind beide Daten dieselben.

Einige tausend Gräber sind es, täglich kommen fünf bis zehn dazu. Es sei, sagt der Friedhofswächter, schon auffällig, wie viele es geworden seien. Aber weshalb das so sei, das mit den vielen toten und missgestalteten Neugeborenen in Basra, dafür habe er „eigentlich keine Erklärung“.

Andere schon. Im September veröffentlichte das Heidelberger Fachblatt „Bulletin of Environmental Contamination and Toxicology“ eine Studie, wonach sich die Zahl der angeborenen Fehlbildungen in Basra zwischen 1994 und 2003 versiebzehnfacht hat. 23 von 1000 Lebendgeburten wiesen Missbildungen auf.

Ähnlich hohe Werte werden aus Fal-ludscha berichtet, einer Stadt, die im Golfkrieg 2003 heftig umkämpft war. Auch sei die Bleikonzentration im Schmelz der Milchzähne von erkrankten Kindern aus Basra fast dreimal so hoch wie vergleichbare Werte aus Gebieten, in denen nicht gekämpft wurde.

Nie zuvor sei jemals eine so hohe Rate an Neuralrohrdefekten („offener Rücken“) bei Babys gemessen worden wie in Basra, und die Zahl steige weiter an. Die Zahl von Hydrozephalus-Fällen („Wasserkopf“) unter Neugeborenen sei sechsmal so hoch wie in den USA.

Irgendetwas scheint da vorzugehen, obwohl der Krieg schon lange vorbei ist.

Das ehemalige „Saddam-“, heute „Sadr-Schulungs Krankenhaus“ in Basra ist ein sinisterer Bau, in dem Dschawad al-Ali seit 1991 als Krebspezialist arbeitet. Er erinnere sich an die Zeit nach dem Golfkrieg um Kuwait: „Nicht nur, dass die Zahl der Krebsfälle plötzlich anstieg,

wir hatten auch Doppel- und Dreifachkrebse, Patienten mit Tumoren an beiden Nieren und am Magen. Und es gab familiäre Cluster, also ganze Familien, die betroffen waren.“ Er ist überzeugt, dass dies mit der Verwendung von Uran-Munition zusammenhängt. „Es gibt einen Zusammenhang von Krebs und Strahlung. Manchmal dauert es zehn, zwanzig Jahre, bis die Folgen sich zeigen.“

Als Uran-Munition werden Geschosse bezeichnet, deren Legierung oder Kern aus „abgereichertem“, schwach radioaktivem Uran gefertigt ist. Auf Englisch heißt der Stoff „depleted uranium“, kurz: D.U. Die Bundeswehr gibt ihren Soldaten bei Auslandseinsätzen mit auf den Weg: „Bei der ‚Uran-Munition‘ handelt es sich um panzerbrechende Geschosse mit einem Kern aus abgereichertem Uran. Dieser Kern verleiht dem Geschoss wegen seiner besonderen Schwere eine sehr hohe Wucht und lässt es die Panzerung von Kampfpanzern durchschlagen.“

Bei der Explosion von D.U. entsteht Uran-Feinstaub. Wenn Kinder zum Beispiel in der Nähe von Panzerwracks spielen, können sie diesen Staub aufnehmen, durch die Haut, den Mund, die Atemwege. Bereits 2002 hat eine Studie der Universität Bremen Chromosomen-Veränderungen bei Golfkriegsveteranen festgestellt, die in Kontakt mit Uran-Munition gekommen waren.

Eine Gesundheitsgefährdung, so dagegen das Bundesverteidigungsministerium, sei nicht durch Strahlung, sondern „nur aufgrund der chemischen Giftigkeit von Uran“ zu befürchten.

Eine der umfangreichsten Studien hat 2002 die Londoner Royal Society vorgestellt, allerdings nur zu den möglichen Gefährdungen von Soldaten. Danach sei das Risiko von Strahlungsschäden „sehr niedrig“, die Gefahr von dauerhafter Nierenvergiftung durch Uran-Staub ebenso.

Das mag die Soldaten beruhigen. Mohammed Haidar nicht. Er wohnt in Kibla, einem jener Teile Basras, die an eine Müllkippe erinnern. Offen liegen grünlich schimmernde Abwasserkanäle, faulig und voller Plastikkisten, gleich daneben ärmliche Verkaufsstände und Behausungen. Zwischen denen wirken die Frauen mit ihren Tschadors wie Klageweiber, und den Männern ist wenig mehr geblieben als Selbstmitleid und Groll.

Mohammed Haidar könnte es sich leisten, in einem besseren Viertel zu wohnen. Er ist Mathematiklehrer an einer Oberschule. Aber er verwendet jeden Dinar für die Behandlungen seiner Tochter Rukja.

Die Dreijährige sitzt auf seinem Schoß wie die Puppe eines Bauchredners, niedlich ist sie mit ihren hochgesteckten Zöpfen, den Schleifen. Aber sie kann nicht laufen oder zusammenhängend sprechen.

Als Haidar seine Tochter herumdreht, sind zwei Öffnungen im Rücken zu sehen:



▲ Die drei Kinder im Haushalt der Familie Hassan aus Basra: Sie stammen nicht von denselben Eltern – aber jedem fehlt ein Auge.



▲ Hinterlassenschaften aus zwei Golfkriegen: Zerstörte Militärfahrzeuge am Straßenrand in Basra werden von Kindern als Spielplatz benutzt.

ein Spaltwirbel, sichtbares äußeres Zeichen ihres Hydrozephalus. Dem Mädchen ist zudem eine Drainage eingepflanzt worden, die Hirnwasser ableitet.

In Deutschland werden ähnliche Fälle oft pränatal operiert. In Basra nicht. Hier sind Haidar und seine Frau schon froh, dass Rukja überhaupt am Leben ist. Es ist ihr erstes Kind, ihr einziges.

„Wir sind beide in Basra aufgewachsen. Ich mache die USA verantwortlich. Sie haben das D.U. benutzt. Mein Kind ist ja kein Einzelfall.“

Der Ausdruck „D.U.“ scheint in Basra ähnlich verbreitet wie die Krankheiten.

Im Bezirk Basra ist Uran-Munition zweimal eingesetzt worden: während des Golfkriegs 1991, außerhalb der Stadt. Und 2003, diesmal auch im Stadtgebiet, als britische Truppen von Westen zum Flughafen vorrückten. West-Basra ist auch der Stadtbezirk mit der höchsten Leukämierate unter Kleinkindern.

„Die Kinder im ersten Krieg sind die Eltern von heute“, sagt Chairija Abu Jasim vom Umweltamt der Stadt. Sie schätzt, dass 200 Tonnen Uran-Munition in Basra eingesetzt worden seien. Das Verteidigungsministerium in London behauptet indes, während des Krieges seien von bri-



▲ Die dreijährige Rukja Haidar wurde mit einem Rückendefekt geboren. Jetzt kämpft Vater Mohammed um ihr Überleben, doch ihre Chancen stehen sehr schlecht.



▲ Im Kinderkrankenhaus von Basra sitzt eine Mutter mit ihrem Sohn auf dem Schoß und wartet auf eine Behandlung. Der Junge wurde ohne Augen geboren.

tischen Truppen insgesamt knapp zwei Tonnen D.U.-Munition eingesetzt worden. Auf jeden Fall lagen die Panzerwracks noch bis 2008 in den Straßen herum.

Es sei unmöglich gewesen, sagt Abu Jassin, spielende Kinder und Schrottsammler fernzuhalten: „Wir haben Schilder aufgestellt: Vorsicht, Strahlung. Aber wenn eine Gefahr nicht wirkt wie eine Gewehrkegel, nehmen die Leute sie nicht ernst.“

D.U. ist ein heikles Thema. Nicht jeder Arzt in Basra möchte zu dem Thema zitiert werden. Die Diskussion wird schwieriger dadurch, dass angebliche Verstrah-

lung durch die Reste panzerbrechender Munition ein beliebtes Thema der Propaganda von Saddam Hussein war.

In den USA hat es bislang keinen Artikel in einer größeren Zeitung über die genetischen Erkrankungen in Falludscha gegeben. Der britische „Guardian“ hingegen kritisierte das Schweigen „des Westens“ als moralisches Versagen und zitierte den Chemiker Chris Busby, dem zufolge es sich in Basra um „die höchste Rate an genetischen Schäden handelt, die je an einer Bevölkerungsgruppe untersucht worden ist“. Busby ist Mitverfasser zweier Studien zum Thema.

Doch eine Missbildung des Rückenmarkskanals kann beispielsweise durch einen Mangel an Folsäure am Anfang der Schwangerschaft ausgelöst werden. Auch können sich die wenigsten Iraker regelmäßige Schwangerschaftsuntersuchungen leisten. So werden, anders als in Europa, viele geschädigte Embryos ausgetragen.

Der Epidemiologe Wolfgang Hoffmann von der Uni Greifswald arbeitet seit Jahren mit Kollegen in Basra zusammen. Er sagt: „Angeborene Fehlbildungen sind auf Fotos sehr oft erschütternd – es handelt sich aber immer um Einzelfälle, aus denen nicht unmittelbar auf generelle Trends geschlossen werden kann.“

Hoffmann verweist auf die lückenhafte Datengrundlage und bezweifelt die epidemiologische Qualität der Berichte. Sehr ernst zu nehmen seien allerdings die Hinweise auf steigende Krebshäufigkeit in Basra. Dort ist die Datenlage besser.

Zu „plausiblen Risikofaktoren“ für Kinderleukämie gehörten, so Hoffmann, „zweifelloso die kontaminierte Umwelt, aber ebenso die mangelnde Vorsorge, Traumata der Eltern und zerstörte medizinische Infrastruktur“.

Die statistisch gestiegene Zahl von Leukämiekranken Kindern im Vergleich zu 1993 hängt auch damit zusammen, dass die Fälle vor 2003 unvollständig erfasst worden sind.

Die Onkologin Dschanan Hassan von der Kinderklinik Basra hat an einer Studie mitgewirkt, die gerade im „Medical Journal“ der Sultan-Kabus-Universität Oman erschienen ist. Danach sei die Rate von Kinderleukämie in Basra zwischen 2004 und 2009 zwar stabil geblieben, vergleichbar mit der in anderen Ländern in der Region. Allerdings gebe es einen Trend hin zu Erkrankungen von sehr jungen Kindern.

So lässt die Ärztin die Einwände nur bedingt gelten. Es gebe „eine starke Zunahme“ von Gen-Defekten als Ursache von Leukämie. „Und die Fälle kommen genau aus den umkämpften Gebieten. Wie erklären Sie das? Mit veränderten Meddevorschriften?“

Sabria Salman hat ihrem Sohn den Namen Muslim gegeben. Es hat nicht geholfen. Heute ist dem inzwischen Zehnjährigen ein 500 Gramm schweres Geschwür am Oberarm entfernt worden. Jetzt schreit er nicht mehr. Ein Grinsen hat sich im Gesicht des Jungen festgesetzt, als hätte er keine Kraft mehr, den Ausdruck noch zu wechseln. Er schwitzt, atmet angestrengt, in seinem linken Arm steckt eine Kanüle, den anderen umgibt ein an den Rändern geröteter Verband.

Die Frau nennt es „Krebs in den Muskeln“. Vor zwei Jahren hatte der Junge sich die Schulter gebrochen, dann wollte nichts mehr zusammenwachsen.

Die Chemotherapie wird vom Krankenhaus bezahlt. Eine Strahlentherapie wäre bei seinem Tumor besser. Aber die



CHRISTIAN WERNER / DER SPIEGEL

▲ Der zehnjährige Junge Muslim Hani Subir im Krankenhaus von Subair bei Basra. Ihm wurde ein 500 Gramm schwerer Tumor am Oberarm entfernt.

gibt es nur im Ausland oder in Bagdad, und dort wartet man fünf Monate, und so viel Zeit ist nicht mehr. Die Mutter betet zu Allah; lässt man den Dolmetscher fragen, wer schuld am Unglück ihres Jungen sei, dann sagt sie: „Der Krieg ist schuld. Die Verschmutzung. In unserem Viertel sind viele Bomben gewesen.“

Das Uran mag verdächtig sein. Aber es gibt andere Stoffe: giftige Schwermetalle wie Blei und Quecksilber, die bei der Produktion von Munition und Bomben auch verwendet werden. „Die Bombardierung von Basra und Falludscha kann die Belastung der Bevölkerung durch Metalle verschärft haben, mit dem möglichen Ergebnis des gegenwärtigen Anstiegs von Geburtsfehlern“, heißt es in der Heidelberger Studie.

2003 war das Rumaila-Ölfeld bei Basra in Brand gesteckt worden, und die Stadt lag unter einer Rußwolke, voll krebserregender Partikel.

Noch etwas kommt hinzu. Seit dem Sturz Saddams haben Iraks Nachbarn Iran, Syrien und die Türkei erheblich mehr Wasser von Euphrat und Tigris abgezweigt. Der Zusammenfluss, der Schattal-Arab, ist mittlerweile so strömungsarm, dass Salzwasser vom Persischen Golf bis nach Basra vordringt.

So werden die Abwässer etwa der iranischen Raffinerie in Abadan stromaufwärts nicht mehr genügend verdünnt, was die Konzentration von Schwermetallen im Grundwasser erhöht.

Es lebt sich schlecht in Basra.

Auf dem Gelände von Saddams ehemaligem Marinekommando haben sich etliche Familien angesiedelt, es ist ein Viertel der Armen. Vom Rest der Stadt hebt es sich damit nicht sehr ab. Der

Reichtum von Basras Ölquellen, deren Ausdünstungen überall zu riechen sind, ist kaum irgendwo angekommen.

Es muss schon wieder andere Kanäle geben, in denen das Geld verschwindet. Das ist jedenfalls die Meinung von Abu Ammar, der hier mit seiner Familie lebt – zehn Personen in einem Raum.

Er hat für den Besuch einen Plastikteppich auf den Boden gelegt und je eine Dose Seven-up und ein Gebäck daraufgestellt. Ringsum hockt die Familie. Beziehungsweise das, was von ihr übrig ist. Zwei Brüder sind von Saddams Schergen exekutiert worden. Der Cousin neben ihm trägt von einem Anschlag noch einen Splitter hinter dem Auge, die Mutter sei an Kummer gestorben, seine Frau gehe nicht mehr vor die Tür – „und das sind unsere Kinder ...“

Eine junge Frau, 21 Jahre alt, ein siebenjähriges Mädchen und ein kleiner Junge. Alle sitzen nebeneinander, sie stammen nicht von denselben Eltern, aber alle haben die gleichen schmalen Gesichter und zusammen nur drei Augen.

In den anderen Augenhöhlen sieht es aus wie im Innern einer Auster, milchig und formlos. Die junge Frau, Madia, besucht das College. Sie gehe nicht gern dorthin, sagt sie. Obwohl sie ihren Kopfschleier halb über das Gesicht gezogen trägt. „Woher das kommt? Ich glaube, meine Mutter hat etwas Chemisches eingeatmet, als ich in ihr war“, sagt Madia.

Es ist einfach, dem Unheimlichen den Namen „Uran-Munition“ zu geben, made in USA. Es ist einfacher, als über Blei und Quecksilber im Boden, in den Tomaten, über den Ruß in der Luft, die Vergiftung des Wassers nachzudenken. Aber das entlässt die Kriegsparteien nicht aus der Ver-

antwortung. Es genügt nicht, einen Krieg für beendet zu erklären. Auch wenn es Wahlen gibt und der Tyrann gehängt wurde, ist der Krieg noch im Boden, in der Luft, in den Kindern.

Omran Habib leitet die Basra Cancer Research Group. Er hat in London promoviert, ist Epidemiologe an der Uniklinik Basra. „Der Krieg hat hier großen Schaden angerichtet“, sagt er. „D.U. ist gewiss nicht gut für die Gesundheit. Dennoch belegen auch Uranium-Spuren im Urin von Patienten noch keine Kausalität.“

Die Weltgesundheitsorganisation WHO arbeitet an einem Bericht zu D.U.-Munition. Er wird den Stand der Forschung wiedergeben, aber kaum neue Erkenntnisse bringen. Dank der Hilfe der Universität Greifswald konnte ein Krebsregister für die Region Basra aufgebaut werden, die Basis für jede künftige Arbeit.

Denn weitere Forschung ist man den Kindern schuldig, aber für viele der Erkrankten wird es zu spät sein.

Zu spät ganz gewiss für das weiße Bündel Mensch; oben und unten zusammengeknüpft wie ein Bonbon liegt es auf einem Haufen Dreck, am Rand des Kinderfriedhofs von Basra. Es sollte sein erster Sohn werden, sagt der Vater, der dabei steht. Gestern habe das Kind sich noch bewegt im Bauch der Mutter. Heute bekam er nur das Bündel ausgehändigt.

Der diensthabende Totenwäscher ächzt beim Graben demonstrativ, um das Baktschisch zu erhöhen. Dann legt er das Bündel in die Grube, psalmodiert etwas vom Allmächtigen, zupft am Bündel herum und krümelt dabei Erde hinein. Etwas abseits pickt ein Huhn einen Fetzen einer Tüte „Capri-Sonne“ aus dem Boden.

Danach rauchen die Männer. Der Vater bekommt ein Stück Pappe in die Hand gedrückt und schreibt den Namen seines Sohnes ab, von dem kombinierten Geburts- und Totenschein, den sie ihm im Krankenhaus gegeben haben. Der Totengräber wird diesen Namen in den Zement ritzen. „Hussein Ali“ sollte der Sohn heißen. Der Vater schreibt den Namen des toten Kindes zum ersten Mal, zum letzten Mal. An dem Mann ist keine Regung zu sehen. Wer fragt jetzt schon nach Schuld? Leer wirkt der Mann, unendlich ratlos und um ein kleines Leben betrogen.

Video: Das Rätsel der toten Kinder



spiegel.de/app512012irak oder in der iPad-App

DER SPIEGEL

JAHRES - CHRONIK

DER SPIEGEL

beibehalten
€ 7,80

CHRONIK 2012



DER SPIEGEL

DVD
VIDEO

CHRONIK 2012



INFO-
Programm
gemäß
§ 14
JuSchG



Italien 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100

Spanien 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100

Portugal 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100

Italien 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100

Frankreich 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100

Belgien 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100

Österreich 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87, 88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100

EURO-KRISE Wie viel Rettung muss sein?
SYRIEN Ein Land versinkt in Blut und Gewalt
USA Zweite Chance ohne Charisma

www.spiegel.de

**Jetzt
im
Handel.**



Strophe für Strophe

GLOBAL VILLAGE: Warum chinesische Studenten singend protestieren

Mit rasendem Herzen zog Wang Xiaomian zum ersten Mal los, um seine Meinung zu singen. Artig stellte er sich in eine Reihe mit den anderen Studenten und holte tief Luft. Es war ihnen peinlich, hier zu stehen, an der U-Bahn-Station mitten in Guangzhou, weit im Süden Chinas. Aber dann schmeterten sie los.

„Die Fernsehnachrichten sind voller Romantik“, sangen sie und dachten an den Staatssender, der immer nur Positives berichtet. „Menschenleben sind nur Zahlen“, klagten sie und erinnerten so an die Minenunfälle. „Nicht nötig, sich vor Melamin zu fürchten“, trällerten sie. „Wir sind doch alle Kakerlaken“ – zäh genug, dem Gift im Essen zu trotzen.

Strophe für Strophe listeten sie auf, was sie störte, und am Ende hielten sie ihrem Heimatland entgegen: „Je mehr ich dich liebe und bewundere, desto mehr will ich dich kritisieren.“ Dann warteten sie. Darf man so singen in China?

Es war der Beginn des Beschwerde-Chors von Guangzhou, im Dezember vor einem Jahr. Wang Xiaomian, 20 Jahre alt, und die anderen gehörten nun zur globalen Gemeinschaft der singenden Kritiker.

Ein Deutscher und eine Finnin hatten das Konzept der Jammerlieder 2005 erfunden. An die hundert Beschwerde-Chöre gibt es mittlerweile auf der ganzen Welt, in Hyderabad, Tokio oder New York, ein Chor in Hongkong komponierte sogar eine ganze Symphonie aus Frust. Als Wang das Video der Hongkonger im Netz entdeckte, beschloss er: Das brauchen wir auch.

Die Idee eines Protestchors ist wie geschaffen für China. Plakate hochhalten oder demonstrieren, so etwas erlaubt die Regierung nicht, es sei denn, der Zorn des Volkes richtet sich gegen Japan. Wang lud die Hongkonger Sänger zu einem Workshop ein, damit sie den chinesischen Anfängern Nachhilfe gäben in Poesie und Gesellschaftskritik. Schließlich dichteten

er und seine Freunde selbst. Zwei Klagen strichen sie am Ende wieder: die über Korruption und die über eine unpünktliche Müllabfuhr. Die Gier ihrer Regierungsbeamten schien ihnen zu heikel, der Müll zu belanglos.

Die meisten Chinesen, sagt Wang, wollten ihre Probleme eigentlich nicht nach außen tragen, zu groß sei die Scham. Umso dankbarer seien sie, wenn einer für sie spreche. Wang schlug aber auch vor, etwas zur Unterstützung der Regierung vorzutragen. Den liberalen Partei-

erklärte Wang. Aber weißt du denn nicht, fragte der Betreuer, und er klang jetzt noch ernster, dass in diesen Tagen der Nationale Volkskongress beginnt? Das hatte Wang nicht gewusst.

Eine Stunde lang diskutierte er, am Ende versprach er, die Aufführung abzusagen. Die Polizisten im Nebenzimmer beglückwünschten ihn zu dieser Entscheidung. „Du bist jung“, sagten sie. „Pass auf, dass du nicht fehlgeleitet wirst von Menschen mit speziellen Absichten.“ Dann durfte er gehen.

Beim nächsten Workshop strichen Wang und seine Freunde das Wort „Beschwerde“ aus ihrem Namen, sie nannten sich jetzt „Sanft sprechen-der Chor“. Außerdem beschlossen sie, lustiger zu werden. Dieses Mal kündigten sie ihren Auftritt nicht im Internet an, sie mieden Menschenmassen und hielten sich an Wangs Anweisungen: schnell hinstellen, schnell singen, schnell weglaufen.

Und es klappte, sie sangen in einem Künstlerviertel und auf einer Fußgängerbrücke, sie klagten auch über so etwas wie die herausgeschnittene Nacktszene

mit Kate Winslet im Kino: „Endlich kommt ‚Titanic‘. Aber die 3-D-Rose hat sich nicht ausgezogen.“ Und sie grölten: „Der Netz-Administrator ist erschöpft von seiner Arbeitslast, er muss so viele Mitteilungen löschen. Wo ist die Wahrheit?“

Und damit ihnen selbst die Wahrheit nicht zum Verhängnis würde, schoben sie schnell hinterher: „Liebes Guangzhou, weites Vaterland, wir werden dich immer lieben.“ Die Menschen applaudierten, niemand hielt sie auf, kein Polizist, den ganzen Tag lang nicht. Es war ein gelungener Auftritt nach einer gelungenen Selbstzählung.

Trotzdem möchten sie ihrem Land im Moment keine weiteren Aufführungen zumuten. Sie wollen abwarten, wie viel Humor der neue Parteichef hat.

SANDRA SCHULZ



Beschwerde-Chor in Guangzhou: „Wir sind doch alle Kakerlaken“

chef der Provinz Guangdong schätzt er nämlich, ebenso die recht freie Atmosphäre in der Provinzhauptstadt, rund 130 Kilometer von Hongkong entfernt.

Den ganzen Tag zogen Wang und die anderen Studenten bei ihrem ersten Auftritt durch die Stadt, die Passanten lachten, manche sangen gleich mit. Sogar die englische Version der Parteizeitung „Global Times“ berichtete und zitierte Wang mit den Worten: „Wir wollen nur auf sanfte und humorvolle Weise unsere Sorgen äußern.“ Artikel wie diese sind wichtig für Wang, sie schützen ihn vor dem Zorn der Obrigkeit.

Die zweite Aufführung hatte Wang für Anfang März geplant, da wurde er plötzlich in seine Universität gerufen. Warum, fragte ihn sein Studentenbetreuer ernst, warum hast du dieses Datum gewählt? Den 3.3. könne man sich gut merken,

OETKER Konzern mit Schlagseite

EINWANDERER Deutschlands neue Hoffnung

MÜNCHEN Die große Liebe der Manager



Digital
für iPad und PC/Mac.
www.manager-magazin.de/mm-digital

Wirtschaft aus erster Hand

manager
magazin

** Jetzt im Handel ** Jetzt im Handel ** Jetzt im Handel ** Jetzt im

Jetzt sind Sie gefragt!

Journalismus muss
ausgezeichnet
sein. Schicken Sie
uns Ihre Vorschläge
für den Henri
Nannen Preis 2013.



Der Henri Nannen Preis ist eine Auszeichnung für Qualitätsjournalismus und wird jährlich von Gruner+Jahr und dem stern vergeben. Auch Leser können ihre Favoriten nennen: Welche Artikel haben Sie in diesem Jahr besonders begeistert und bewegt? Reichen Sie sie ein auf www.henri-nannen-preis.de. Einsendeschluss ist der 3. Januar 2013.

Sportler Benedikt Mayr



FREESKI

„Freigeistig, anarchisch“

DOW DAHER / RED BULL



Wolfgang Maier, 51, Sportdirektor beim Deutschen Skiverband (DSV), über die Aufnahme der Freeski-Athleten

SPIEGEL: Der DSV kooperiert mit der Freeski-Szene. Unter dem Dach des Verbandes wird nun ein Nationalteam unterhalten. Wie kam es dazu?

Maier: Nachdem das IOC mitgeteilt hat, die Freeski-Disziplinen Slopestyle und Halfpipe für Sotschi 2014 ins Olympia-Programm aufzunehmen, gab es zwei Möglichkeiten für die Sportler, zu den Winterspielen zu gelangen: einen eigenen Verband zu gründen, das wäre zu aufwendig gewesen; oder sich dem DSV anzuschließen. Der DSV hatte immer die Absicht, die Philosophie und Eigenständigkeit der Freeski-Leute nicht zu verändern.

SPIEGEL: Es gibt also keine Unterwerfung unter Verbandsrichtlinien?

Maier: Wir haben ihnen Wege aufgezeigt, die sie nach Sotschi bringen. Das bedeutet, dass sie Auflagen des IOC und des Internationalen Skiverbandes zum Beispiel beim Anti-Doping-Programm erfüllen. Aber sie sollen so freigeistig und anarchisch bleiben, wie sie sind. Sie wollen ja auch die Berge so runterfahren, wie es ihnen gefällt: mit 30-Meter-Sprüngen etwa und eingebautem Salto.

SPIEGEL: Die Freeski-Athleten müssen nicht in den Sponsorenpool des Verbandes, sondern dürfen weiter für ihre privaten Sponsoren werben. Warum erlaubt der DSV das?

Maier: Es gibt für die Reisekosten und die Entschädigung der Trainer eine geringe Grundsumme vom DOSB, die über den DSV komplett an die Sportart weitergeleitet wird. Für die weitere Förderung erarbeiten wir mit den Vertretern von Freeski eine Lösung, mit der wir zusammen mehr Mittel akquirieren wollen. Der DSV investiert in diese Sportart, weil das zielstrebige junge Leute sind, die zum DSV passen. Das ist auch für uns ein Imagegewinn.

FUSSBALL

Müller mal 32

Alles Müller? Gerade wurde der Kalenderjahr-Rekord des Torjägers Gerd Müller (85 Tore 1972) von Barcelonas Star Lionel Messi geknackt, doch sein Name bleibt Spitzenreiter in 50 Jahren Fußball-Bundesliga: natürlich bei den absoluten Trefferzahlen (365 Müller-Tore in 427 Spielen), aber auch in der Tabelle der effektivsten Schützen. Mit 0,85 Toren pro Spiel führt Gerd Müller auch diese Liste vor Timo Konietzka (0,73 Treffer pro Spiel für Borussia

Dortmund und 1860 München) an. Müller, auch dies hat der Korbacher Autor Werner Welsch in seinem etwas anderen Rückblick zum Liga-Jubiläum zusammengetragen, ist der häufigste



Müller 1975

WALTER SCHMITZ / GRUPPE28

Spielernamen – 32 Profis hießen so in 50 Jahren, gefolgt von Schmidt (22) und Wolf (10)*. Keine Statistik fehlt. Die Brüder mit den meisten Bundesliga-Spielen? Klaus und Thomas Allofs mit 802 Partien für den 1. FC Köln und Werder Bremen beziehungsweise Fortuna Düsseldorf, Köln und 1. FC Kaiserslautern. Der Spieler, der am häufigsten ausgewechselt wurde: Gerald Asamoah (130-mal für Schalke 04 und FC St. Pauli). Fußballstatistiken führte Autor Welsch bereits, als die Liga startete, da war er 14.

* Werner Welsch: „50 Jahre Bundesliga“. Agon Sportverlag Kassel; 232 Seiten; 25 Euro.

AFFÄREN

Der Tote von Leutkirch

Ein Mountainbiker starb, nachdem er sich Epo gespritzt hatte. Die Ravensburger Staatsanwaltschaft ermittelte zwei Tage lang, dann schloss sie die Akte. Der Fall ist ein Lehrstück dafür, was in Deutschland im Kampf gegen Doping schief läuft.



Frederik Zierke

09.02.1968 - 10.09.2012

*Immer auf der Überholspur
Du bleibst in unseren Herzen*

Vier Beamte der Kriminalpolizei Ravensburg rasten am frühen Morgen des 10. September mit Blaulicht ins rund 40 Kilometer entfernte Städtchen Leutkirch im Allgäu. Ihr Ziel war die Souterrainwohnung eines Einfamilienhauses. Dort hatte ein Notarzt um kurz vor sieben Uhr den Tod eines 44 Jahre alten Mannes festgestellt.

Zuvor hatten Feuerwehrlente in dem Anderthalb-Zimmer-Apartment die Tür zu dem WC aufbrechen müssen, in dem der leblose Körper lag. Die Toilettenbrille war mit Blut beschmiert. Auf dem Boden lag eine Spritze. Die Kripo-Beamten untersuchten Tatort und Leiche. Bei dem Toten handelte es sich um Frederik Zierke, einen der besten Amateur-Mountainbiker Deutschlands.

Das Medikament, das sich der Sportler irgendwann in der Nacht zwischen 0.30 Uhr und 6.48 Uhr in seine linke Armbeuge gespritzt hatte, ehe er das Bewusstsein verlor, kam aus einer 0,3-Milliliter-Kanüle. Es war Neorecormon, ein Epo-Präparat.

Die Packung fanden die Polizisten fachgerecht verwahrt im Kühlschrank in der Küche – zwischen eingeschweißtem Schinken, Joghurt, Käse und Tomaten. Die Beamten stellten in Zierkes Wohnung jede Menge Dopingpräparate sicher: Hormone, Anabolika, blutverdünnende Mittel, sogar Tabletten aus der Tiermedizin.

Die Indizien waren eindeutig: Zierke hatte sich zu Tode gedopt.

Die Leiche wurde durch einen Hinterausgang aus der Wohnung transportiert. Am folgenden Tag kam die Staatsanwaltschaft Ravensburg zu dem Ergebnis, dass „Fremdverschulden“ auszuschließen sei. Als Todesursache notierten die Ermittler: „Verdacht auf Medikamentenmissbrauch“. Dann schlossen sie die Akte.

Der Fall Frederik Zierke ist eine Tragödie. Dass sich ein Sportler mit Dopingpräparaten umbringt, hätte selbst in der notorisch verseuchten deutschen Radsporterszene kaum jemand für möglich gehalten.

Der Fall Zierke ist aber auch ein Skandal. Just zu dem Zeitpunkt, da Politiker, Sportfunktionäre, Juristen und Athleten mal wieder darüber debattieren, wie man besser gegen die Hintermänner der Dopingsszene vorgehen könnte, liegt ein Mountainbike-Fahrer tot in einer Toilette im Schwäbischen, neben ihm eine Epo-Spritze. Und was passiert? Nichts.

Statt den vielen Spuren nachzugehen, die offen vor ihr lagen, machte die Staatsanwaltschaft Ravensburg den Deckel zu. Man habe nach Klärung der Todesursache „keinen Anlass“ zu weiteren Ermittlungen gesehen, sagt Herbert Heister, 64, leitender Oberstaatsanwalt und Chef der Ravensburger Behörde.

Die Akte Zierke war Heisters Akte. Der Spitzenbeamte unterließ es auch, der

Schwerpunktstaatsanwaltschaft Doping in Freiburg den Vorgang umgehend zu melden. Erst im April hatte die baden-württembergische Landesregierung diese Spezialbehörde eingerichtet, in einer Verfügung des Justizministeriums sind die Spielregeln für berichtspflichtige Vorgänge definiert. Der Dopingtote von Leutkirch war einer.

„Ich will erst gar nicht nach einer Ausrede suchen, das ist ein klares Versäumnis meinerseits“, räumte Heister am vorigen Dienstag ein, „ich hätte die Freiburger Kollegen informieren müssen.“ Erst nachdem der SPIEGEL die Ravensburger Staatsanwaltschaft um Stellungnahme zu den Recherchen gebeten hatte, tat Heister

ein-Spezialisten ist. Bei Ausfahrten mit dem örtlichen Radclub übernahm Zierke schnell die Führung, wie ein Vereinsmitglied erzählt: „Der Typ hat gebrannt wie eine Fackel.“

Kaum war Zierke in der Stadt, publizierte die örtliche „Schwäbische Zeitung“ einen Beitrag über den „passionierten Radsportler“, der es nicht erwarten könne, sich auf sein 9000 Euro teures Rad zu setzen und 80 Kilometer durch offenes Gelände zu strampeln.

Sein Ehrgeiz bestand darin, bei den körperlich härtesten und technisch anspruchsvollsten Mountainbike-Rennen der Welt zu starten – und in seiner Klasse möglichst weit vorn mitzufahren. 2009 etwa gewann



Radsportler Zierke im Mai 2011 bei einem Rennen in Bad Wildbad: Stoff aus Hongkong

seine Pflicht – und setzte die Stuttgarter Generalstaatsanwaltschaft sowie die Freiburger Behörde über den Dopingtoten ins Bild. Die Akte will er nachreichen.

Doch jetzt ist es wohl zu spät.

Auf eine Obduktion des Mountainbikers hatte die Ravensburger Staatsanwaltschaft verzichtet, nicht einmal eine Blutprobe hatte sie angeordnet. Stattdessen gab die Behörde den Leichnam am Tag nach dem Tod zur Bestattung frei. Kurz darauf wurde der Verstorbene eingäschert.

Frederik Zierke war erst vor etwa anderthalb Jahren nach Leutkirch gezogen, wo er als Leiter eines Fahrradgeschäfts angeheuert hatte. Zuvor hatte er jahrelang als Führer von Mountainbike-Touren auf Zypern gearbeitet. Die Ladeninhaberin, die ihn eingestellt hatte, wollte sich zu ihrem verstorbenen Mitarbeiter nicht äußern.

Der obsessive Ausdauersportler fand schnell Anschluss in der Radsport-Szene im Allgäu, einer Hügel- und Gebirgslandschaft, die wie geschaffen für Quersfeld-

Zierke eine Etappe bei der Crocodile Trophy, einem Mehrtagesrennen durch das glühend heiße Outback in Australien. Im vorigen Sommer wurde er Mannschaftsdritter beim Rennen Trans Schwarzwald, einem knochenharten Fünf-Tage-Ritt über 417 Kilometer und 9220 Höhenmeter.

Bei diesen Wettbewerben fuhr Zierke zusammen mit Kai Hundertmarck, einem früheren Radprofi beim Team Telekom. Beide waren seit Jahren enge Freunde, bei ihren gemeinsamen Rennen nannten sie sich auch „Dream Team“. Hundertmarck war nicht bereit, über Frederik Zierke zu sprechen. Er bestreitet, gewusst zu haben, dass Zierke doppte.

In der Mountainbike-Szene galt Zierke, den alle nur Friedel riefen, auch wegen seiner Nähe zu anderen früheren Telekom-Profis als große Nummer. Er brüstete sich nicht nur mit seiner Freundschaft zu Hundertmarck, sondern auch mit seiner Bekanntschaft zu Udo Böls und Erik Zabel.

Um sich auf die Saison vorzubereiten, verbrachte Zierke im Winter immer wie-

der einige Wochen auf Mallorca, zuletzt im Januar. Selbst eine komplizierte Knieoperation einen Monat zuvor in München, die nach einem üblen Sturz bei dem Rennen durch den Schwarzwald unausweichlich geworden war, hielt Zierke nicht von den Strapazen ab. „Friedel wollte keine Schwäche zeigen, schon gar nicht gegenüber Hundertmarck“, sagt ein Radsportler aus Leutkirch.

Auf Zierkes Grabstein in der hessischen Gemeinde Schlangenbad steht die Überschrift seines Lebens: „Immer auf der Überholspur“. Dass er ein exzessiver Doper war, steht fest. Aber wer waren die Hintermänner?

Die Ravensburger Staatsanwaltschaft hätte es herausbekommen können. Nun ist die Chance vermutlich vertan.

Als die Kripo-Beamten Zierkes Wohnung am Mittag des 10. September verließen, schleppten sie drei Kisten voller Medikamente mit. Sie fragten auch nach Zierkes Computer und seinem Mobiltelefon, zwei wesentlichen Beweismitteln, stellten die Geräte aber nicht sicher.

Ein krasses Versäumnis. Wie der SPIEGEL erfuhr, hatte Zierke viele seiner Dopingmittel per Skype, Mail oder SMS bestellt. Seinen Stoff orderte er häufig

vor seinem Tod geschrieben oder empfangen hatte.

Klar ist: Im Umfeld des Dopers müssen nach Zierkes jähem Tod eine Menge Leute ziemlich nervös geworden sein. Das Epo-Präparat Neorecormon etwa, das sich der Mountainbiker in der Todesnacht verabreichte, hat er aller Wahrscheinlichkeit nach nicht aus Asien bezogen. Das Medikament, das sich eigentlich Nierenkranke spritzen, ist leicht verderblich, die Kühlkette sollte nicht unterbrochen werden. Zudem lag es in Originalverpackung des Pharmakonzerns Roche in seinem Kühlschrank. Der Verdacht liegt nahe, dass Zierke seinen Dealer in Deutschland hatte, also über eine Apotheke oder eine Arztpraxis illegal beliefert wurde.

Überhaupt stellt sich die Frage, wie viele verdächtige Medikamente einem Leitenden Oberstaatsanwalt noch in die Hände fallen müssen, ehe er seine Ermittlungen auf ein Dopingdelikt ausweitet. In den drei Plastikkisten, die die Ravensburger Kripo-Beamten in Zierkes Wohnung beschlagnahmt hatten, fanden sich unter anderem das Anabolikum Winstrol. Zahlreiche Testosteron-Ampullen. Das Herzmedikament Corotrop. Und sogar Caniphedrin.

und Leidensfähigkeit bei Mehrtagesrennen wie dem Trans Schwarzwald (Titel einer Fernsehdokumentation: „Denn Schmerz ist auch nur ein Gefühl“) ausloten, nimmt von Jahr zu Jahr zu. Die Streckenprofile werden immer anspruchsvoller.

Es liegt auf der Hand, dass in diesem Ambiente für viele Fahrer der Griff zu unerlaubten Medikamenten dazugehört. Doch selbst bei den härtesten Jedermann-Rennen, bei denen ambitionierte Hobbysportler zusammen mit den Profis starten, gibt es kaum Dopingproben.

Wie hoch die Dunkelziffer ist, lässt sich nur schwer sagen. Der Sportwissenschaftler Mischa Kläber, der beim Deutschen Olympischen Sportbund das Ressort für Präventionspolitik und Gesundheitsmanagement leitet, hat sich mit Studien zur Dopingmentalität im Breiten- und Freizeitsport einen Namen gemacht. Seiner Ansicht nach ist „die Vehemenz der Missbrauchspraktiken im Breitensport durchaus vergleichbar mit der im Hochleistungssport“.

Kontrollen bei den Jedermann-Rennen seien „schlicht und einfach zu teuer“, sagt Rik Sauser, einer der Veranstalter des Trans Schwarzwald. Ein fadenscheiniges Argument. Denn die Organisatoren verdienen prächtig an ihren Massenveranstaltungen: Die Gebühren bei Mehrtagesrennen liegen in der Regel für jeden Starter bei einigen hundert Euro, Sponsoren zahlen einige zehntausend Euro, und auch Etappenorte lassen sich Start und Ziel in der Innenstadt hohe fünfstelligen Summen kosten.

Anfang August, etwa sechs Wochen vor seinem Dopingtod, erhielt Frederik Zierke erstmals eine der begehrten Startzusagen für das Cape Epic Mitte März 2013 in Südafrika, eines der aufreibendsten Rennen der Welt: 1200 Starter, 700 Kilometer Distanz, 15 650 Höhenmeter. Acht Tage Qualen.

Dann brach sich Zierke beim Training das Schlüsselbein. Er musste operiert werden, doch bereits wenige Tage später, erzählt ein Radsportler aus Leutkirch, habe der Mountainbiker trotz heftiger Schmerzen in der Schulter bereits wieder im Sattel gesessen: „Er war ein Getriebener.“

Am 4. September, sechs Tage vor seinem Dopingtod, kam für Frederik Zierke über illegale Kanäle neuer Stoff aus Hongkong, von dem er sich wohl auch den nötigen Schub für seine Wahnsinnstour am Kap versprach. Ein Zollbetriebsinspektor am Frankfurter Flughafen konfiszierte die Fracht nach einer Stichprobe.

In dem Päckchen lagen 30 Tabletten Zoloft – ein Antidepressivum der Firma Pfizer, das nur unter ärztlicher Aufsicht verabreicht werden darf.

DETLEF HACKE, UDO LUDWIG,
FRIEDER PFEIFFER, MICHAEL WULZINGER



Mannschaftsfahrer Zierke (l.): „Keine Schwäche zeigen“

aus Asien, vorzugsweise aus China und Indien.

Mittlerweile sind die ganz heißen Spuren gelöscht. Zierkes Facebook-Account verschwand bereits wenige Tage nach seinem Tod. Kurz darauf öffnete ein Unbekannter Zierkes privates Mail-Konto. Auch auf seinem Mobiltelefon finden sich nach Auskunft eines Freundes aus Zierkes hessischer Heimat keine Kurznachrichten mehr, die der Mountainbiker

Tierärzte verabreichen Caniphedrin inkontinenten Hündinnen. In der Bodybuilder-Szene, in der Zierke vor seiner Mountainbike-Karriere aktiv war, kursiert das Mittel als Stimmungsaufheller.

Die Geschichte des Mountainbikers Frederik Zierke ist tragisch, und sie ist entlarvend. Sie zeigt, dass Doping nicht nur eine Geißel des Profisports ist. Auch jenseits von Weltmeisterschaften und Olympia, selbst in einer Disziplin wie Mountainbike, hantieren Athleten massiv mit Pillen und Spritzen.

Die Zahl ambitionierter Mountainbiker, die die Grenzen ihrer Belastbarkeit

* Mit Teamgefährte Kai Hundertmarck (2. v. l.) und dem früheren Telekom-Profi Udo Böls (3. v. l.) bei der Siegerehrung des Rennens Trans Schwarzwald am 21. August 2011 auf dem Feldberg.

Jetzt im Handel

DAS WISSEN DER BESTEN

Harvard Business manager

Januar 2013 Deutschland € 14,50
Erweiterte deutsche Ausgabe der Harvard Business Review
www.harvardbusinessmanager.de

KUNDENMANAGEMENT So finden Sie das richtige Callcenter für Ihr Unternehmen

VERTRIEB Was den Außendienst des Gabelstaplerherstellers Still auszeichnet

DIVERSITY Taugt die Quotenregelung als Zielvereinbarung im Management?

Wer sind die klügsten Köpfe?

Welche Methoden führen zum Erfolg?

Woher kommen die besten Ideen?

VORDENKER IM GESPRÄCH
Interviews mit Michael Porter, Rosabeth Moss Kanter, Clayton Christensen, Linda Hill und Daniel Goleman

WAS WIRKLICH ZÄHLT IM MANAGEMENT

- 90 Jahre Harvard Business Review
- Konzepte und Strategien, die jeder Manager kennen muss
- Insead-Exklusivstudie: Die 50 besten CEOs der Welt

Harvard Business manager

WAS WIRKLICH ZÄHLT IM MANAGEMENT

Die digitale Ausgabe

- Einmal online heruntergeladen, jederzeit offline lesen
- Für Tablet und PC/Mac

- **KUNDENMANAGEMENT** So finden Sie das richtige Callcenter für Ihr Unternehmen
- **VERTRIEB** Was den Außendienst des Gabelstaplerherstellers Still auszeichnet
- **DIVERSITY** Taugt die Quotenregelung als Zielvereinbarung im Management?

www.harvardbusinessmanager.de/hbm-digital



Harvard Business manager

DAS WISSEN DER BESTEN



FOTOS: XAVIER CERVERA / PANOS PICTURES / DER SPIEGEL

Architekt Torres, Torres-Wohnung in La Finca: Sie kaufen fast alle bei ihm

IDOLE

Bunker für die Galaktischen

Der spanische Stararchitekt Joaquín Torres baut die Villen der Fußballer von Real Madrid. Ein Blick in die Lebenswelt von Cristiano Ronaldo und Sami Khedira.

Der Aston Martin verlässt die reale Welt an der Ausfahrt La Finca, an einem Kreisverkehr. Der Wagen passiert ein Häuschen mit Wachleuten und zwei Schranken. Dahinter beginnt ein Park. Die Buchsbäume sind gestutzt, die Pinien in Reihe gesetzt. Hügel schmiegen sich an Seen. In den Büschen blinken Überwachungskameras. Man sieht keine Spaziergänger, keine Kinder, niemand geht mit dem Hund raus. Es gibt nicht mal Bürgersteige.

Die Fahrt geht weiter auf einer ungeeierten Straße. Cristiano Ronaldos vergitterte Toreinfahrt taucht auf. Real Madrid spielt heute auswärts im spanischen Pokal, Ronaldo ist nicht zu Hause, im Hintergrund steht sein neues Heim aus

Travertinstein, ein hellbrauner, länglicher Klotz.

Der Aston Martin beschleunigt etwas und fährt einen Bogen. Vorbei an den Häusern weiterer Real-Stars: Sami Khedira, Iker Casillas, Kaká, Zinedine Zidane, Guti, Michel Salgado, Sergio Ramos. Viele der Villen sehen exakt gleich aus. Eingeschossig, hellbrauner Stein. Variationen des Ronaldo-Hauses, modern, wuchtig, eine Mischung aus „Miami Vice“ und Normandie-Bunker.

Der Wagen hält vor einer Einfahrt. Ein schmaler Mann mit hellen Augen und sehr enger Tom-Ford-Jacke steigt aus. Joaquín Torres ist einer der berühmtesten Architekten Spaniens. Er hat weite Teile der Wohnsiedlung La Finca entworfen,

ein Utopia im Nordwesten Madrids. Knapp 150 Häuser hat er hier gebaut, viele für die Fußballer von Real Madrid. „Baumeister des weißen Balletts“ wird Torres genannt, oder „Architekt der Galaktischen“.

Torres geht ein paar Schritte Richtung Haus, dreht sich etwas unvermittelt um und sagt: „Die Schwierigkeit war, Leute mit Geld davon zu überzeugen, in eine Neubausiedlung zu ziehen. Zudem in baugleiche Häuser, die Millionen kosten.“

La Finca war eines dieser vielen Bauvorhaben, mit denen spanische Immobilienentwickler noch bis vor wenigen Jahren das Land zubetonierten. Die Siedlung liegt gut eine halbe Stunde vom Stadtzentrum entfernt. Exklusiv, überbeuert und von der Außenwelt abgeschottet.

Fast jeder Winkel in La Finca wird von Kameras und Bewegungsmeldern kontrolliert. Bewaffnete Wachleute patrouillieren die Außenzäune entlang und verschrecken Paparazzi. Eine begrünte Festung.

Eine Hausangestellte öffnet die Tür. Der Eingangsbereich von Torres' Wohnung ist schmal. Auf einer Kommode stehen Tropfkerzen, die den Boden einsauen. Rechts sieht man einen kleinen verglasten Innenhof, in dem Kieselsteine

liegen. 650 Quadratmeter Wohnfläche, für sechs Millionen kann man sie haben.

Torres' erster Fußballer war Fernando Hierro, viele Jahre Madrides Abwehrchef. Hierro engagierte Torres und war zufrieden mit ihm. Anschließend erzählte er Raúl davon. Der baute auch mit Torres. Raúl wiederum sprach mit Zidane und Salgado, die mit Guti, und irgendwann kamen sie alle. Casillas ist erst kürzlich eingezogen. Sogar José Mourinho, der Real-Trainer, wohnt hier, sein Berater, Jorge Mendes, ebenfalls. So etwas wie Fußballer-Geschmack gibt es nicht, sagt Torres. „Die ziehen in meine Häuser, weil der Mannschaftskollege es gemacht hat.“

Vom Flur führen ein paar Stufen hinab. „Um das gleich zu klären: Mich interessiert Fußball nicht“, sagt Torres. Er hat in seinem Leben ein einziges Spiel gesehen, das Champions-League-Finale 2002 in Glasgow, Madrid gewann gegen Leverkusen, Torres telefonierte die meiste Zeit. Für ihn ist Raúl einfach nur ein Typ, „der sich null für die Arbeit eines Architekten interessiert“. Von Zidane hat er in Erinnerung behalten, dass der den Preis drücken wollte, „weil er dachte, dass ein Architekt, der Zidanes Haus baut, berühmt wird“, sagt Torres. Und Ronaldo ist für Torres „ein netter Junge, der nicht versteht, dass man bei tausend Quadratmeter Wohnfläche Personal braucht“. Gut kommt er mit Khedira klar. Der Deutsche sei ein schweigsamer Typ. Torres hat ihm mal sein Haus geliehen, als Khedira mit seiner Freundin halbnackt für „GQ Deutschland“ posiert hat.

Torres zieht sein Jackett glatt und betritt den Hauptraum, einen braungestrichenen Saal mit fünf Meter hohen Decken. Gleich daneben ist das Esszimmer. An den Wänden hängt moderne Kunst. Der Boden ist aus hellem Stein. Die Räume sind großzügig, hundert Quadratmeter vielleicht. Durch die breiten Fenster erkennt man den Pool und ein Stück Garten, den sich Torres mit Reals Stürmer Karim Benzema teilt. Links vom Wohnzimmer geht der Privatbereich ab, rechts die Küche und die Zimmer für die Angestellten.

Torres setzt sich auf eine lange, helle Couch. „Ich mache ja nicht nur die Häuser, meistens entwerfe ich auch gleich die passenden Möbel.“

Wenn man wissen möchte, wie es bei Ronaldo, Raúl oder Sergio Ramos privat aussieht, muss man sich bei Torres umsehen. Er verkauft den Spielern nicht nur identische Häuser, er richtet sie ihnen auch noch gleich ein. Sie kaufen fast alle bei ihm.

Torres' Design-Stil ist nicht leicht zu beschreiben. In einer der Ecken des Zimmers stehen große silberne Kugeln ohne Funktion. Daneben ein riesiger antiker Tonkrug aus dem 16. Jahrhundert. Auf einem Regal sind kubistische Vasen aufgereiht, die einem Hochhausprojekt in



Frauenschwarm Ronaldo*
Rundes Bett, Spiegel an der Decke

Dubai nachempfunden sind. Daneben eine Skulptur aus Plastikhänden. Vieles davon sind Torres-Entwürfe. Er mag großflächige Sitzgarnituren, gigantomatische Glastische, Leuchten aus Muranoglas, Objekte aus lackiertem Blech. Alles ist schwer, wuchtig und glänzt.

Die meisten Spieler, sagt Torres, seien dankbar für das Angebot, die Möbel gleich mitzuliefern. Und nicht nur die Möbel. Im Grunde brauchen sie alles. „Bei Bedarf kriegen sie sogar das Handtuch auf den Halter gelegt.“

Es ist wahrscheinlich nicht einfach, mit Mitte zwanzig 700, 800 oder, wie bei Ronaldo, 1400 Quadratmeter mit eigenen Sachen vollzustellen. Am Ende ist man vielleicht froh, wenn jemand ein paar riesige silberne Kugeln besorgt, die wenigstens eine Ecke halbwegs füllen.

Torres geht zum Hauptschlafzimmer. Auch das ist riesig. Über dem enormen Bett hängt ein abstraktes Bild, das ein Frauengesicht andeutet. An den Wänden stehen etwas verloren zwei Designer-Stühle, in denen vermutlich noch nie jemand gesessen hat. Bei Schlafzimmern gebe es sehr unterschiedliche Wünsche, sagt Torres. Ronaldo etwa habe ein rundes Bett und Spiegel an der Decke.

Die Presse in Spanien liebt Torres. Er sagt beispielsweise, dass viele Fußballer nur „an Autos, Uhren und Ficken“ dächten. Seine Architektenkollegen verabscheuen Torres. Sie werfen ihm profane Porno-Architektur vor. Neureichenträume aus Stein und Glas.

Joaquín Torres ist ein brillanter Verkäufer, der sehr selbstbewusst auftritt und gute Startbedingungen hatte. Sein Vater hat 1997 zusammen mit dem heutigen Real-Präsidenten Florentino Pérez den

* Mit Freundin Irina Shayk 2011 in Madrid.

Baukonzern ACS gegründet. Vor knapp zwei Jahren kaufte das Unternehmen durch eine feindliche Übernahme Hochtief. Torres wuchs in einer der reichsten Familien Spaniens auf. Er studierte kurze Zeit an der privaten Universität von Navarra, einer christlichen Eliteeinrichtung des Opus Dei. Torres, der ein eher flamboyantes Auftreten hat, tat sich nicht nur mit dem Pflichtfach Theologie schwer. Er wechselte später an eine öffentliche Uni in Galicien. Zu den Vorlesungen kam er im Porsche.

Mit Mitte zwanzig beauftragte ihn sein Vater, zu dem er immer ein schwieriges Verhältnis hatte, den neuen Familiensitz zu bauen. Es gab keine Limits, nur die Gewissheit, dass man im Zweifel eben noch mal baut, wenn es beim ersten Versuch nichts wird. Heraus kam ein moderner 2500-Quadratmeter-Palast, den David Beckham sofort kaufen wollte, als er ihn zum ersten Mal sah.

Das Haus ähnelt den Gebäuden in La Finca, es steht jedoch für sich allein in einer Wäldersiedlung und gewinnt dadurch enorm. Es ist das beste Haus, das Torres je gebaut hat. Er führt noch heute wichtige Verkaufsgespräche dort, umgeben von Picassos, Tàpies und Möbelklassikern.

„Ich weiß nicht, warum sich das mit den Fußballern so entwickelt hat. Vielleicht bin ich der Erste, der sie normal behandelt“, sagt Torres. Auf jeden Fall ist er jemand, der mehr Geld hat als sie.

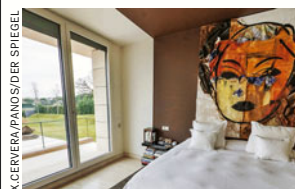
Für Torres arbeiten derzeit 100 Architekten, er hat Büros in Dubai, Vietnam und Brasilien. Seine Hände sind manikürt, morgens weckt ihn ein Personal Trainer, in seiner Garage stehen Sportwagen, Oldtimer und Limousinen. Er ist ein kluger Mann. Ihn langweilen Fußballer. Ihn langweilen auch die ständigen Fragen, zum Beispiel, wie viel Kaká für sein Haus bezahlt habe. 7,2 Millionen. Oder was Mourinho für Miete ausbebe: 20 000 Euro kalt für 1400 Quadratmeter. Eigentlich langweilt ihn auch La Finca. Sein neues Projekt sind günstige Fertighäuser in modernem Design.

Torres geht in den Garten und schaut von seiner Hofeinfahrt nach Süden. Sein Haus befindet sich am Rand der Siedlung. Der Verkehrslärm der realen Welt weht herüber. Seit einiger Zeit überlegt er, von hier wegzuziehen.

JUAN MORENO

Video:

360°-Foto: So wohnen die Real-Stars



Für Smartphones:
Bildcode scannen,
z.B. mit der
App „Scanlife“

spiegel.de/app512012villen oder in der iPad-App

5 x erleben, 2 x bezahlen!

Das Weihnachtsangebot: Lesen oder verschenken Sie 5 x den digitalen SPIEGEL zum Preis von 2 Ausgaben für nur € 8,-.

Der digitale
SPIEGEL
Jetzt auch für
Windows 8



Erleben Sie jetzt den digitalen SPIEGEL mit vielen Vorteilen:

Der digitale SPIEGEL ist schon sonntags ab 8 Uhr für Sie abrufbar – mit zusätzlichen Inhalten, exklusiv produzierten Videos, interaktiven Grafiken, 360-Grad-Panoramafotos und beeindruckenden 3-D-Modellen. Optimiert für Windows 8, Android, iPad/iPhone, Kindle und PC/Mac.

So einfach geht's:

- ▶ Angebot sichern
- ▶ Kostenlose DER SPIEGEL-App installieren
- ▶ Einmal anmelden und auf jedem Ihrer Geräte lesen

Jetzt das digitale SPIEGEL-Weihnachtsangebot sichern:
www.spiegel.de/xmas oder Telefon 040 3007-2700

Aktionsnummer SD12-073



Hüpfburg für Erwachsene

Mit einer Installation in einer Mailänder Fabrikhalle will der argentinische Künstler und Architekt Tomás Saraceno Raum-Zeit-Modelle der modernen Physik begreifbar machen.

COURTESY OF HANGAR BICOCCA

SKLAVEREI

Dunkles Kapitel Australiens

Auf dem Gelände einer Farm nahe der australischen Stadt Bundaberg haben Ausgräber ein Massengrab entdeckt: Es enthält die Überreste von 29 Südseeinsulanern, die im 19. Jahrhundert offenbar als Sklaven auf der Zuckerrohrplantage starben. Erst jetzt bestätigte die Regionalverwaltung der Stadt offiziell den Fund. In den Jahren zwischen 1863 und 1904 hatten Menschenhändler rund 60 000 Arbeiter von Pazi-

fikinseln nach Australien gebracht – einige von ihnen gerade einmal neun Jahre alt. Die neuen Herren zwangen sie, auf den Zuckerrohrfeldern und Baumwollplantagen Queenslands und des nördlichen New South Wales zu schuften. Zwar standen den Hilfskräften Lohn und ein Arbeitsvertrag zu – tatsächlich aber durften sie wie Sklaven behandelt worden sein. Der heutige Besitzer der Farm, Brian Courtice, sammelt seit Jahren Belege für die Sklavenarbeit in Australien und ist sich sicher, dass bisher nur ein Teil dieses dunklen Kapitels bekannt ist. „Meines Wissens ist dies das erste bestätigte Massengrab auf einer Zuckerrohrplantage“, sagte er gegenüber der australischen Zeitung „Courier-Mail“.

FORTPFLANZUNG

Signale aus dem Ejakulat

Die Samenflüssigkeit des Mannes bestimmt offenbar mit darüber, wie gut eine Schwangerschaft verläuft. Zu diesem Schluss kommen australische Experten für Reproduktionsmedizin von der University of Adelaide. Sie stellten fest, dass Komplikationen besonders häufig bei denjenigen Frauen auftraten, die den Partner erst kurz vor der Empfängnis kennengelernt hatten. Diese Frauen litten eher unter schwangerschaftsbedingtem Bluthochdruck, und auch das Wachstum des Fötus war häufiger gestört. Die Forscher führen diese

Probleme darauf zurück, dass regelmäßiger Kontakt mit dem Ejakulat des zukünftigen Vaters offenbar hilft, die körpereigene Abwehr der Frauen milde zu stimmen. Ihren Erkenntnissen zufolge dauert es drei bis sechs Monate, bis bestimmte Signale aus der Samenflüssigkeit die Immunreaktion der Frau auf mehr Toleranz trimmen. Ist die Kennenlernphase vor der Befruchtung kürzer, so erhöht dies das Risiko, dass die Abstoßungskräfte der Mutter auf das Kind wie auf einen feindlichen Fremdkörper reagieren. „Wir sehen das immer wieder besonders bei Frauen, die nach einem One-Night-Stand schwanger werden – oder aber kurz nachdem ein Paar das Kondom abgesetzt hat“, erklärt Teammitglied Sarah Robertson.



PHOTOFAXE / MAURITIUS IMAGES

Spermien in Samenflüssigkeit

TIERE

Jäger zu Wasser und zu Land

Beim Roten Amerikanischen Sumpfkrebs scheint es sich um einen besonders findigen Überlebenskünstler zu handeln: Er kann seinen Hunger sowohl im Wasser als auch an Land stillen. Mit Hilfe von Isotopenanalysen hatten Biologen der Queen Mary University in London untersucht, wie sich die Tiere ernähren. Dabei erkannten die Forscher, dass die in einem kenianischen See lebenden Krebse bei niedrigem Wasserstand aus ihrem natür-

lichen Biotop kriechen und in wassergefüllten Fußabdrücken von Flusspferden auf die einbrechende Dunkelheit warten. Im Schutz der Nacht machen sie sich sodann wie Landbewohner über fressbare Pflanzen her. Diese Vielseitigkeit erkläre, warum die Tiere „so ungewöhnlich erfolgreiche Invasoren“ seien, erklärt Studienleiter Jonathan Grey. Aus demselben Grund sei es aber auch riskant, sie in neue Ökosysteme zu transportieren, wo sie schnell einheimische Arten verdrängen. Die Warnung der Forscher gilt vor allem für Umsiedlungsaktionen in vielen Teilen Ostafrikas. Dort waren Flusskrebse gezielt ausgesetzt worden, um Schnecken zu vertilgen, die den Erreger der Flussblindheit übertragen.



Roter Amerikanischer Sumpfkrebs

AGE / MAURITIUS IMAGES

ÄRZTE

Hilflos im eigenen System

Das Selbstmordrisiko von US-Medizern liegt deutlich über dem der Allgemeinbevölkerung. Die Gründe dafür hat jetzt ein Forscherteam von der University of Michigan Medical School in Ann Arbor untersucht. Demnach erhalten Ärzte, die unter Angststörungen, Depressionen oder Burnout leiden, zu selten professionelle Hilfe von Kollegen. Bei toxikologischen Tests fanden sich im Körper der Selbstmörder häufig Spuren von Neuroleptika, Beruhigungs- und Schlafmitteln, nicht jedoch von möglicherweise hilfreichen Antidepressiva. „Obwohl diese Leute eigentlich einen sehr guten Zugang zum Medizinsystem haben sollten, bekommen sie nicht den richtigen Beistand“, kritisiert Studienleiterin Katherine Gold. Offenbar spiele die Angst vor Stigmatisierung im Leistungs- und Konkurrenzmilieu der Kliniken eine große Rolle. Auch der harte berufliche Alltag scheint den Medizinern zuzusetzen – im Vorfeld von Ärztesuiziden stieß das Team nur selten auf den Tod von nahen Verwandten oder Freunden als Auslöser für die Verzweiflungstat, dafür aber umso öfter auf starke Belastungen bei der Arbeit. Als häufigste Selbstmordmethode wählten die US-Mediziner den Tod durch Erschießen. Auch deutsche Heilkundler setzen ihrem Leben überdurchschnittlich oft ein Ende. Neueren Zahlen zufolge ist beispielsweise das Suizidrisiko von Ärztinnen bis zu 5,6fach erhöht.

Katholischer Priester bei der Abnahme der Beichte in Polen



PASCAL MANOUKIAN / SYGMA / CORBIS

RELIGION

Spendabel durch Absolution

Wem die Sünden vergeben werden, der zeigt sich gern erkenntlich. Die katholische Kirche setzt seit Jahrhunderten auf diesen Zusammenhang, jetzt haben ihn britische Psychologen vom Royal Holloway auch experimentell bestätigt. Bei den Tests sollten sich freiwillige Probanden einer Sünde entsinnen, die sie in den zurückliegenden Jahren begangen hatten. Dann sollten sie sich vorstellen, diesen Fehltritt bei einer Beichte zu gestehen. Außerdem wurde ein Briefumschlag mit einer Geldspende an eine lokale Kirchengemeinde eingesammelt – von einem Teil der Gestrauchelten, ehe sie sich die Absolution vergegenwärtigten, von den übrigen danach. Eigentlich

hatten die Forscher erwartet, dass die Freigiebigkeit der Teilnehmer größer sei, wenn sie sich schuldig fühlten, und dass sie eher schwinde, wenn ihnen vergeben wurde. Doch das Gegenteil war der Fall, wie die Briefinhalte zeigten: Die Reingewaschenen erwiesen sich als weitaus großzügiger als die von Schuld bedrückten Sünder – und dieser Effekt war umso deutlicher, je gottesfürchtiger die Probanden waren. Am Ende sahen auch die Psychologen keinen Anlass mehr, an der wunderbaren Wirkung des Sündenerlasses zu zweifeln: „Die katholische Beichte ist ein effizientes Mittel, um die Verbundenheit mit der Kirche zu fördern“, urteilt Teammitglied Ryan McKay.

ARCHÄOLOGIE

Die Himmelsfestung

Ausgräber untersuchen im Hochland des Jemen die Ruinen eines versunkenen christlichen Großreichs. Die Stätte wirft ein neues Licht auf die Vorgeschichte des Islam. Stand auch in Mekka einst eine Kirche?

Das Gebot „Du sollst dir kein Bildnis machen“ wird in Arabien seit je besonders streng befolgt. Von den Kalifen und alten Königen der Region gibt es kaum Statuen. Bereits die heidnischen Götter im Sandmeer wurden meist „anikonisch“ verehrt, als Wesen ohne Gestalt.

Mohammed trug einen Bart – Porträts von ihm gibt es keine.

Nun jedoch ist im Jemen ein eitles Werk menschlicher Selbstbespiegelung aufgetaucht. Es ist eine Figur, in Stein gemeißelt, die offenbar aus der Epoche des Propheten stammt.

In Zafar, 930 Kilometer südlich von Mekka, hat der Heidelberger Archäologe Paul Yule das 1,70 Meter hohe Relief erforscht. Es zeigt einen Mann mit Schmuckketten, Locken und kugeligen Augen. Yule datiert das Bildnis auf die Zeit um 530 nach Christus.

Zwölf Jahre lang grub der deutsche Forscher im zackigen Hochland des Jemen – zuletzt wegen der politischen Umstände unter Lebensgefahr. Bei der letzten Mission nahm er acht Kilo ab. Seine Ausrüstung wurde beschlagnahmt.

Und doch ist er glücklich: Er konnte Aufzeichnungen, Trümmer und Knochen nach Heidelberg retten. Fazit: Zafar war Zentrum einer arabischen Stammeskonföderation – ein Reich von rund zwei Millionen Quadratkilometer Größe mit Einfluss bis nach Mekka.

Erstaunlicher noch: In der Höhensiedlung lebten Könige, die sich auf die Bibel beriefen. Auch der „gekrönte Mann“, der auf dem Relief dargestellt ist, war ein Christ.

In einem Bericht für das Fachblatt „Antiquity“ hat Yule den geheimnisvollen Gewandträger analysiert: Er steht barfuß da, typisch für koptische Heilige. Links hält er ein Zweigbündel, ein Friedenssymbol. Sein Stab hat eine Querstrebe, eine Art

Kreuz. Zudem trägt er auf dem Kopf eine Krone wie die christlichen Herrscher Alt-Äthiopiens.

All das besagt: Das merkwürdige Mondgesicht ist ein Abkömmling jener Eroberer aus Afrika, denen eine der kühnsten Landeoperationen des Altertums gelang.

Im Jahr 525 nach Christus schickte der getaufte „Negus“ von Aksum eine Flotte

Im 3. bis 5. Jahrhundert sei dem Reich ein „kometenhafter Aufstieg“ zur Supermacht gelungen, erklärt Yule. Die Kaufleute dort handelten mit Sandelholz aus Ceylon und Baldrian aus Persien. Der Staat kontrollierte den Hafen von Aden, wo die Schiffe der Gewürzhändler aus Indien anlegten. Hinzu kam – aus eigener Herstellung – Weihrauch. Luxus und Wohlleben waren die Folgen. Yule fand Weinamphoren, Reste edler Fischwürze sowie Paläste, verziert mit Sphingen und Löwen.

Auch die Sozialstruktur in Zafar mutet einzigartig an. Die Stadt besaß eine große jüdische Gemeinde. Das belegt ein Siegel mit einer Tora-Nische. Es kamen hebräische Inschriften zutage. Zugleich waren Christen vor Ort, die 354 nach Christus eine Kirche bauten. Zudem lebten in den Gassen Araber, die den alten Götzen huldigten.

Mit dem friedlichen Multikulti war es allerdings bald vorbei. Im 5. Jahrhundert stiegen die Spannungen. Arabien verwandelte sich zur Front.

Im Westen operierte waffentrotzend das Reich von Byzanz, dessen Vasallen immer weiter Richtung Wüste vordrangen. Vorneweg liefen christliche Missionare, die den Hirten vom Rand der Rub al-Chali die Lehre von der Dreifaltigkeit Gottes verkündeten.

Gegen diese Herz-Jesu-Imperialisten stand der Perserstaat der Sasaniden mit seinen Heeren aus kräuselbärtigen Gepanzerten und Bogenschützen. Im Bunde mit dieser Macht standen zum Teil die Juden, die zu Zehntausenden in den Oasen lebten.

Ost gegen West: Jeder wurde in diese Blockbildung hineingerissen.

Das gilt auch für Zafar. Um den Vormarsch der frohen Botschaft zu stoppen, konvertierten zunächst einzelne Araberkönige dort zum Judentum. Schließlich zog die gesamte Führungsschicht des Rei-



übers Rote Meer. Soldaten und Kampfelefanten setzten in ungeteerten floßartigen Schiffen nach Osten über, um das Evangelium zu verbreiten. In den folgenden Jahrzehnten eroberte seine Armee weite Teile Arabiens.

Der erste Stoßkeil zielte auf die Hauptstadt Zafar. Wie eine Himmelsfestung lag der Ort 2800 Meter hoch auf einem erloschenen Vulkan. Seine Mauern, gespickt mit Türmen und Alarmglocken, waren viereinhalb Kilometer lang. Etwa 25 000 Menschen lebten dort.



Relief des „gekrönten Mannes“ aus Zafar

ches nach. Die Leute hießen nun Jehuda oder Jussuf.

Dann griffen sie zu den Waffen. Um 520 nach Christus überfielen sie die Christenkolonie Nadschran, wo Kirchen und Klöster standen. Unzählige Gläubige wurden hingemetzelt. Die Nachricht lief als Schockwelle bis nach Europa.

Nun drehte sich die Spirale der Gewalt schneller. Denn die erbosten Byzantiner und ihre dunkelhäutigen Verbündeten in Afrika sann auf Rache. Äthiopiens König Kaleb (der goldenen Schmuck im Haar trug und sich im Elefantengespann herumfahren ließ) ging zum Gegenangriff über.

Darf man den Quellen glauben, scheiterte sein erstes Flottenmanöver kläglich. Erst als ihm Byzanz zusätzliche Kriegsschiffe zur Verfügung stellte, gelang im Jahr 525 der Sprung zum anderen Ufer des Roten Meers.

Exakt aus dieser Invasionszeit soll das Relief des „gekrönten Mannes“ aus Zafar entstanden sein. Yule deutet ihn als christlichen „Puppenkönig“ der Äthiopier.

Und die Eindringlinge setzten nach. Bald hatte Südarabiens Gotteskrieger Abraha weite Gebiete im Griff. Selbst im 2500 Kilometer entfernten Nisibis (Türkei) wollte er Bischöfe befreien, die der Feind aus Persien gefangen hielt.

Zugleich startete der Mann einen geistlichen Feldzug. Die in Nadschran zerstörten Kirchen baute er wieder auf. In Marib und Aden ließ er neue errichten.

Das schönste Gotteshaus gelang ihm in Sanaa. Es hatte vergoldete Türen und einen Thronstuhl aus Ebenholz und Elfenbein. Durch eine Alabasterplatte in der Kuppel fielen morgens die Strahlen der Sonne. Die Byzantiner unterstützten das Vorhaben, sie schickten Handwerker, Marmor und Mosaiken.

So entstand ein Wunderwerk der Baukunst, wie es ganz Arabien noch nicht gesehen hatte.

Nach dem Siegeszug des Islam im 7. Jahrhundert wurde das Gotteshaus abgerissen, ausgeschlachtet und an derselben Stelle eine Moschee errichtet – zum Teil mit Säulen aus der zertrümmerten Kirche, wie die Bamberger Archäologin Barbara Finster herausfand. Einige Prachtmosaiken kamen – gleichsam als Beutestücke – nach Mekka.

Die Feindschaft zwischen Sanaa und Mekka schwelte angeblich von Anfang an. Mittelalterliche Koranglehrte berichten, Abraha habe seine Protzkirche errichtet, um die Wallfahrer von der Kaaba wegzulocken.

Eine andere islamische Quelle erzählt, wie der Streit schließlich eskalierte: Ein erboster Mekkaner erledigte

in dem Konkurrenzheiligtum seine Notdurft, woraufhin der erzürnte Abraha seine Elefantenkrieger losschickte, um die Kaaba zu zerstören. Das gelang ihm – so die Deutung der Sure 105 – nur deshalb nicht, weil Allah eine Vogelschar mit Tonkugeln ausrüstete, die wie Geschosse auf die Christenarmee prasselten.

Alles fromme Fabeln? Historisch belegt ist immerhin, dass Abraha 552 nach Christus in der Nähe von Mekka große Razzien gegen aufmüpfige Araberstämme durchführte. Das besagt eine Felsinschrift. Einige westliche Historiker halten dieses Datum für das wahre Geburtsjahr Mohammeds: Der Gelehrte Ibn Ishak, der die früheste Prophetenbiografie verfasste, gibt an, der Verkünder des Koran sei „im Jahr des Elefanten“ geboren.

Doch merkwürdig: Der krakelige Text im Fels erlaubt die Lesart, dass der Stamm der Kuraisch (aus dem auch der Prophet hervorging) zum Teil für die Christen kämpfte. Waren es etwa Verbündete? Wurde Mohammed in eine Stadt hineingeboren, die unter dem Banner des Kreuzes stand?

Hinweise darauf gibt es. In der ältesten Chronik von Mekka, verfasst vom arabischen Historiker Asraki, wird ein christlicher Friedhof erwähnt.

Was für ein Kuddelmuddel! Im alten Arabien flossen die drei abrahamitischen Weltreligionen auf verwirrende Weise ineinander.

Am Ende siegte der Koran.

Doch vieles liegt im Dunkel. Erschwert wird der Durchblick auch, weil die Geburt des Islam in eine Zeit schwerster Not fiel. Klimadaten aus den Tropfsteinhöhlen in Oman belegen, dass im Süden der Arabischen Halbinsel Mitte des 6. Jahrhunderts eine ungeheure Trockenheit herrschte. Hinzu kommt eine Pestepidemie, die 541 begann und den gesamten Orient erfasste. Es folgten weitere Seuchenschübe mit Abertausenden Toten.

Es sind diese Schrecknisse, die wahrscheinlich den Untergang von Zafar auslösten. Die „fragile Ökologie des Hochlands“ sei wegen der Dürre jäh zusammengebrochen, vermutet Yule. Vieh verdurstete, Scheunen blieben leer.

Ob der Forscher mit seinem Verdacht richtigliegt? Immerhin: Auch der kleine Mohammed war von Krankheiten und Hunger bedroht. Ibn Ishak erzählt, dass sich seine Amme große Sorgen machte, als sie den Knaben zurück in seine Heimatstadt bringen sollte.

Der Grund: „Pest in Mekka“.

MATTHIAS SCHULZ



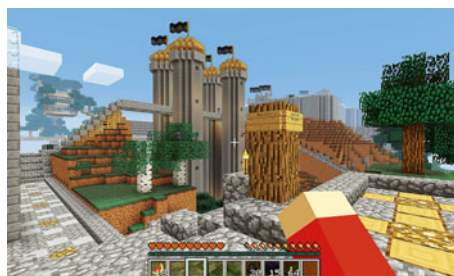
Video: Matthias Schulz über das Königreich im Jemen

spiegel.de/app512012himjar
und in der iPad-App

DIGITALKULTUR

Magmacreme aus Lohenstaub

7000 Fans von „Minecraft“ kamen im Pariser Disneyland zusammen. Sie feierten eines der beliebtesten Computerspiele, dessen Reiz in seiner Schlichtheit liegt.



Szenen aus „Minecraft“: Welche Zivilisation schuf die verstaubten Bibliotheken mit ihren

Am Anfang war der Block. Und der Block maß 16 Pixel in alle Richtungen. Und Notch machte 256 Arten von Blöcken, feste und flüssige. Und er nannte die festen Blöcke Erde, Sand, Gestein, Kies und Kohle, die flüssigen Wasser und Lava. Über den Himmel ließ er eckige Wolken ziehen und auf der Erde eckige Bäume wachsen. Und Notch sah, dass es gut war.

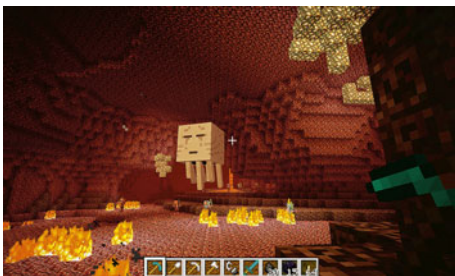
Als „Höhlenspiel Tech-Test“ stellte der damals nur anderen Spieleentwicklern bekannte Programmierer im Mai 2009 eine kurze Videosequenz ins Netz. Wer mochte, konnte Woche für Woche aktu-

elle Weiterentwicklungen herunterladen und über Datenstrukturen fachsimpeln. „Heute nur ein kleines Update, muss mal schlafen“, ließ Notch zuweilen verlauten.

Was aus dem Projekt „Minecraft“ werden würde, hätte sich Notch, 33, dessen bürgerlicher Name Markus Persson lautet, wohl kaum vorstellen können. Als der Schwede zu einem Treffen ins Disneyland Paris einlud, waren die 7000 Tickets innerhalb von Stunden ausverkauft. Unter den Fans, die am letzten Novemberwochenende zusammenströmten, sind die Hacker und Frickler in die Minderheit geraten:



Persson-Auftritt auf der Minecon 2012 bei Paris



magischen Büchern, welchem finsternen Zweck dienen die vergitterten Verliese?

Achtjährige ließen auf der Minecon 2012 ihre Eltern stundenlang an den Fanartikel-Verkaufsständen anstehen. Volljährige jagten unterdessen Autogrammen von Entwicklern und prominenten Spielern hinterher. In einer Mischung aus Techno-Party und Kirchentag feierte sich die Spielergemeinde.

Mit rund 18 Millionen verkauften Spielen läuft das auf den ersten Blick simple Konstrukt etablierten Spieleplattformen wie „World of Warcraft“ den Rang ab. Allein die Version für Microsofts Xbox 360 wurde seit ihrem Erscheinen im Mai viereinhalb Millionen Mal verkauft.

„Ich weiß auch nicht mehr so genau, was mich damals fasziniert hat“, meint Daniel, 22. Der Informatikstudent aus Aachen zählte zu den Usern der ersten Alphaversionen. „Damals konnte man kaum etwas machen, außer im Spiel herumzulaufen. Aber irgendwie war es mal ganz was anderes.“

Persson feilte an einem Weltgenerator: Aus den Grundblöcken setzt mathematisch gesteuerter Pseudozufall das Gelände zusammen. Dank der groben Struktur kann selbst simple Hardware Perspektive und Beleuchtungseffekte in Echtzeit berechnen.

Alle paar Wochen ließ Notch die Tester über die nächsten Features abstimmen. Dann erfüllte er die Wünsche nach Urwald, Wüste und Schneelandschaft. Die Flora umfasste bald verschiedene Typen von Bäumen und Blümchen. Die Evolution der Fauna brachte Schweine, Hühner und Wölfe hervor.

Schon einen Monat nachdem er seine erste Protowelt vorgestellt hatte, verkündete Persson: Wer jetzt für seinen Account einen bescheidenen Obolus entrichtete, werde später auch das fertige Spiel erhalten – und das Erstaunliche geschah: Die ersten Zuschauer zückten ihre Kreditkarte.

Erst Anfang 2010 nahm jenes Feature Gestalt an, das dem Spiel Sinn und Namen gibt: das „Crafting“ (zu Deutsch: Basteln). Es ermöglicht der Spielfigur, aus den Rohstoffen der virtuellen Welt Werkzeuge zu fertigen, mit denen sie den Pixelplaneten umgestalten kann. Die Holzeinheiten gerodeter Bäume lassen sich in „Bretter“ und „Stöcke“ verwandeln. Durch korrekte Anordnung auf einer „Werkbank“ entstehen einfache Werkzeuge wie Hacke oder Schaufel, mit denen ihr Besitzer ins Erdreich vorstoßen kann. Dort entdeckt er Adern von Kohle, verschiedenen Erzen und Edelsteinen, die ihm die Vervollkommenung seines Arsenal ermöglichen, bis hin zur robusten Diamantspitzhacke.

Der Minenarbeiter muss den virtuellen Hungertod durch das Erlegen von kubistischen Kühen und anderen Kastentieren abwenden und sich ein Heim errichten. Dabei ist Eile geboten, denn im Zehn-Minuten-Takt wechseln bei „Minecraft“ Tag und Nacht. Im Schutze der Finsternis schleichen sich stöhnende Zombies, mit Pfeil und Bogen bewaffnete Skelette, tödliche Giftspinnen und explosive grüne „Creeper“ heran. Bevor die quadratische Sonne unter- und der ebenso quadratische Mond aufgeht, sollte man sich also einen ersten Unterschlupf gebaut haben und in den folgenden Tagen Schwert und Rüstung schmieden.

Was bei etablierten Software-Firmen Hunderte Mitarbeiter erfordert, erledigten die Spieler hier in ehrenamtlicher Selbsthilfe: Sie fertigten Videos mit „Minecraft“-Strategietipps. Durchblicker starteten ein eigenes Wiki zur Erklärung der immer komplexer werdenden Spielabläufe. 200 Crafting-Rezepte listet das vielsprachige Nachschlagewerk inzwischen für Werkzeuge von der Axt bis zur Karottenrute („zum Steuern eines berittenen Schweins“) auf. Zahlreiche „Tränke“ verleihen der Spielfigur besondere Fähigkeiten. Sie zu brauen erfordert diverse Zutaten wie Magma-creme aus Lohengraß und Schleimball.

Der Schöpfer fand nie Zeit, seine Jünger über solche Feinheiten aufzuklären. „Die haben das wohl durch Rumprombie-

ren herausbekommen“, vermutet Notch, „und manche werden den Programmcode analysiert haben.“

Rege wird auch „Minecraft“-Exegese betrieben: Unter Tage schlummern Reste von Minenschächten, in denen wohl Altvordere Gleise und Loren zurückgelassen haben. Welche untergegangene Zivilisation schuf die verstaubten Bibliotheken, deren magische Bücher in der richtigen Anordnung Schwerter schärfen? Welchem finsternen Zweck dienten die vergitterten Verliese, die der Besucher im Fackelschein erkundet?

„Keine Ahnung“, meint Notch. „Ich wollte nur eine bestimmte Stimmung erzeugen. Der Rest ist der Phantasie des Betrachters überlassen.“

Das mag die hypnotische Anziehungskraft erklären, die das Projekt rasch entwickelte. Als der Stand von Perssons PayPal-Konto im Spätsommer 2010 auf die erste Million Euro zustrebte, sperrte ihm der Bezahl-dienst den Zugang wegen „verdächtiger Transaktionen“. Da hatte er gerade seine anderen Jobs hingeschmissen und suchte Mitarbeiter für seine eigene Firma Mojang.

Irgendwann überwand das „Minecraft“-Virus die Artengrenze zwischen Techies und der Normalbevölkerung. Rund neun Millionen Videos listet YouTube inzwischen zu dem Stichwort. Stolz Baumeister präsentieren Ritterburgen und Raumschiffe oder Nachbauten des Berliner Reichstags oder detailgetreue Großflughäfen. Die aufwendigen Musikvideos von „CaptainSparklez“, in denen Klotzköpfe die Rollen von Weltstars wie Usher oder Coldplay übernehmen, sind teilweise beliebter als die Originale.

Zwar gibt es mittlerweile auch ein fieses Obermonster, das erst nach dem Sammeln diverser schwer aufzutreibender Utensilien zu besiegen ist, aber das eigentliche Ziel von „Minecraft“ bleibt das Spielen an sich. Wenn man der Konvention folgt, dass ein „Minecraft“-Block einen Meter misst, dann könnte ein Spieler, der unermüdlich im Gelände herumläuft, ein Gebiet von etwa der achtfachen Oberfläche der realen Erde errechnen lassen. „Außer mir hat den Rand einer Welt vermutlich noch niemand gesehen“, sagt Notch und verrät: „Da ist einfach nur eine Klippe, wo alles endet.“

Trotzdem ranken sich Legenden um die „Far Lands“. Als Forschungsreisen-



„Minecraft“-Spieler auf der Minecon: Hypnotische Kraft

der hat sich besonders „kurtjmac“ hervor getan. Er dokumentiert seine Wanderung an den Weltrand in YouTube-Videos und nutzt die Gelegenheit, seine Zuschauer zu Spenden für „Child's Play“ aufzurufen. Die Organisation versorgt Kinder in Krankenhäusern mit Konsolen und anderem Spielzeug. Rund 90 000 Dollar sind nach Angaben kurtjmacs schon geflossen.

Auch wenn Mojang jetzt eine echte Firma ist, bleibt die Definition ihres Hauptprodukts diffus. Seit den frühen Tagen hat sich eine rege Szene von „Mod“-Erfindern etabliert, die auf eigene Faust am Programmcode herumstricken. Ihre Modifikationen bereichern die „Minecraft“-Welt um Hightech-Gim-

micks wie Raketenrucksäcke oder exotische Tiere.

Das „Minecraft“-Programm kostet derzeit 19,95 Euro, aber die Server-Software ist nach wie vor umsonst. Nicht zu überblicken ist folglich die Menge der Rechner, auf denen sich Gleichgesinnte zum gemeinsamen Buddeln und Basteln versammeln. Schulfreunde treffen sich nachmittags auf dem spontan in der Kleingruppe vernetzten Heimrechner, doch ultimatives Prestige verleiht die Herrschaft über eine öffentlich zugängliche Welt.

Hier kann die Kaste der privilegierten Administratoren Baugrundstücke an das gemeine Volk verteilen. Sie formulieren Satzungen, die an die Regeln von Schrebergärten gemahnen. Größere Bauvorhaben sind meist genehmigungspflichtig. Auf dem minecraft.de-Server stellen Mitglieder gern „Betreten auf eigene Gefahr“-Schildchen auf, wenn sie etwa eine Grube ausheben, in der Unerfahrene prompt zugrunde gehen. „Das Zurücklassen fliegender Baumkronen, zerstörter Berge oder sandloser Strände wird geahndet“, droht der Betreiber.

Für Freunde blutiger Egoshoooter gibt es Nachbauten bekannter Ballerspiele. Andersorts finden stündlich Wettkämpfe im Stil der aus Roman und Film bekannten Hunger Games statt. Kenner bauen Industrieanlagen und goutieren die Videos von „Redled72“, der im Duktus eines Volkshochschuldozenten erläutert, wie er dank ausgeklügelter Steuerung seine Atomreaktoren vor der Kernschmelze schützt.

Notch hat sich vergangenes Jahr aus der aktiven „Minecraft“-Programmierung zurückgezogen und ein vierköpfiges Kernteam eingesetzt, das alle Hände voll zu tun hat, um die zahlreichen Baustellen im Programm zu beackern.

Das finnisch-amerikanische Start-up TeacherGaming entwickelt spezielle Erweiterungen, mit denen auch weniger technikaffine Lehrkräfte maßgeschneiderte Welten erstellen können, in denen zum Beispiel Geometrie und Kartografie geübt werden.

Der Schotte Stephen Reid bringt Lehrern bei, wie sie Schülern in der Spielwelt sogar trockene Themen wie die Wahrscheinlichkeitsrechnung experimentell nahebringen können. In seinen „Minecraft“-Stunden legen Kinder Farmen an und analysieren die Transportwege der Nahrungsmittel in weit entfernte Städte.

So manches verblüffte Elternteil er tappt allerdings seinen zehnjährigen Sprössling, der gerade noch beschauliche Blockhütten und Kuhställe errichtete, dabei, wie er Kommandos in sein Skype-Headset ruft: „Alter, Scheiße, ich bin gleich tot, gib mir 'ne Axt – los, gib mir 'ne Axt!“

MINECRAFT

Verkaufszahlen weltweit:

PC-Spiele
(Mac/Windows)

8,3 Mio.

Mobile Version
(iOS/Android)

5,0 Mio.

Konsolenspiele (Xbox)

4,5 Mio.

DER SPIEGEL

Der Reader™ von Sony im Geschenkpaket

Lesefreude schenken mit eBook.de

eBook.de wünscht
Frohe Weihnachten!

Inklusive
4 eBooks*



Das perfekte Weihnachtsgeschenk – eBook.de macht's einfach:

- ✓ Der neue **Reader™ (PRS-T2)** von Sony mit 3 vorinstallierten eBooks
- ✓ Zusätzlich einen **Toptitel** aus 20 SPIEGEL-Bestsellern **gratis** auswählen*
- ✓ 30 Tage **Geld-zurück-Garantie***
- ✓ **Kostenloser Geschenkservice** mit Geschenkverpackung und Grußkarte

Jetzt für nur 129 € unter: www.eBook.de/geschenkpaket

Die Zukunft des Lesens hat einen neuen Namen:
Libri.de ist jetzt eBook.de!

 **eBook.de**
Meine Bücher immer dabei

*Aktionsbedingungen: Nur an Endkunden mit Wohnsitz in Deutschland. Nur solange der Vorrat reicht. Alle Preise inkl. MwSt. Es gelten die Aktionsbedingungen, zu finden unter www.eBook.de/xmas2012



FOTOS: BEN BEHNKE / DER SPIEGEL

Trüffelsucher Sproll mit Spürhund Diana, Burgundertrüffel, Forscherkollegen Sproll und Stobbe auf ihrer Trüffelbaumplantage: „Wir sind ausgeflippt

DELIKATESSEN

Jäger des verlorenen Schatzes

Zwei Wissenschaftler haben in Schwaben und im Breisgau beträchtliche Trüffelvorkommen nachgewiesen. Sie wollen Deutschland zum Exportland für die Edelknolle machen.

Eine Schönheit ist sie nicht, doch ihren Liebhabern gilt sie als sexy; zumindest rieche sie überaus be-törend. Doch so einfach gibt sich die Be-gehrte nicht hin. Wer sie will, muss sie ausdauernd suchen.

In Deutschland stöbern nur wenige Ein-geweihte nach der runzligen Exotin. Die im Erdreich verborgene Burgundertrüffel gilt hierzulande als Seltenheit, weshalb sie auf der Roten Liste gefährdeter Tiere, Pflanzen und Pilze geführt wird.

Wann immer deutsche Feinschmecker die Sommertrüffel milligrammweise über Spaghetti hobeln oder mit ihr eine Wild-schweinterrine veredeln, wurde das Ge-wächs zuvor aus Frankreich, Italien oder Spanien importiert. 40 bis 60 Tonnen Trü-fel essen die Deutschen jedes Jahr, zu Kilo-preisen zwischen 250 und 9000 Euro.

Was wäre also davon zu halten, wenn zwei passionierte Pilzsammler nun be-

haupteten, im Südwesten Deutschlands schlummerten erhebliche Vorkommen der Edelknolle im Boden – unentdeckt und für jedermann zugänglich?

Ganz recht, das wäre für Fans der ge-hobenen Küche in etwa so lachhaft, als gäbe ein Hobbyarchäologe vor, beim Bud-deln im Bayerischen Wald auf unerschlos-sene Ölquellen gestoßen zu sein.

Der Diplomforstwirt Ulrich Stobbe, 32, und der Betriebsschlosser Ludger Sproll, 49, veröffentlichten ihren Überraschungsfund allerdings jüngst in der Fachpublika-tion „Fungal Ecology“ und untermauerten die These vom Trüffelreichtum im deut-schen Boden mit fünfjähriger Feldfor-schung. An 121 Stellen im Südwesten fan-den die beiden sieben verschiedene Trü-felarten. Allein die beliebte Burgundertrü-fel bargen die beiden an 116 Fundstellen.

Zunächst hatten Stobbe und Sproll das Gefühl, als hätten sie in der S-Bahn einen

prallvollen Geldkoffer gefunden. Die Ver-lockung war groß, die Ernte für viel Geld auf dem Markt zu verkaufen. „Das sag ich ganz ehrlich“, gesteht Sproll.

Die beiden Pilzfreunde widerstanden. Stattdessen entschied sich Stobbe, der an der Universität Freiburg Forstbotanik stu-dierte, seine Leidenschaft zum Gegen-stand wissenschaftlicher Erkundung zu machen. Er schlug seinem Professor die Trüffelforschung als Thema einer Diplomarbeit vor – und der reagierte zu Stobbes Verblüffung begeistert.

Zu Beginn ihres Trüffelprojekts im Jahr 2007 allerdings herrschte in Bezug auf das erdige Gewächs zunächst bloße Ahnungslosigkeit. Bekannt war Stobbe und Sproll eigentlich nur, auf welche Weise sich der Pilz im Wald verbreitet: Angelockt von dem intensiven Duft der Knollen graben Wildschweine, Mäuse und Eichhörnchen die Delikatesse aus, fressen sie auf und scheiden an anderer Stellen die unver-dauten Sporen wieder aus. Unter günsti-gen Umständen entsteht an dieser Stelle eine neue Pilzkultur. Doch was sind güns-tige Umstände?

Immerhin kursierte allerhand Halbwis-sen. Nur wo Eichen stehen, hieß es, seien Trüffel zu finden. Baum und Pilz gehen eine Partnerschaft zum wechselseitigen Nutzen ein: Mit Hilfe des Pilzgeflechts gelingt es dem Baum besser, Wasser und Nährstoffe aus dem Waldboden zu sau-



vor Freude“

gen. Die Trüffel erhält dafür stärkende Zuckerverbindungen.

Fündig wurden sie dann zuerst nicht im Waldboden, sondern in der Bibliothek: Bereits 1891 hatte der Mykologe Rudolph Hesse in seiner Monografie „Die Hypogaeen Deutschlands“ den Bestand deutscher Trüffel recht genau beschrieben. Das Forscherduo grub zudem mehr als hundert Jahre alte Rezeptbücher aus, in denen das einst vorhandene Wissen um die deutschen Trüffel belegt ist.

Damals war die Knolle fester Bestandteil der bürgerlichen Küche. Fleischer mischten die Findlinge aus dem Lehm Boden in die Leberwurst. Hausfrauen schoben mit dem Pilzgewächs gefüllte Poularden in den Ofen, um das Geflügel zu aromatisieren. Nach dem Garvorgang landeten die Trüffel im Kompost. Irgendwann jedoch versiegte die Kenntnis um die heimische Kostbarkeit, und die Trüffel verschwanden vom Speiseplan.

Als Jäger dieses verlorenen Schatzes zogen die beiden los, ohne Kartenmaterial, ohne Anhaltspunkt auf Trüffelvorkommen, aber mit Diana an ihrer Seite. Sie zählt zur Rasse der Französischen Vorstehhunde, die besonders gut darauf trainiert werden kann, Trüffel zu erschnüffeln. Pilzfan Sproll hatte sie erstanden, als er sich in Umbrien zum staatlich geprüften Trüffelsucher hatte ausbilden lassen.

Auf dem Schönberg am südlichen Stadtrand von Freiburg nahm Diana dann erstmals Witterung auf. Das Tier kam zurück mit einer Knolle im Maul, die aussah wie eine verkohlte Avocado. Das Fundstück war winzig, kaum der Rede wert. Doch Sproll bekennt: „Wir sind ausgeflippt vor Freude.“

Fast täglich fuhr Sproll nun die hundert Kilometer von der Schwäbischen Alb nach Freiburg. Dass direkt vor seiner Haustür weit größere Trüffelvorkommen in der Erde schlummerten, ahnte er ja noch nicht.

Hunderte Stunden irrten die beiden durchs Gelände, um so die geografische Ausbreitung der Burgundertrüffel in Deutschland zu erlaufen. Auch Stobbe hatte sich inzwischen einen Trüffelhund gekauft. Die Tiere begrenzten den Arbeitstag; fünf Stunden halten sie durch, an sehr kalten Tagen weniger.

Wären Schweine nicht besser für die Suche geeignet? „Das ist ein Mythos, halten Sie mal eine Sau mit 150 Kilo im Hang“, sagt Sproll. Zudem versetzt der Trüffeleruch die Wutzen in Fresslaune. Schon im 19. Jahrhundert warnte der Botaniker Carl Adolf Emmo Theodor Bail: Das Schwein habe „den großen Nachteil, dass es, falls es nicht sehr aufmerksam beobachtet wird, die Trüffel auffrisst, von denen es daher, sobald es eine gefunden hat, mit Geschrei oder Misshandlungen verjagt werden muss.“

Hunde hingegen apportieren verlässlich die gesuchte Frucht. Sproll und Stobbe führen ihre Begleiter an die Plätze, an denen sie Vorkommen vermuten. Die Feinsuche übernehmen die Tiere. Nur ab und zu mindert die Buddelei nach einer Maus die Konzentration.

Noch rätseln die beiden Knollensucher über die genauen Vorlieben des Pilzes. Warum gelehrt er am einen Fleck, 20 Meter daneben aber nicht?

Doch immerhin besitzen Stobbe und Sproll nun nach drei Jahren und Tausenden Laufstunden im Wald eine Art Schatzkarte, für die etliche Feinschmecker und Pilzfanatiker mutmaßlich morden würden. Penibel verzeichnet sind darin alle Fundorte, welche die beiden Forscher aufgestöbert haben.

Kenner dürfte schmerzen, dass die dort herangereiften Kostbarkeiten wohl allesamt ungenutzt im Boden verrotten werden. Denn einer Ausbeutung wird auch künftig der Naturschutz entgegenstehen.

Dabei sagen die beiden Knollenforscher der Burgundertrüffel im Südwesten Deutschlands eine große Zukunft voraus. Das hänge vor allem mit den geografisch

verschiedenen Reifezeiten der Burgundertrüffel zusammen.

In Frankreich, Italien und Spanien wachsen die Knollen im Sommer heran. „Bei denen schlägt aber gerade zu dieser Zeit die Unbill des Klimas zu. Und gibt es eine Überschwemmung, ist das der Tod der Trüffel“, erklärt Sproll.

Anders in Süddeutschland, wo der Unterweltpilz von Oktober bis Februar gedeiht. Selbst unter einer hohen Schneedecke reift er unverdrossen heran.

So ergibt sich die paradoxe Lage, dass Frankreich seinen inzwischen arg dezimierten Bestand weiter plündert, während Deutschland seine beträchtlichen Ressourcen unangetastet lässt.

Stobbe und Sproll haben aber einen Plan, wie Deutschland mittelfristig doch noch zur Exportnation im Trüffelhandel aufsteigen könnte. Die Idee dazu kam ihnen im Biergarten, als Suchhund Diana die Schnauze in einen schmalen Grünstreifen bohrte. Wenig später kehrte der Hund mit wedelndem Schwanz und einer Trüffel im Maul zurück, und sein Herrchen war um eine sehr einfache Erkenntnis reicher: Trüffel brauchen zum Wachsen gar keinen Wald.

Seitdem betreiben Stobbe und Sproll neben ihrer Forschungsarbeit einen Vertrieb für Trüffelpflanzen. Neben der Eiche, so viel wissen die beiden inzwischen,

eignen sich auch der Haselnussstrauch und die Buche als Wirtsbaum.

In mehrjährigen Versuchen fand das Team eine erfolgreiche Rezeptur, mit der sich Bäume mit Trüffelpflanzen regelrecht impfen lassen. Von ihren Schöpfern wird diese Mischung nun ähnlich sorgsam gehütet wie die Cola-Formel von dem bekannten Brausehersteller.

In vollem Ernst empfehlen Sproll und Stobbe Landwirten, die Umstellung auf Trüffelanbau zu erwägen. In Betracht dafür kommen nach ihrer Ansicht Flächen im ganzen Bundesgebiet (siehe Karte). Sie verweisen darauf, dass selbst in Rostock schon vereinzelt Knollen gesichtet wurden.

Über die fabelhaften Bedingungen für das Trüffelpilzwachstum hierzulande kann Ludger Sproll in aufgeregter Tonlage referieren. Doch dann hält der Mann, der eigentlich sehr einfache Genüsse liebt, inne. Ein wenig nachdenklich sagt er: „Ja klar, die Trüffel riechen wahnsinnig intensiv. Aber eigentlich schmecken die doch nach gar nichts.“

FRANK THADEUSZ



AUTOINDUSTRIE

Zweite Karriere der Laterne

Würden mehr Steckdosen am Straßenrand dem Elektroauto zum Durchbruch verhelfen? Staatliche Subventionen zu diesem Zweck scheinen wenig ratsam.

Die Frage, wo der Laternenparker denn seinen Strom tanken soll, wenn endlich elektrisch gefahren wird, zählt zu den bislang ungelösten Rätseln der Auto-Energiewende. Dabei scheint die Lösung auf der Hand zu liegen: Die Infrastruktur ist schon da; sie steckt in der Laterne.



ROBERT LEHMANN

Ubitricity-Ladestation in Berlin: Langsam wachsende Infrastruktur

Straßenbeleuchtungen verfügen gemeinhin über einen Stromanschluss, erfüllen also die wichtigste Voraussetzung für die Installation einer Steckdose. Obendrein stehen sie auch noch da, wo Autos parken: am Straßenrand.

Diesen Systemvorteil zu nutzen, erbetet sich das Berliner Start-up-Unternehmen Ubitricity. Es hat eine Steckdose entwickelt, die sich in den Servicedeckel des Laternenmasts integrieren lässt. Sie kann sich selbst ein- und ausschalten und verfügt über einen Sensor, der erkennt, ob ein autorisierter Kunde an ihr zapft. Erkennungscode und Abrechnungssoftware bringt der Stromtanker mit dem Ladeka-

bel mit. Die Materialkosten am Mast schätzt Ubitricity auf weniger als hundert Euro, diejenigen für das schlaue Kabel auf etwa den doppelten Betrag.

Die Lösung müsste ganz im Sinne eines Beratergremiums der Bundesregierung sein, das sich „Nationale Plattform Elektromobilität“ nennt und das Ziel hat, Deutschland zum „Leitmarkt“ in diesem Sektor zu machen. Die Fachleute, unter anderem aus Auto- und Stromwirtschaft, plädierten in ihrem jüngsten Bericht dafür, „die Ladeinfrastruktur volkswirtschaftlich zu den geringstmöglichen Kosten“ bereitzustellen.

Allerdings setzen die Experten auf eine andere Art von Ladestation. Sie wird von Stromriesen wie RWE und E.ON angeboten, ähnelt eher der bekannten Benzin-Zapfsäule und kostet je nach Installationsaufwand bis zu 9000 Euro. Im Jahr 2020 sollen 150 000 öffentliche Stromzapfanlagen in Deutschland stehen. Gefordert wird mithin eine Milliardeninvestition,

mit die Vollausrüstung des öffentlichen Parkraums mit Steckdosen sinnvoll erscheinen zu lassen.

Die Behauptung, die Elektromobilität komme nur deshalb nicht in Gang, weil es an Infrastruktur und Subventionen fehle, beruht auf einem Denkfehler, den nichts besser offenbart als ein Rückblick auf die Gründerjahre des Automobils.

Die Erfinder Daimler und Benz waren Start-up-Unternehmer ohne Lobby, ihre Produkte den Herrschenden suspekt: Englands Königin Victoria nannte das Auto „ein ganz und gar unangenehmes Beförderungsmittel“, Kaiser Wilhelm II. setzte aufs Pferd. Es gab keine nationalen Plattformen, keine Subventionen und noch lange keine Infrastruktur von Benzintankstellen. Diese entstand erst über Jahrzehnte, in denen kluge Ingenieure das Auto gegen alle Widerstände zu einem immer attraktiveren Produkt fortentwickelten.

Genau diesen beschwerlichen Weg wird das Elektroauto auch gehen müssen. Er führt, darüber herrscht inzwischen Konsens, über den Hybridantrieb. Die Kombination aus Elektro- und Verbrennungsmotor wird als Brückentechnik noch lange Bestand haben. Ihr Charme besteht darin, dass das Auto nicht stehen bleibt, wenn die Batterie leer ist.

Das reine Elektroauto hat nach wie vor ein Doppelpassel: Es besteht in der begrenzten Reichweite und der langen Ladezeit. Einen E-Fahrer, der ohne Strom liegenbleibt, macht die Steckdose am Laternenmast kaum glücklicher, denn das Nachtanken dauert Stunden. Batterien, die binnen Minuten eine volle Ladung Strom aufnehmen wie ein Tank das Benzin, sind noch lange nicht serienreif. Und der Versuch, das Problem mit Akku-Wechselstationen zu lösen, endete im ökonomischen Fiasko.

Technisch plausibel und aussichtsreich ist dagegen die Weiterentwicklung des Hybridautos zum Plug-in-Hybriden, der kurze und mittlere Strecken rein elektrisch bewältigt. Er kann Strom aus der Steckdose tanken, ist ohne diese aber nicht aufgeschmissen, weil er auch einen Verbrennungsmotor hat.

Als erste Besitzer solcher Autos kommen Menschen in Frage, die zu Hause eine Garage mit Steckdose haben. Von diesen gibt es eine hinlänglich große Zahl, um dem Plug-in-Hybriden nach einiger Zeit zu einer Stückzahl zu verhelfen, die dann den Ausbau eines öffentlichen Steckdosennetzes wirtschaftlich sinnvoll machen könnte. Die elektrische Infrastruktur kann somit – wie einst das Tankstellennetz – ohne Druck und ohne Subventionen langsam wachsen.

Die zweite Karriere der Straßenlaterne als Futterstelle für Autos könnte dann beginnen.

CHRISTIAN WÜST

welche die Experten der Beraterplattform nur für realisierbar halten, „wenn geeignete Rahmenbedingungen und entsprechende Finanzierungskonzepte vorliegen“. Kurzum: Subventionen sollen her.

Vieles ist noch unausgegoren im Lobbyzirkus um die Elektromobilität, und es bleibt zu hoffen, dass die öffentlichen Geldgeber sich hüten werden, Steuermilliarden in ein völlig überteuertes Infrastrukturprojekt zu stecken, für dessen Aufbau obendrein nicht die geringste Dringlichkeit besteht. Bis heute hat kein Autohersteller der Welt ein Elektromobil vorgestellt, das dazu taugen könnte, einen Massenmarkt zu erschließen und da-

DAS SPIEGEL-SPENDEN-ABO

DER SPIEGEL

Mit Ihrem Abo unterstützen Sie die Gemeinschaftsinitiative des SPIEGEL und der SOS-Kinderdörfer weltweit für Schulkinder in Nepal. **Danke!**



SOS
KINDERDÖRFER
WELTWEIT

Tashi und Denga lieben Erdkunde.

Sie lieben Erdkunde, weil jede Unterrichtsstunde ein Schritt heraus ist. Ein Schritt heraus aus der kleinen Dorfgemeinschaft und hinein in eine Welt, die so spannend ist. Sie freuen sich, wenn die Lehrerin von Löwen in Afrika und Gletschern in Südamerika erzählt. Aber sie hören auch gut zu, wenn von Europa die Rede ist, wo Menschen schon so viel länger zur Schule gehen als in Nepal. Tashi und Denga* wissen, dass sie großes Glück haben, als nepalesische Kinder überhaupt

eine Schule besuchen zu dürfen. Sie sind fleißig, jeden Tag – weil sie die Chance auf ein selbstbestimmtes Leben nutzen wollen, welches ihnen die Bildung ermöglicht.

Tashi und Denga haben Glück. Aber über 600 000 Kinder in Nepal haben noch nie eine Schule besucht. Helfen Sie mit! Mit einem Spenden-Abo des SPIEGEL, einem gemeinsamen Projekt des SPIEGEL und der SOS-Kinderdörfer weltweit:

- ▶ 1 Jahr den SPIEGEL lesen oder zu Weihnachten verschenken
- ▶ 1 Monat Schulausbildung für ein Kind in Nepal inkl. Schulmaterial
- ▶ Mit jedem Jahr, das Sie weiterlesen, verlängern Sie Ihre Unterstützung!



* die Namen sind durch den Verlag geändert worden.

Das SPIEGEL-SPENDEN-ABO – Dieses Abo wird Schule machen!

Die SOS-Kinderdörfer informieren Sie!



Als SPIEGEL-Abonnent erhalten Sie von SOS-Kinderdörfer weltweit ein informatives Begrüßungs-Package mit Hintergrundinfos u.a. zum Nepal-Schulprojekt. Zu diesem Zweck werden Ihre Daten an SOS-Kinderdörfer weltweit weitergegeben.

Ich lese oder verschenke den SPIEGEL für mindestens ein Jahr zum Vorzugspreis von nur € 4,- statt € 4,20 pro Ausgabe. Das Abonnement verlängert sich jeweils um ein weiteres Jahr, wenn nicht sechs Wochen vor Ende des Bezugszeitraums gekündigt wird. Der Verlag verpflichtet sich, die Leistung wie beschrieben zu erbringen. Eine Zuwendungsbestätigung erhalte ich nicht. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand.

Eine Belehrung über Ihr Widerrufsrecht erhalten Sie in der Auftragsbestätigung und unter www.spiegel.de/widerrufsrecht

☐ Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag, die manager magazin Verlagsgesellschaft oder die New Scientist Deutschland GmbH künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert.

Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Anschrift des Bestellers: (Bitte unbedingt ausfüllen)

☐ Frau
☐ Herr
Name, Vorname

Straße, Hausnummer PLZ Ort

Telefon (für eventuelle Rückfragen) E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ich bezahle bequem per Bankeinzug:

BLZ Konto-Nr. Geldinstitut, Ort

X SP12-322

Datum, Unterschrift

Anschrift des Beschenkten: (Bitte ausfüllen, falls DER SPIEGEL verschenkt wird)

☐ Frau
☐ Herr
Name, Vorname

Straße, Hausnummer PLZ Ort

SP12-323

Einfach Coupon senden an:
DER SPIEGEL, Kunden-Service, 20637 Hamburg

Telefon 040 3007-2700
Aktionsnummer SP12-322 oder SP12-323

Fax 040 3007-857085
Einfach Coupon ausschneiden und faxen



Die hohe Kunst der Lüge

Ein Paar, dessen Paarsein sich auf Lug und Trug gründet, ein Paar, das Schwindel zur Geschäftsgrundlage gemacht hat: Davon erzählt die schottische Autorin A. L. Kennedy in „Das blaue Buch“. Arthur und Beth waren einst mit einer Show als Geisterbeschwörer durch die britische Provinz unterwegs. Beth als Assistentin im Saal entlockte den Neugierigen, die dafür zahlten, die nötigen Informationen, Arthur als Medium auf der Bühne, ließ mit Grabesstimme die Toten zu ihren Hinterbliebenen sprechen. Nach ein paar Jahren hielt Beth den Betrug nicht mehr aus und flüchtete in glanzlose Normalität. Doch die Liebe und die Angst vor der Liebe, die sie

an Arthur band, waren damit nicht besiegt. Er, der „perfekte Lügner“, reüssierte inzwischen mit Feingefühl und Schamanenzauber als Trauertherapeut, besonders bei untröstlichen Millionärswitwen, und alle paar Monate, wenn er Beth verschwörerisch auf ein Hotel-Wochenende einlud, folgte sie seinem Lockruf. „Lust und Schmerz und sofortige Bezahlung für beides.“ Dies-

mal hat er sie (samt ihrem nichtsahnenden Lebensgefährten) zu einer Luxus-Schiffsreise von Southampton nach New York eingeladen. Die Fahrt in einem schwimmenden „Greisentreibhaus“ bei Sturm liefert den komischen Rahmen zu einem ziemlich unerbittlichen Roman: In Rückblenden und Exkursen, deren Wucht das Buch manchmal zu sprengen droht, erzählt er von Beth und von Arthur und dann, in der Gegenwart, von der kamikazemäßigen Entschlossenheit, mit der Beth alles an Lüge, Schein und Betrug zwischen ihnen niederreißt, um zum Traum- und Schmerzenskern ihrer Idee von wahrer Liebe durchzustoßen. Das ist erzählerisch tollkühn, zaubertreich und überraschend, wenn am Ende aller Irrungen, wie einst bei Charles Dickens, ein regelrechtes Familiengeheimnis enthüllt wird: Es steckt in einem „Blauen Buch“ im Buch.



A. L. Kennedy
Das blaue Buch

Aus dem Englischen von Ingo Herzke. Carl Hanser Verlag, München; 368 Seiten; 21,90 Euro.



POP

Im Rolls über den Wolken

Das Weihnachtsalbum ist eine der großen Institutionen des Popmarkts, jeder Star, der etwas auf sich hält, bringt irgendwann eins auf den Markt. Wichtigste Regel: Angst haben, gilt nicht.

Album-Cover „CeeLo's Magic Moment“

Die Platte muss wirklich sein wie Weihnachten – voll großer Gefühle, schön, kitschig, hysterisch, abgründig und traditionsbewusst. Lange ist das niemandem mehr so überzeugend gelungen wie dem Soulsänger Cee-Lo Green, die eine Hälfte von Gnarls Barkley, mit „CeeLo's Magic Moment“. Nicht nur, weil er mit seiner kompakten Figur ohnehin einen guten Weihnachtsmann abgibt, schließlich gleitet er auf dem Cover im Nerz mit einem Rolls-Royce voller Geschenke über die Wolken. Auch nicht, weil seine Stimme gleichzeitig voller Pathos und Schelmenhaftigkeit steckt. Denn nur wer, wie er, die Muppets, Rod Stewart und Christina Aguilera als Gäste einlädt und zum Schluss „Silent Night“ singt, der hat wirklich eine Platte für die ganze Familie gemacht.

KUNSTRAUB

Einen Cranach zum Fest

Eine der berühmtesten Madonnendarstellungen der deutschen Renaissance wird an Heiligabend 2012 wieder der Öffentlichkeit präsentiert, nachdem sie mehr als sechs Jahrzehnte verschollen war. Lucas Cranach d. Ä. hatte seine „Madonna unter den Tannen“ 1510 dem Bischof von Breslau geschenkt. Im dortigen Dom hing das ob seiner Innigkeit vielbewunderte Bild, bis es vermutlich 1946 durch eine Kopie ersetzt wurde – zunächst unbemerkt. Erst 1961, als eine Pariser Bildagentur ein Foto des Gemäldes aus dem Dom von Breslau anforderte, flog der Schwindel auf. Seit den späten sechziger Jahren wurde das Bild von verschiedenen Kunsthändlern auf dem grauen Markt angeboten. Kürzlich schenkte es, so die offizielle Version, die Erben eines Schweizer Sammlers der Diözese St. Gallen, die es wiederum der Bruderkirche in Breslau übergab, dort wird es nun im Diözesanmuseum zu sehen sein. Der Stuttgarter

Kunsthistoriker Michael Hofbauer hatte das Bild mit Infrarotreflektografie untersucht und eine Unterzeichnung entdeckt – eine weitere Bestätigung, dass es sich tatsächlich um das Original handelt. Sein Wert wird auf 20 Millionen Euro geschätzt. Die Stationen der mysteriösen Reise der „Madonna“ sind bis heute ein Geheimnis – der Fall gilt als einer der spektakulärsten Kunstkrimis der Nachkriegszeit.



Cranach-Gemälde „Madonna unter den Tannen“, 1510

AUTOREN

Girlieleaks

Für jemanden, der noch nie ein Buch geschrieben hat, ist ein Vorschuss von 3,7 Millionen Dollar ziemlich rekordverdächtig, aber Lena Dunham, 26, kann in diesen Tagen so ziemlich alles fordern. Seit ihrer im Sommer in den USA ausgestrahlten HBO-Serie „Girls“ über das Gefühls- und Sexleben von vier jungen New Yorkerinnen, bei der Dunham nicht nur die Hauptrolle spielte, sondern auch das Drehbuch schrieb und Regie führte, ist die New Yorkerin die schillernde Ikone des jungen, hippen, postfeministischen Amerika. Trotzdem stellte sich die Frage, was Dunham denn eigentlich zu schreiben plane, das dem Verlagshaus Random House 3,7 Millionen wert sei. „Not That Kind of Girl“ soll das Werk heißen, eine Art Ratgeberbuch mit stark autobiografisch geprägten Essays. Einer davon, über ihre erste Liebe, war schon im „New Yorker“ zu lesen und tatsächlich brilliant. Nun tauchte Dunhams Exposé für das Buch vergangene Woche auf der Website gawker.com auf. Man erfuhr auf 66 Seiten unter anderem, dass die Autorin fürchtet, an beginnender FUPA zu leiden („Fat Upper Pubic Area“), eine Verfettung oberhalb des Schambereichs. Weiter berichtet sie von gelungenen, mehr aber noch von misslungenen One-Night-Stands, ihren Reisen, den merk-

würdigen, arrivierten Künstler-Eltern, ihrer Psychotherapie, die sie mit sieben Jahren begonnen hat, und von absurden Gewichtsproblemen: alles in der Dunham-typischen Mischung aus Witz und Selbsthass. Nach ein paar Stunden war

das Exposé aus dem Netz wieder verschwunden: Dunham, die ihre Karriere darauf gegründet hat, ihre intimsten Erlebnisse für ihre Kunst öffentlich zu verwerthen, hatte Anwälte losgeschickt und gedroht, die Website zu verklagen.



PATRICK FRASER/GUARDIAN NEWS & MEDIA

KINO IN KÜRZE

„Die Köchin und der Präsident“

Wie mit abgespreiztem kleinem Finger gedreht ist dieser lustig überkandidelte Film nach den Erinnerungen der Leibköchin des ehemaligen französischen Präsidenten François Mitterrand. Eine Landpomeranze mit außergewöhnlichen kulinarischen Fähigkeiten (Catherine Frot) darf auf Wunsch des Staatsoberhauptes als Privatköchin im Elysée-Palast anfangen, hantiert virtuos mit Trüffeln, Kohlköpfen und Kochtöpfen und verzweifelt am Ende an den Gemeinheiten des Hofstaats. Entnervt quittiert sie den gastronomischen Dienst. Die politische

Botschaft, die Regisseur Christian Vincent aufischt, ist allerdings bedenklich: Demokratie in der Küche versaut das beste Essen.



„End of Watch“ erzählt von zwei Streifenpolizisten (Jake Gyllenhaal und Michael Peña), die im berüchtigten South Central Los Angeles auf verlorenem Posten kämpfen. Hinter jeder Tür, an die sie klopfen, kann eine geladene Waffe auf sie gerichtet sein, in jeder Wohnung, die sie betreten, können tote Junkies oder halbverweste Kinderlei-

chen auf sie warten. Regisseur David Ayer erzählt von der Schichtarbeit in der Hölle in einem rauen, dokumentarischen Stil, der dem Zuschauer immer wieder sagt: Scharfe Bilder sind gut, scharfe Waffen sind besser. Es gibt keinen Plot in diesem Film; den braucht er nicht, denn die Chronik des täglichen Irrsinns ist packend genug.



TOBIS

ZEITGEIST

Die Angst vorm bösen Wolf

Vor 200 Jahren veröffentlichten die Brüder Grimm erstmals ihre Märchensammlung. Sie wurde das erfolgreichste Buch deutscher Sprache. Eine Erkundungsfahrt in unsere dunkle Seele. *Von Matthias Matussek*



„Rotkäppchen“-Motiv des israelischen
Fotografen Shlomi Nissim

Stellen wir uns vor, nur eine anarchistische Sekunde lang, dass sich Carmen Nebel verblättert in einer der großen Weihnachtsgalas dieser Tage. Vielleicht ist ja eine böse Fee im Spiel.

Dass sie also vor den erwartungsvollen Kleinen im Lichterglanz unterm Studio-Tannenbaum aus ihrem goldenen Märchenbuch – ja, nicht das „Schneewittchen“ vorliest, sondern das hier, das viel kürzere, das Märchen vom „Eigensinnigen Kind“.

Das eigensinnige Kind, läse Nebel lächelnd, war so störrisch, dass es der liebe Gott krank werden und sterben ließ. Doch selbst aus dem Grab noch streckte es sein kleines Ärmchen heraus, immer wieder, sooft man es auch zurückstopfte. Da kam die Mutter ans Grab und haute mit einer Rute auf das Ärmchen.

Und da, so endet Frau Nebel sanft, „zog es sich hinein, und das Kind hatte nun erst Ruhe unter der Erde“. Und sie klappt das goldene Buch zu.

Temperatursturz in der Halle. Die Kinder fangen an zu weinen. Der Intendant ruft noch während der Sendung an. Die „Bild“-Zeitung fragt anderntags: „Nebel noch tragbar?“ Natürlich hagelt es Proteste von den Pädagogen- und Frauen- und fortschrittlichen Kirchenverbänden, und Frau Nebel würde die Sache dadurch verschlimmern, dass sie sagt: „Wieso, das ist doch auch von Grimm.“

Nun regen sich erst recht alle auf, weil sie spüren, dass das Märchen von schwarzer Pädagogik erzählt und, schlimmer noch, von ewiger Schuld und Verdammnis, wie in einer Parabel Kafkas, als wäre eine Falltür ins Nichts aufgestoßen.

Ganz schnell wieder vergessen!

Nicht, dass nicht auch das „Rotkäppchen“ schwarze Momente enthielte (gefressen werden durch den Wolf) oder „Hänsel und Gretel“ (ausgesetzt im Wald), aber diese lösen sich, nach Beklemmung und Prüfung und Angst, in einem Happy End auf, in diesem ewigen „Da hatten alle Sorgen ein Ende, und sie lebten in lauter Freude zusammen“.

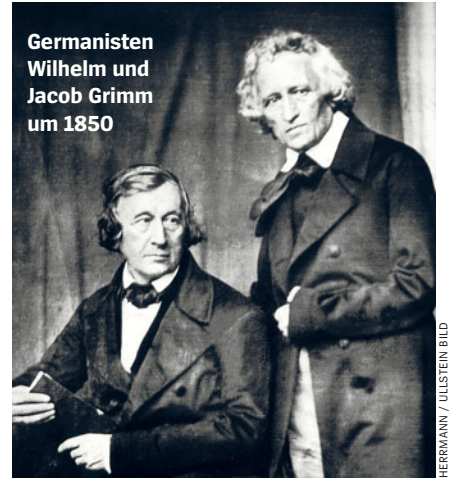
Wie wir sie lieben, die Märchen und ihren Ton, und wie oft haben wir sie unseren Kindern vorgelesen, denn sie belohnen die Guten, bestrafen die Bösen, darin liegt ihre unverschämte Utopie.

Prunksucht wird verabscheut, Bescheidenheit gelobt, Fleiß gerühmt, Tapferkeit geadelt, ein christlicher Tugendkatalog. Und ja, es gibt eine himmlische Gerechtigkeit: Da ist das Sterntalermädchen, das noch sein letztes Hemd hergibt und plötzlich von oben beschenkt wird mit einem goldenen Regen aus Talern.

Doch die Irritationen bleiben.

Märchen sind „Meteoriten in der Landschaft der Literatur“, wie sie Michael

Germanisten
Wilhelm und
Jacob Grimm
um 1850



HERRMANN / ULLSTEIN BILD

Maar in einer Monografie „Hexengewisper“ beschreibt, rätselhaft, uralte, Schöpfungsmythen spielen da hinein und sehr oft Erinnerungen an Schlachten, an die Gräuel aus dem Dreißigjährigen Krieg, an Aberglauben und Hexenverbrennung.

Am Schluss von „Wenn Kinder Schlachtens mit einander gespielt haben“ liegen alle tot herum in einer stumpfen Familientragödie wie in einer trockenen Polizeimeldung. In „Von dem Machandelbaum“ serviert die Stiefmutter den ungeliebten Sohn dem Vater als Ragout.

Wir können uns die Brüder Grimm als Seelenärzte vorstellen, die sich über ihre Deutschen beugen in der Dämmerstunde, um ihnen ihre Urerzählungen abzulauschen, die Heldendramen, Angstträume, die Schauer aus Prüfungen und Fieber, und natürlich ihre Hoffnungen. Lauschen, was allen gemeinsam ist.

Sie waren Forscher. Sie wollten den Deutschen auf den Grund. Ihre Arbeiten zur Grammatik, zur Mythologie, vor allem ihr monumentales Wörterbuch schufen Grundlagen für das Fach „Germanistik“. Dass aber ausgerechnet aus den Märchen des Volkes, aus Spuk und Zauber und Erlösungswünschen, die Fundamente der Nation gebaut werden sollten, ist doch die schönste romantische Pointe.

Überall in Europa war damals, im 19. Jahrhundert, das nationale Fieber ausgebrochen. Befreiungskriege, Freiheitskämpfe, Menschenrechte – Kapital und Bürgertum drängten in eine nachfeudale Welt. Doch in Deutschland war der Wunsch nach nationaler Einheit, der ein linker Wunsch war, nur ein Traum.

In Deutschland, das nur ein märchenhafter Flickenteppich aus Königreichen, aus kleinen und kleinsten Fürsten- und Herzogtümern war, musste die Einheit der Nation über die gemeinsame Sprache, die Poesie hergestellt werden.

Daher der romantische Silberblick aus Revolte und Reaktion. An der Schwelle

zur neuen Zeit schauten die Romantiker zurück. Bevor das Zeitalter der Industrien und der Wissenschaften übernahm, sollte noch einmal gezaubert werden. Die goldene Horde aus Jena (Schlegel, Novalis) und Heidelberg (Brentano, von Arnim) – und mittendrin die spröden Grimms –, sie alle riefen: Zum Teufel mit der Wirklichkeit, her mit den Sagen.

Gut für die Poesie, schlecht für die Politik. Woanders bluteten Freiheitskämpfer, die deutschen Dichter und Denker hingegen eroberten das „Luftreich des Traums“, wie Heinrich Heine schrieb.

Und die Romantik, diese „deutsche Affäre“ (Rüdiger Safranski), dieser Strom aus Experiment und Wahnsinn, aus Poesie und Volkstümlichkeit, aus ironischem Spott und Schwärmerei, ging in Wellenbewegungen durch die Zeiten.

Der Strom ergriff Heine und Wagner, Marx und Thomas Mann und galvanisierte die 68er in Paris, Berlin und San Francisco und machte Karriere, denn, so Ernst Bloch: „Der Marxismus, in allen seinen Analysen der kälteste Detektiv, nimmt aber das Märchen ernst, den Traum vom Goldenen Zeitalter praktisch.“

Grimms Märchen und die deutsche Romantik, darauf hat sich die Welt geeinigt, sind das Deutsche schlechthin: so uto-

pisch und sentimental, so romantisch, so zerklüftet, so mondscheinselig.

Was die Grimms beseelte, war ihr „Glaube an die Heiligkeit und Wahrheit der Kindermärchen“, und sie fanden, nur „wenig andere können so reich an frischen, ewig jungen Tatsachen sein“. Mit „Tatsachen“ meinten sie Urerinnerungen und unauflösbare Schrecken, poetische Wahrheiten und verkapselte Träume.

Heute, 200 Jahre später, in einer Zeit also, in der die Nationen wieder verlassen zu puren Wirtschaftszonen und Absatzmärkten, scheint das „deutsche Gefühl“ einen friedlichen und bunten Siegeszug des Eskapismus angetreten zu haben.

Aber ausgerechnet bei uns Deutschen überwintert das Wort „Märchen“ allenfalls in Leitartikeln, wenn die Opposition die Regierung wieder einmal der Lügen bezichtigt. Wir scheinen immun geworden zu sein gegen den Schrecken, das Heilige, das Verrückte. Haben wir aus der bösen irrationalen deutschen Geschichte so gut gelernt, dass wir auch die Träume trockengelegt haben?

Die Brüder Grimm werden in eine fiebernde Zeit hineingeboren, als Kinder eines wohlhabenden Amtmannes in Hanau (Jacob 1785, Wilhelm 1786). Re-

volutionszeit in Frankreich, Hegel und Hölderlin tanzen in Tübingen um den Freiheitsbaum.

Ihr Vater stirbt plötzlich, sie werden, verarmt, zur Tante nach Kassel gegeben, wo sie die Gymnasialzeit im Schnellgang durchlaufen. Während ihrer Marburger Studentenjahre steigt der Stern Napoleons. Europa hat einen neuen Dämon.

Im Jahre 1806, als Napoleon in Jena und Auerstedt die alte Ordnung zerschlägt, beginnen die Brüder, Märchen zu sammeln. Die Parole: Sichern, was noch zu sichern ist an mündlicher Überlieferung.

Die Grimms, was für ein Tandem. Aus Paris schreibt Jacob an Wilhelm: „Wir wollen uns einmal nie trennen.“ Und so werden sie es halten, ein Leben lang. Ihr Bruder Ludwig Emil hat sie oft gezeichnet. Jacob aufrecht, mit hoher Stirn, wie im Sturm, der kränkliche Wilhelm daneben, den Blick verträumt in eine Welt des Zaubers gerichtet.

Ob in Kassel oder in Göttingen oder später in Berlin, sie arbeiten Tür an Tür. Als ihnen der Junggesellenhaushalt über den Kopf wächst, beschließen sie zu heiraten. Eine Frau muss ins Haus. Die Wahl fällt auf Dorothea „Dortchen“ Wild, die Apothekerstochter, die ihnen Märchen lieferte. Wilhelm wird sie heiraten, fortan leben sie zu dritt, mit einer wachsenden Schar von Kindern.

Gleichzeitig wachsen die Zettelkästen, sie sind Bücherwürmer, Forscher in den Labyrinthen der Sprachen, von denen sie viele meisterhaft beherrschen. Dänische Heldensagen, serbische Grammatiken, germanische Lautverschiebungen, Sanskrit, sie interessieren sich für alles. Sie sind Europäer und sehr deutsch.

Für Barrikadenstürmerei haben sie nichts übrig und werden doch zu ersten Demokraten. Als sie gegen den König von Hannover protestieren, wird Jacob des Landes verwiesen. 1848 wird er als Abgeordneter des ersten frei gewählten deutschen Parlaments in die Paulskirche einziehen.

Doch nun, 1806, nehmen sie den Zuruf auf und sammeln Märchen. Diese gelten als Urstoff der Deutschen, dabei waren sie bei ihnen lediglich gut aufgehoben. Die Deutschen waren der Korridor Europas, sie nahmen alles auf, ob es aus Vorzeiten stammte oder aus dem Orient, vieles war aus Frankreich und Italien zugetragen, doch es waren die Grimms, die ihnen den deutschen Klang gaben, den romantischen Klang, und der ging so:

„In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat, lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön, aber die jüngste war so schön, dass die Sonne selber, die schon so vieles gesehen hat, sich verwunderte, sooft sie ihr ins Gesicht schien.“

Wilhelm, der Poesienähere von beiden, hatte hier, im Märchen vom „Froschkönig“, Hand angelegt. Der Ton macht die



1 | Nationaldenkmal der Brüder Grimm in Hanau, der Heimatstadt der Märchensammler



2 | Fachwerkhaus als Knusperhäuschen auf dem Weihnachtsmarkt von Bad Wimpfen



3 | Möbel der Brüder Grimm im Museum Haldensleben, 1963 gestiftet von der Enkelin



„Dornröschen“-Illustration aus Japan, 2003

Musik, und es war dieser Ton, der die Märchen zum Welterfolg machte.

Sie lassen sich helfen von den Töchtern des Apothekers Wild in Kassel, von der Marktfrau Dorothea Viehmann, vom Draconerwachtmeister Krause. Sie plakativieren, sie bezahlen für Märchen, für den Klatsch und die Schnurren unter Spinnerinnen und Wäscherinnen.

Sechs Jahre sammeln sie, bis die Märchen 1812 – Napoleon hatte sich gerade aus dem brennenden Moskau zurückgezogen – erscheinen.

Wie leben wir heute mit den Grimms, in Zeiten von iPad, Euro-Krise und Autobahnbrücken für Frösche, die womöglich alle verwunschene Prinzen sind?

Hinein in den finsternen Reinhardswald nördlich von Kassel, in dem sich Hänsel und Gretel verirrt haben könnten. Finstere Baumriesen unter einem fahlen Mond.

Auf einer Anhöhe ragt das Dornröschenschloss Sababurg in den Sternenhimmel, 14. Jahrhundert, später als Jagdschloss genutzt, dann abgedeckt zur Ruine, heute Hotel. Romantisch die runden

Türme, der Mond scheint in den Burghof, ein gepflasterter Weg, die rot-weißen Fensterläden unterm Weinlaub bereits geschlossen, doch der Wirt ist noch auf.

Er heißt Günther Koseck, trägt einen Trachtenjanker, Stirnglatze und spärliche Stoppeln, nicht unbedingt ein Prinz, im Gegenteil, man sieht ihm geradezu an, dass er Systemtheorie in Bielefeld studiert hat. Nun schmeißt er das System „Märchen“.

Nach dem kargen Mahl, die Küche ist zu, führt er mit Taschenlampe hinüber zum Turm, die Wendeltreppe hinauf, dann die Dornröschen-Suite mit Baldachinbett, in den LED-Strahler eingesetzt sind wie Sterne. Die Badewanne trägt ein königliches Wappen. Auf dem Bett ein Dornröschen-Erfrischungstuch mit dem Aufdruck „Gute Nacht“.

Hm. Hundert Jahre Schlaf. Nicht schlecht nach dieser Autobahnfahrt durch eine mythenlose deutsche Gegenwart, in der das Romantischste wohl das blaue Aral-Schild war, das in der Dämmerung gegen eine dickrote Sonne leuchtete.

Hundert Jahre Schlaf. Aber bitte nicht vorher wecken. Besonders nicht durch

einen Kuss – wer weiß, wie ernst der beflissene Luhmann-Fan Koseck sein Dornröschen-System nimmt.

Am nächsten Vormittag führt Koseck durch seine blanke Grimm-Welt. Überall stilisierte Märchenmotive aus Stahlblech. Froschkönig, die Bremer Stadtmusikanten, Frau Holle, Dornröschen, Aschenputtel, die Spindel mit Spinnerin – ein eher allgemeines Märchenschloss, genauer: ein vielseitig bespielbares „Genießer- und Erlebnis-Schloss“.

Vor allem aber Hochzeitsschloss mit Standesamt, und hoch oben, hinter der Burgmauer, liegt ein kleines Zaubergärtlein. Koseck legt los, er tut das schließlich zweimal an Wochenenden, auf Deutsch und auf Englisch: „Vor Zeiten war ein König und eine Königin, die sprachen jeden Tag, ‚Ach, wenn wir doch ein Kind hätten!‘, und kriegten immer keins ...“

Schon wieder Kinderlosigkeit, bestimmte Dinge ändern sich nie, und während Koseck mit leichtem Lispeln weiter erzählt, schweift der Blick über ein kupferrotes Herbstmeer, vor dem Wald auf der nächsten Anhöhe grasen Auerochsen neben Rehen und Wildpferden.

Im Märchen würde man verstehen, was sie untereinander reden. Ob es Mobbing gibt? Ob sie ahnen, dass ihre Weide bald bespargelt wird? Jawohl, die Energiewende rückt dem Märchenland auf die Pelle, „bis zu 70 Windräder sollen hierher“, sagt Koseck, alle höher als die höchste Buche.

Im Raum neben der Rezeption warten zwei japanische Mädchen zwischen Koffern auf ihr Taxi. Sie nennen die Märchen „Meruchen“, und die werden gelesen, werden verschlungen in Asien, in Taiwan, Korea, China, es sind durchweg alleinstehende Frauen, die sich mit Rosentee und Rosenmarmelade und Postkarten eindecken und vom deutschen Märchenland nach Hause schreiben.

Ja, die Grimms sind in China populärer als bei uns. Als Koseck mit seinem Dornröschenschloss zu Gast auf einer Touristikmesse in Shanghai war, berichtete „China Daily“ davon auf der Titelseite: „Dornröschen in Shanghai“.

Was sehen die anderen in uns, das wir selbst nicht mehr sehen? Sind wir blind geworden, weil es mal eine Überdosis an düsterer Märchenhaftigkeit gegeben hat? Nicht weit von hier planten die Nazis einen „Heiligen Hain“. Seither sind die Deutschen wieder traumlos. Und sie passen auf, dass es so bleibt.

In den USA heißt Dornröschen „Sleeping Beauty“. Was Brad Pitt nicht davon abhielt, einen Abstecher hierher zu machen, als er die Documenta in Kassel besuchte. Vielleicht auf der Suche nach Anregungen für die „Dornröschen“-Adaption, bei der seine Lebensgefährtin mitwirkt. Angelina Jolie spielt ausgerechnet die dreizehnte Fee, die böse, aber die

Diven scheinen Schlange zu stehen für grimmsche Charakterrollen. „Die Amis“, sagt Koseck.

Dann verabschiedet er sich an diesem strahlenden Wintervormittag unter blauem Himmel, lächelt sein schmales Systemphilosophen-Lächeln und verschwindet wieder im laubberankten Dornröschen-System.

Die Entschärfungskommandos, die den grimmschen Märchenwald nach ideologischen Tretminen durchforsteten, waren in der alternativen Pädagogik der siebziger Jahre besonders aktiv. Da wurden Kinder einerseits ermutigt, ihre Töpfchen an die Wände antiautoritärer Kinderläden zu knallen, andererseits waren sie naturhaft gute Unschuldswesen, die man vor dem bösen, autoritären Wolf schützen musste. Die Kindheit wurde gleichzeitig verkitscht und verkorkst.

Seitdem werden die Grimms umgeschrieben. Wenn Karen Duve in ihrem „Grrrimm“ das „Schneewittchen“ als „Zwergenidyll“ neu verfasst, achtet sie auf feministische Etikette. Da sind die Zwerge ein Haufen geschäftstüchtiger Männer, von denen einer das Schneewittchen zu vergewaltigen sucht: Merke, traue keinem Mann, so klein er auch ist.

Tatsächlich bieten die Grimms erhebliches Belastungsmaterial. In ihren Mär-

chen sind Frauen giftig, zickig, eitel, grausam. Nehmen wir das Märchen von „Hänsel und Gretel“, die von der Mutter zum Sterben tief in den Wald geführt werden, weil die Nahrung nicht für alle reicht. Das konnte nicht so stehen bleiben.

Für die „Hörzu“ erinnerte sich Jörg Pilawa, dass ihn als Kind vor allem das Erschrecken bewegte, „dass der Vater seine Kinder im Wald ausgesetzt hat“. Da haben sie dem kleinen Jörg wohl eine feministisch überarbeitete Version vorgelesen.

Der Skandal des Märchens besteht ja gerade darin, dass es die Mutter ist, die darauf dringt, die Kleinen im Wald auszusetzen – gegen die Proteste des Vaters. Und das Märchen rührt an ein weiteres, tieferes Tabu: das des Kannibalismus. Hänsel hat sein Fingerchen durch die Gitterstäbe zu strecken, die Hexe möchte ihn schlachtreif haben. Er hält ein Knöchelchen dafür hin.

Grimm-Experte Maar vermutet, dass Hexe und Mutter Aufspaltungen der gleichen Figur sind und dass in diesem Vorgang der Kannibalismus verkapselt ist, den es in der bestialischen, von Hungersnöten und Pest und Hexenverfolgungen heimgesuchten Zeit des Dreißigjährigen Krieges gegeben hat.

Grimms Märchen sind ein Steinbruch aus Geschichten mit langer Wirkung. Jeder hat sich bedient. Die Nazis mit ihrer

Vergötterung der „Volksgemeinschaft“ haben in ihnen eigene Heldenräusche gespiegelt, weshalb die Märchen von Besatzungsoffizieren nach dem Zweiten Weltkrieg indiziert wurden. Diese hatten sich gefragt, wie diesem Volk der Dichter und Denker das Mördervirus in die Blutbahn kam, und sie waren in der wüsten Welt der Grimms fündig geworden.

Der britische Major T. J. Leonard befand, dass die gebildete deutsche Nation ihre Kinder „an alle Spielarten der Grausamkeiten und Perversitäten“ gewöhnt habe, so dass die Deutschen sich leicht in „die Rolle des Henkers“ fügen konnten.

Der Schriftsteller Günther Birkenfeld sah in den Märchen gar die Gründe dafür, „dass deutsche Menschen die Gräueltaten von Belsen und Auschwitz begehen konnten“. Allerdings wurden die Märchen gerade in der sowjetischen Besatzungszone rehabilitiert, schließlich wurden sie in der Familie Marx geschätzt.

In der DDR galten sie als klassenbewusst-proletarisches Erziehungswerk, denn sie zeigen das einfache Volk in seiner schöpferischen Phantasie.

Dennoch haben die grimmschen Märchen längst den Sprung hinaus in die Welt getan. Die Verzauberung der schnöden Wirklichkeit geht auch in Hollywood, der großen Märchenmaschine, weiter, und zwar machtvoll. Amanda Seyfried als Rotkäppchen erlebt ihr sexuelles Erwachen mit einem Werwolf, Kristen Stewart lässt sich als vampirblasses Schneewittchen von einer furiosen Charlize Theron durch dunkle Wälder jagen, und Julia Roberts stellt sich in zickiger Grausamkeit vor den Zauberspiegel.

Deutsche Romantik wird geschätzt, dunkler Tann, düstere Hexen, mondbeglänzte Weiher, deutscher Wahnsinn. Uns dagegen fallen nur noch Otto-Blödeleien mit den sieben Zwergen ein. Ein Trauerspiel, ein Offenbarungseid.

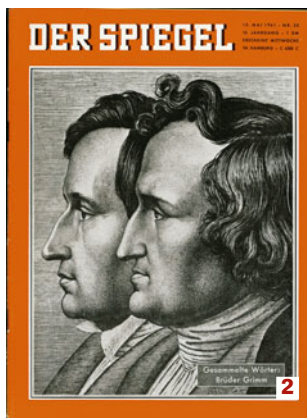
Wie kann uns der grimmsche Zauber heute noch gefangen nehmen, jenseits der touristischen Verwertung? Natürlich nur in der entschlossen träumerischen Guerilla-Aktion, in Ein-Mann-Kommandos der Kunst.

Was da alles über die Wände tanzt in diesem Kapitänshäuschen in Hamburg-Övelgönne an der Elbe. Grimms Froschkönig mit roter Zunge in den Schatten der Jalousie, in zarten Tuscheschwüngen ein Prinz mit angelegter Turnierlanze und draußen die Kräne des Containerhafens, Schiffe im Fenster und daneben das Dornröschen, das in einem Blütenkelch schlummert, Tuschezeichnungen, Sonnenkleckse, Schriftschnörkel, das Damals und das Heute ineinandergeschlungen, und Albert „Ali“ Schindehütte mit weißer Löwenmähne mittendrin, der erzählt.

Ali Schindehütte ist der bedeutendste Grimm-Illustrator der Zeit, der Foliant „Es



1 | Schloss Sababurg im Reinhardswald, das heute als „Dornröschenschloss“ betrieben wird

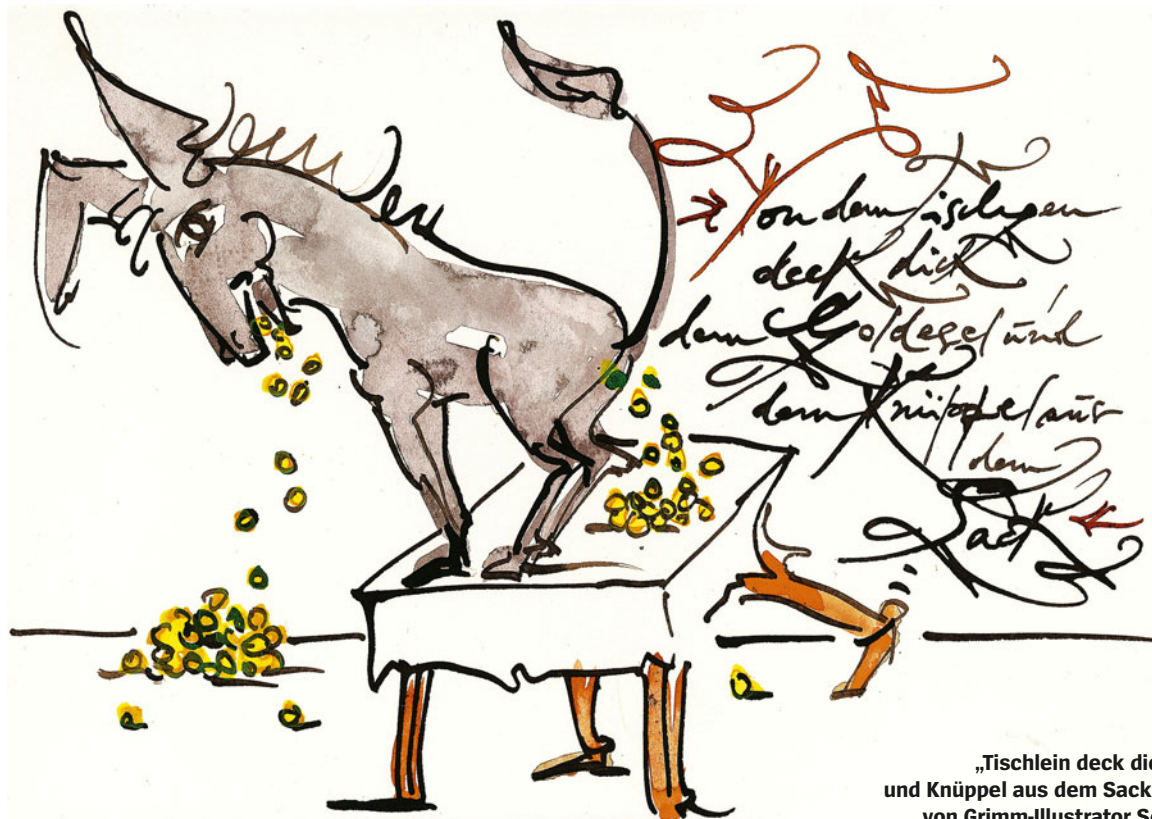


2 | SPIEGEL-Titel 20/1961 über die Brüder Grimm und die Arbeit an ihrem Wörterbuch

3 | Zweite Auflage der „Kinder- und Hausmärchen“, mit Illustrationen von Ludwig Emil Grimm



HANKE / IMAGO (L.); STADT KASSEL / TWIN / DPA (R. U.)



„Tischlein deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack“-Zeichnung von Grimm-Illustrator Schindehütte

war einmal ...“ ist eine Kostbarkeit aus Schriftkunst und Tuschezeichnungen, aus grimmschen Märchen und editorischen Essays des Grimmforschers Heinz Rölleke.

Bei Tee und Lebkuchen berichtet der 73-jährige Künstler von seiner Suche nach jenem legendären Grimm-Zulieferer, dem Dragonerwachtmeister Johann Friedrich Krause, dem wahrscheinlich einzigen echten „Mann aus dem Volk“, der die Grimms mit Geschichten belieferte, aus Breitenbach bei Kassel, also aus genau dem Kaff, in dem auch Schindehütte groß wurde, ohne dass er von ihm wusste.

Offenbar saß Krause gern in Wirtshäusern herum, er schnappte auf und gab weiter, erzählte Sachen wie „Der gelernte Jäger“ und „Der alte Sultan“ und vor allem „Herr Fix und Fertig“, Schindehüttes Favorit, das alles gegen „abgelechte bein Kleider“ der Herren Grimm. Krause, fünf Fuß, neun Zoll und zwei Strich groß, das waren stolze 162,9 cm. Dann erfuhr Schindehütte nach einem ersten Hinweis aus dem Taufregister von seiner Verwandtschaft mit Krause. So hat er seinem Vorfahren ein Buch gewidmet, und darüber hinaus ihm und den Grimms in seinem Heimatort ein Museum gestaltet, die „Schauenburger Märchenwache“.

Es muss nicht alles kindgerecht sein, sagt er, das sind Grimms Märchen doch auch nicht, die sind urwüchsiger, rätselhafter. Seine eigenen Kinderjahre waren die pure Anarchie. „Heute geben die Leute zig Millionen aus für Ratgeberbücher, um ihre Kinder zu verstehen und ihnen ihre Geheimnisse zu nehmen.“

Schindehütte hat sich seine Kindheit gerettet, er studierte Grafik, verweigerte den Kriegsdienst. In einem Kreuzberger Hinterhof gründete er 1963 mit anderen die „Werkstatt Rixdorfer Drucke“.

Es waren die heroischen und, ja, romantischen Zeiten in der jungen Bundesrepublik, denen er jetzt einen weiteren Folianten widmet*. Wieder ein Werk deutscher Archäologie, des Sammelns und Bewahrens, wie es die Grimms 200 Jahre früher taten, als der napoleonische Sturm über die Ordnung Europas so hinwegfegte, wie es heute die Globalisierung tut.

Wie einst die Romantiker waren in den frühen sechziger Jahren Dichter und Künstler und Sprachentgrenzer unterwegs, die Rixdorfer drückten den Dichtern F. C. Delius und H. C. Artmann Setzkästen in die Hand, die Kunst an die Macht, Nicolas Born und Rühmkorf und Hans Christoph Buch machten mit, und mittendrin Schindehütte.

Dann schoben sich zunehmend Sagen und Märchen in seine Zeichnungen, natürlich die Grimms, und er vertiefte sich in jenes andere, imaginäre Deutschland der Anfänge. Was da hochkam an Volksvermögen und an Subversion, waren Rätsel, mit denen nur Künstler und Kinder umgehen können. Rätsel, die Pädagogen und Ausdeuter verrückt machen. Sie sind eine Herausforderung geblieben bis heute. Gott sei Dank.

* Uwe Bremer, Albert Schindehütte, Johannes Vennekamp, Arno Waldschmidt: „Die Druckwerkstatt der Dichter“. Die Andere Bibliothek, Berlin; 448 Seiten; 79 Euro (99 Euro ab 1. Mai 2013). Erscheint am 18. Januar 2013.

In seinem Heimatort, der heute Schauenburg-Breitenbach heißt, hat Schindehütte seine „Märchenwache“ gestaltet, die klügste und schönste Hommage an die Grimms, die Märchenerzähler der Deutschen.

In dem Ort werden keine Kühe mehr durch enge Gassen getrieben, der Flecken hat sich wegen des nahen VW-Werks in eine Mustersiedlung von Wüstenrot-Modellhäuschen verwandelt.

Vor dem Eingang der umgebauten Feuerwache hat Schindehütte eine Tafel angebracht, auf der das Grimm-Märchen „Die Wassernix“ geschrieben ist, aber auf dem Kopf und spiegelverkehrt. Davor ein kleiner Kunstteich, der den Text ins Verständliche spiegelt. Schöner lässt sich die romantische Ironie, die eine der Spiegelungen ist, nicht gestalten.

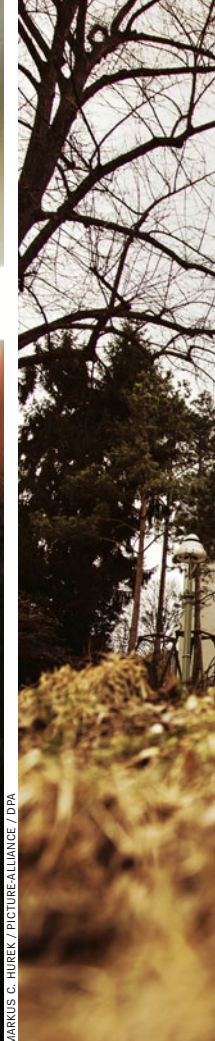
Man muss tief hineinschauen in diesen Brunnen der Vergangenheit, um das Märchen entziffern zu können. Und dort unten bei der Wassernix, der die beiden Kinder, die sie in ihre Gewalt gebracht hat, mit List und Gottvertrauen entkommen, erkennen wir vielleicht uns selbst.

Mit all unseren Ängsten und Hoffnungen und Traumbildern, die uns in Abständen heimsuchen, wenn wir uns in die Märchen der Grimms tatsächlich – vertiefen.



Video: Wie Grimms Märchen illustriert werden

spiegel.de/app512012grimm
und in der iPad-App



Geschäftspartner Barlach, Unseld-Berkéwicz, Berkéwicz-Villa in Berlin: Ein seidig bezogenes Sofa im Wohnzimmer hier, ein Konzertflügel in

VERLAGE

Niederlagen nicht vorgesehen

Suhrkamp, der Verlag von Adorno, Brecht und Tellkamp, steht vor dem Untergang. Oberflächlich geht es um einen Streit der Gesellschafter Ulla Unseld-Berkéwicz und Hans Barlach – in Wahrheit um die Frage, ob mit Literatur überhaupt Profit zu machen ist.

Draußen, auf der Terrasse der Hamburger Stadtvilla von Hans Barlach, die Alster ganz nah, leuchtet abends ein Aquarium. Fast drei Meter lang, ein Meter hoch, satte Goldfische treiben dort knapp unter der Wasseroberfläche. Sie wirken regungslos, so, als ob sie gleich erfrieren.

„Kältestarre, eine Art Winterschlaf“, sagt Barlach. Es ist Dienstag, der 11. Dezember, am Tag zuvor hat das Berliner Landgericht entschieden, dass Ulla Unseld-Berkéwicz als Geschäftsführerin des Suhrkamp Verlags abgelöst werden muss. Darüber hinaus muss sie als Mitbesitzerin einer Villa in Berlin fast 300 000 Euro Schadensersatz an den Suhrkamp Verlag zahlen, weil sie Teile dieser Immobilie un-

rechtmäßig an Suhrkamp untervermietet hat. Barlach besitzt 39 Prozent der Anteile an diesem berühmtesten aller deutschen Literaturverlage, der vor knapp drei Jahren von Frankfurt am Main nach Berlin gezogen ist. Barlach hat die Klage eingereicht. Es war eine von vielen Klagen, mit denen sich Barlach und Berkéwicz seit Jahren überziehen. Sie kämpfen um die Macht im Verlag. Es ist ein erbitterter Kampf, es geht um alles, und am Ende könnte es sein, dass alles kaputt ist.

In Berlin regiert die Verlegerin, die Witwe des legendären Siegfried Unseld, der Max Frisch, Peter Handke und Martin Walser groß machte. Berkéwicz führt den Verlag wie eine Sonnenkönigin, die den Minderheitsgesellschafter Barlach ignoriert.

Bei dem ersten Treffen der beiden trug sie, so Barlach, eine Sonnenbrille, die sie während des ganzen Gesprächs nicht abnahm.

Der Investor, die Heuschrecke, wie Barlach von manchen genannt wird, hat viel Geld mit Zeitungen wie der „Hamburger Morgenpost“ verdient oder mit der Fernsehzeitschrift „TV Today“. Er entwickelt Immobilien und will damit ein Vermögen gemacht haben. Barlach pocht auf sein Recht und nutzt die juristischen und wirtschaftlichen Blößen der Verlagsleitung wie ein eiskalter Geschäftsmann, dessen Geduld am Ende ist.

Barlachs Wohnzimmersofa ist seidig bezogen, hinter Barlachs Rücken ragt eine Skulptur seines berühmten Großvaters Ernst Barlach auf, zwei bronzene



einer sieben Meter hohen Halle dort



Klingelschild an der Berliner Villa
Ein Abbild großer Ambitionen

Figuren, die sich einander zuwenden. Barlach ist gebräunt, die Haare sind aus dem Gesicht frisiert, die Haut ist straff: Er sieht deutlich jünger aus als 57. Er spricht ohne große Pausen, seine Antworten sind die eines Mannes, der bekommt, was er verlangt. Dass manche ihm vorwerfen, er sei ein Mann ohne Kultur, hält er für „rufschädigend“.

Er sagt: „Ich will weder den Suhrkamp Verlag zerstören noch seine intellektuelle Führung übernehmen. Unser Anliegen ist eine nachhaltige Entwicklung des Verlages mit einer auskömmlichen Rendite.“ Und er sagt auch: „Ein mittelfristiger Renditekorridor von 5 bis 15 Prozent sollte ohne weiteres für diesen belletristischen Verlag möglich werden.“

Die Frage ist nur, ob es geht, mit Suhrkamp Gewinne zu machen, ohne Suhrkamp zu zerstören. Seit 2002, seit Berkéwicz im Verlag ist, hat er keine Gewinne mehr gemacht, außer in den beiden vergangenen Geschäftsjahren, als erst das Verlagshaus in Frankfurt und dann Kunstgegenstände und das ehrwürdige Suhrkamp-Archiv verkauft wurden. Barlach: „Der Verkauf von nicht notwendigem Anlagevermögen, nach dem Umzug nach Berlin, hat den Verlag erheblich entschuldigt und die in der Vergangenheit entstandenen Verluste kompensiert.“

Barlach ist ungeduldig. „Als Gesellschafter bin ich nicht damit einverstanden, dass diese Frau den Suhrkamp Verlag als ihre persönliche Bühne nutzt, um sich darzustellen.“

Die Bühne der Ulla Berkéwicz liegt erhaben auf einer Anhöhe in einer der stillsten Gegenden des westlichen Berlin. 50 Stufen führen hinauf, die Auffahrt verfügt über eine Bodenheizung, damit der Chauffeur den Wagen an frostigen Wintertagen sicher hinunterbekommt. Es ist eine Villa im Stadtteil Nikolassee, wo die Wohnideen des ausgehenden 19. Jahrhunderts verwirklicht worden sind, für ein familiäres Leben mit Speisezimmer und Rauchsalon, Wintergärten und weitläufigen Terrassen.

Hier lebt Berkéwicz im eigenen Haus, zusammen mit Mutter und Bruder. Hier gibt es auch das repräsentative Erdgeschoss, das die Geschwister seit Juli 2010 an den Suhrkamp Verlag für Veranstaltungen, Lesungen und Einladungen vermietet haben. Nicht ohne Brutalität hat die Bauherrin ein riesiges Fenster in die Front geschlagen, das die Symmetrie des Hauses zerstört. Aus dem Erdgeschoss ist eine Halle geworden, deren doppelte Raumhöhe eine Galerie erlaubt, auf der Werkausgaben der großen Literaten aufgereiht sind, natürlich auch die Bände der Suhrkamp-Autoren.

Mindestens sieben Meter hoch dürfte dieser Salon sein, darin ein Konzertflügel, großzügig verteiltes Mobiliar und gezielt platzierte Kleinigkeiten: ein Kronleuchter hier, ein siebenarmiger Leuchter dort, ein Buddha, ein islamisches Kleinod, dazwischen geheimnisvolle Steine, polierte Hölzer, schimmernde Schalen auf großen Tischen. Freigelegte, rötlich-schimmernde Klinker, mattschwarz lackierte T-Träger, die mühsam die Statik des Hauses im Gleichgewicht halten, mattschwarz das Holz. Diese Räume wirken wie ein Abbild großer Ambitionen, das Bohemehafte ist hier spürbar, das Modern-Bildungsbürgerliche, aber auch das Spirituell-Sinnsuchende eines Milieus, das zwar nichts hält vom Kirchen-Christentum, aber ganz ohne Religionskitsch auch nicht auskommen mag.

Das alles lässt sich auch ganz nüchtern beschreiben: Veranstaltungs- und Nebenräume nebst Terrasse, zusammen knapp

300 Quadratmeter, dazu eine Dienstwohnung und Servicräume im Untergeschoss (rund 200 Quadratmeter), außerdem zwei Arbeitsapartments für Autoren (18 und 74 Quadratmeter). Suhrkamp muss für das alles einen jährlichen Mietzins von knapp 80 000 Euro zahlen, inklusive Umlagen.

So listet es die Urteilsbegründung des Landgerichts Berlin auf – und zusätzlich noch die Kosten für die dem Verlag in Rechnung gestellten Einrichtungsgegenstände über 170 286 Euro. Sowohl für den Mietvertrag als auch für diese Anschaffungen wäre, so entschied das Gericht, die Zustimmung des Gesellschafters Barlach nötig gewesen.

Ein Verlag, der „ständig rote Zahlen schreibe“, könne sich derartige Ausgaben nicht leisten, so wird die Barlach-Seite im Urteil zitiert. Doch was schwer zu bestreiten ist: dass ein literarischer Verlag wie Suhrkamp mit einem Programm von so außergewöhnlicher Qualität einen Begegnungs- und Veranstaltungsort benötigt und dass damit Kosten verbunden sind.

Barlach wollte in seinem Furor sogar erreichen, dass die vorläufig weiter amtierende Suhrkamp-Geschäftsführung rückwirkend die Ausgaben für Veranstaltungs- und Bewirtungskosten in der Villa aus eigener Tasche bezahlen muss. Damit kam er vor Gericht nicht durch.

Da sind zwei willensstarke und kompromisslose Charaktere aneinandergeraten, die eigentlich miteinander auskommen müssten, doch die sich nun hasse erfüllt gegenüberstehen. Hans Barlach und Ulla Unseld-Berkéwicz: Beide neigen dazu, sich die Welt nach ihren Vorstellungen zurechtzulegen und eigene Niederlagen kaum für möglich zu halten. Hat die eine den Scharfblick und Kaufmannsinn des Investors unterschätzt, so hat der andere nicht mit der Fähigkeit der Verlegerin gerechnet, Menschen für sich einzunehmen und an sich zu binden.

Um sie ist immer Bühne, alles wird ihr zum Auftritt: Ursula Schmidt aus Gießen, Jahrgang 1948, legte sich den Namen Berkéwicz zu (angelehnt an den Namen einer Urgroßmutter), machte damit als Schauspielerin Karriere und schrieb sich mit ihrem 1982 veröffentlichten Prosadebüt „Josef stirbt“ ins Herz der Kritiker und in das des Verlegers Unseld, der sie 1990 in zweiter Ehe heiratete. Ihre Fähigkeit, auf Menschen zu wirken und einzuwirken, wird von manchen als irritierend empfunden, von anderen genossen – auch von Autoren, die sie als zugewandt erleben.

Auf die Ankündigung des Suhrkamp-Schriftstellers Hans Magnus Enzensberger, dass er seine Bücher nicht weiter in diesem Verlag publizieren werde, sollte Barlach dort den Ton angeben, reagiert der juristisch Siegreiche als schlechter Verlierer: „Ich bedaure diese Ankündigung des von mir sehr geschätzten Autors, zumal ich nicht beabsichtige, in die Ge-



DAPD

1952 in den Verlag und wurde nach dem Tod von Suhrkamp 1959 dessen Nachfolger. Er musste sich mit dem Minderheits-Gesellschafter arrangieren, was ihm zwar gelang, aber nicht gefiel.

Als 1985 Andreas Reinhart, Jahrgang 1944, die Familienanteile übernahm, kam es zu Verwerfungen. Und nachdem der 1953 geborene Joachim Unseld, damals designierter Nachfolger, 1991 aus dem Verlag gedrängt worden war, habe es „harte Auseinandersetzungen“ gegeben, sagt Andreas Reinhart heute. Als Unternehmer und Verleger habe er Siegfried Unseld immer respektiert: „Leider hat er verpasst, seine Nachfolge frühzeitig und nachhaltig zu regeln.“ Und mit Unbehagen sah Reinhart zu, wie „die Geschäftsführer sich die Klinke der Tür in die Hand gegeben haben“.

Nach dem Tod Unselds im Oktober 2002 wollte Reinhart sich von seinen An-

Suhrkamp-Verleger Unseld 2000 in Frankfurt am Main: Schwierige Nachfolge

schäftsführung einzutreten. Leider entsteht der Eindruck, dass Autoren, weil sie ihre Werke vertraglich fest an den Verlag gebunden haben, sich von Frau Unseld-Berkéwicz einspannen lassen.“

Ungebrochen scheint die Identifikation von Suhrkamp-Autoren wie Alexander Kluge, Judith Schalansky oder Durs Grünbein mit dem Verlag zu sein, doch in der

Welt der Unternehmer und Juristen zählt das nicht. Hier sind Geld und Gewinn, Umsatz und Unternehmerwille gefragt. Schon der Verlagsgründer Peter Suhrkamp kam nicht ohne Fremdkapital aus. Der im Juli 1950 gegründete Verlag wäre ohne die Beteiligung der Schweizer Mäzenatenfamilie Reinhart wohl kaum in Gang gekommen. Siegfried Unseld kam

Herrn Barlachs Fehlinvestition

Der Schriftsteller Stephan Thome über die Suhrkamp-Kultur

Thome, 40, ist Autor des Suhrkamp Verlags, in dem seine Romane „Grenzgang“ (2009) und „Fliehkräfte“ (2012) erschienen sind.

Was auch immer die Rede von der Suhrkamp-Kultur im großen Ganzen der deutschen Nachkriegsgeschichte bedeutet, verlagsintern hat sie einen präzisen Sinn: Es geht um Bücher und um die, die sie schreiben. Manuskripte müssen wieder und wieder überarbeitet, die Autoren betreut und beraten werden.

Während des Lektorats meines ersten Romans „Grenzgang“ habe ich in Taipeh gelebt und über Wochen hinweg fast täglich stundenlang mit meiner Lektorin telefoniert, die wegen der Zeitverschiebung früher als sonst im Büro erscheinen musste. Seite für Seite und Satz für Satz sind wir das umfangreiche Manuskript durchgegangen, das durch Hin- und Hersenden kommentierter Dateien bereits intensiv bearbeitet worden war. Sagt man Teer oder Asphalt, Revolver oder Pistole? Wo lässt sich das unelegante Plusquamperfekt vermeiden, und hat die Präposition „während“ nicht einen bräsigen Klang?

Beim Lektorat meines zweiten Romans „Fliehkräfte“ radelte eine As-



ISOLDE OHLBAUM / LAIF

sistentin zum Hackeschen Markt, um zu überprüfen, von wo einen die Sonne anstrahlt, wenn man mittags aus dem Durchgang der Hackeschen Höfe tritt.

Es ist die Suhrkamp-Alltagskultur, die sämtliche Arbeitsbereiche des Verlags prägt: sehr viel Aufwand für Änderungen im Detail, von denen sich nicht sicher sagen lässt, dass sie als Verbesserungen gewürdigt werden. Betrachtete man Leser nur als Käufer, wäre zu fragen, ob sich das Buch tatsächlich schlechter verkaufen würde, wenn ein asphaltierter Weg fälschlich als geteilter Weg bezeichnet wird.

Das Lektorat und ich können solche Fragen ignorieren und darauf vertrauen, dass unsere zeitaufwendige Bemühung um die Verbesserung des Textes gewollt, gewürdigt, sogar gefordert wird – von einer Verlagsleitung, die genau weiß, unter welchen Umständen gute Bücher entstehen und welchen Aufwand es erfordert, sie auf dem schwieriger werdenden Buchmarkt zu platzieren. Sie hat das Lektorat entsprechend instruiert und ausgestattet und streicht das Geld aus dem Verkauf nicht als Rendite ein, sondern investiert es in den Erhalt der Bedingungen, unter denen weitere gute Bücher entstehen.

Das macht einen vielleicht nicht so reich wie andere, aber solange es Leser gibt, die verstehen, dass der Respekt des Verlags gegenüber den Autoren am Ende auch ihnen gilt – weil jemandem hohe Ansprüche zu unterstellen, eine Form von Respekt ist –, so lange kann man überleben. Und glücklich macht es, wenn es gelingt, nicht nur den Autor.

Nun verfolgt ein geschäftstüchtiger Medienunternehmer die verrückte Idee, ausgerechnet mit diesem Verlag sein Vermögen mehren zu wollen. Sein frech in den öffentlichen Raum gebelltes „Ich kann es!“ soll die Leerstelle verlegerischer Erfahrung verdecken, bezeugt aber nur einen empfindlichen Mangel an Sensibilität und Realitäts-sinn. Stattdessen hat er Lust – hört man –, einen Verlag zu leiten, in dem niemand mit ihm arbeiten und keiner etwas von ihm wissen will.

Herr Barlach hat eine Fehlinvestition getätigt, als er sich in einen Verlag eingekauft hat, der seine Gewinnerwartungen nicht erfüllen kann, ohne den eigenen Ruf zu ruinieren. Statt die Entscheidung zu korrigieren und seine Anteile zu einem realistischen Preis an die Mehrheitseigner zu verkaufen, will er lieber einen Verlag schaffen, den außer ihm niemand braucht.

Die jetzt aufkommenden Rufe nach Kompromiss und Einigung sind gut gemeint, und ginge es tatsächlich um Event-Räume und deren Warm- oder Kaltmiete, wären sie vernünftig. Angesichts der Ambitionen von Herrn Barlach übersehen sie aber, dass einander diametral entgegengesetzte Vorstellungen darüber, was ein Verlag sein soll, nicht unter dem Dach einer Geschäftsführung koexistieren können.

Bestseller

Im Auftrag des SPIEGEL wöchentlich ermittelt vom Fachmagazin „buchreport“; nähere Informationen und Auswahlkriterien finden Sie online unter: www.spiegel.de/bestseller

Belletristik

- 1 (2) **Timur Vermes**
Er ist wieder da
Eichborn; 19,33 Euro
- 2 (4) **Ken Follett**
Winter der Welt
Bastei Lübbe; 29,99 Euro
- 3 (3) **Tommy Jaud**
Überman
Scherz; 16,99 Euro
- 4 (5) **Nele Neuhaus**
Böser Wolf
Ullstein; 19,99 Euro
- 5 (6) **Carlos Ruiz Zafón**
Der Gefangene des Himmels
S. Fischer; 22,99 Euro
- 6 (7) **David Safier**
Muh!
Kindler; 16,95 Euro
- 7 (8) **Charlotte Link**
Im Tal des Fuchses
Blanvalet; 22,99 Euro
- 8 (10) **Joanne K. Rowling**
Ein plötzlicher Todesfall
Carlsen; 24,90 Euro
- 9 (1) **P. C. Cast / Kristin Cast**
Verloren – House of Night 10
FJB; 16,99 Euro
- 10 (11) **Jussi Adler-Olsen**
Verachtung
dtv; 19,90 Euro
- 11 (12) **John Green**
Das Schicksal ist ein mieser Verräter
Hanser; 16,90 Euro
- 12 (16) **Anne Gesthuysen**
Wir sind doch Schwestern
Kiepenheuer & Witsch; 19,99 Euro
- 13 (9) **Sebastian Fitzek / Michael Tsokos**
Abgeschnitten
Droemer; 19,99 Euro
- 14 (13) **Cecelia Ahern**
Hundert Namen
Krüger; 16,99 Euro
- 15 (–) **Axel Hacke**
Oberst von Huhn
bittet zu Tisch
Kunstmann; 14 Euro
- 16 (18) **John R. R. Tolkien**
Der Hobbit
Klett-Cotta; 14,95 Euro
- 17 (14) **Horst Evers**
Der König von Berlin
Rowohlt Berlin; 19,95 Euro
- 18 (15) **Martin Suter**
Die Zeit, die Zeit
Diogenes; 21,90 Euro
- 19 (17) **Jilliane Hoffman**
Argus
Wunderlich; 19,95 Euro
- 20 (–) **Rachel Joyce**
Die unwahrscheinliche Pilgerreise
des Harold Fry Krüger; 18,99 Euro



Gesammelte Übersetzungsfehler auf Speisekarten im Ausland – Beispiel: „Zwiebel ruft an“ (Onion rings)

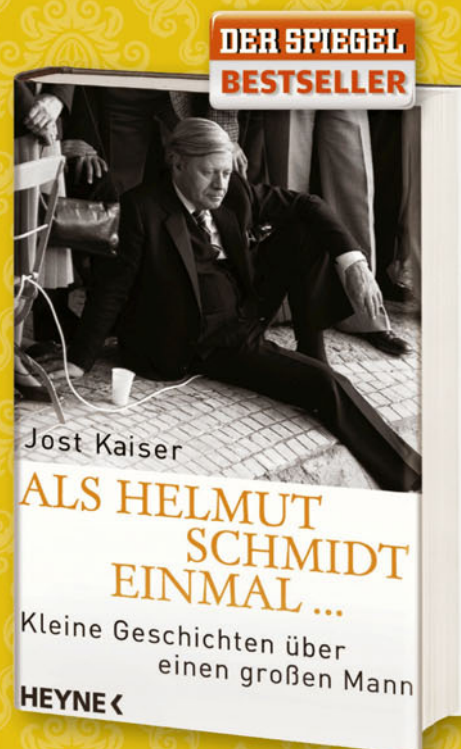
Sachbücher

- 1 (1) **Florian Illies**
1913 – Der Sommer des Jahrhunderts S. Fischer; 19,99 Euro
- 2 (3) **Manfred Lütz**
Bluff! – Die Fälschung der Welt
Droemer; 16,99 Euro
- 3 (4) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klaren Denkens
Hanser; 14,90 Euro
- 4 (12) **Philippe Pozzo di Borgo**
Ziemlich beste Freunde
Hanser Berlin; 14,90 Euro
- 5 (5) **Rolf Dobelli**
Die Kunst des klugen Handelns
Hanser; 14,90 Euro
- 6 (8) **Claus Kleber / Cleo Paskal**
Spielball Erde
C. Bertelsmann; 19,99 Euro
- 7 (6) **Peter Scholl-Latour**
Die Welt aus den Fugen
Propyläen; 24,99 Euro
- 8 (2) **Benedikt XVI.**
Jesus von Nazareth – Prolog – Die Kindheitsgeschichten
Herder; 20 Euro
- 9 (7) **Heinz Buschkowsky**
Neukölln ist überall Ullstein; 19,99 Euro
- 10 (9) **Carsten Maschmeyer**
Selfmade Ariston; 19,99 Euro
- 11 (14) **Jost Kaiser**
Als Helmut Schmidt einmal ...
Heyne; 10 Euro
- 12 (13) **Manfred Spitzer**
Digitale Demenz
Droemer; 19,99 Euro
- 13 (10) **Helmut Schmidt / Giovanni di Lorenzo**
Verstehen Sie das, Herr Schmidt?
Kiepenheuer & Witsch; 16,99 Euro
- 14 (11) **Michael J. Sandel**
Was man für Geld nicht kaufen kann Ullstein; 19,99 Euro
- 15 (–) **Roger Willemsen**
Momentum S. Fischer; 21,99 Euro
- 16 (20) **Gunter Hofmann**
Willy Brandt und Helmut Schmidt – Geschichte einer schwierigen Freundschaft C. H. Beck; 21,95 Euro
- 17 (–) **Ulrich Wickert**
Neugier und Übermut
Hoffmann und Campe; 22,99 Euro
- 18 (16) **Daniel Kahneman**
Schnelles Denken, langsames Denken Siedler; 26,99 Euro
- 19 (–) **Philippe Pozzo di Borgo / Jean Vanier / Laurent de Cherisey**
Ziemlich verletztlich, ziemlich stark
Hanser Berlin; 10 Euro
- 20 (15) **Unheilig**
Als Musik meine Sprache wurde
Riva; 22,99 Euro

Der vom Hals abwärts gelähmte ziemlich beste Freund wirbt für Behindertenintegration in einer solidarischen Gesellschaft



55 Dinge, die Sie garantiert noch nicht über HELMUT SCHMIDT wussten



128 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag
€ 10,- [D] · ISBN 978-3-453-20036-4

Der große Staatsmann,
neu entdeckt mit verblüffenden
und erstaunlichen Anekdoten.



Auch als E-Book und
Hörbuch bei Random
House Audio erhältlich

teilen trennen, was aber laut Vertrag ohne die Zustimmung des Hauptgesellschafters nicht möglich war.

Also gründete er, vereinfacht gesagt, eine Dachfirma, die einzig dem Zweck diene, die Suhrkamp-Beteiligung zu beherbergen. Und diese Medienholding AG Winterthur wurde dann im November 2006 verkauft.

So kamen Hans Barlach und ein Partner aus Hamburg ins Spiel, der bald aber schon wieder ausstieg. Von Anfang an bestimmte ein aggressiver Ton den Auftritt der neuen Mitgesellschafter. Sie wollten keine stillen Teilhaber sein, sondern geschäftlich mitbestimmen. Und so forderten sie gleich einmal den Rücktritt von Ulla Unseld-Berkéwicz.

Die Verlegerin ihrerseits strengte eine Klage gegen das Duo an und wollte die neuen Teilhaber nicht akzeptieren. „Die Festung Suhrkamp ist uneinnehmbar“, sagte sie damals stolz dem SPIEGEL. So begann der Reigen der Prozesse. Dabei gab es 2009 einen Moment, da vielleicht noch alles hätte gut werden können. Als beschlossen war, dass der Suhrkamp Verlag von Frankfurt nach Berlin umzieht.

Für Barlach war der Umzug nur ein erster Schritt, um Geld einzusparen, vor allem Personalkosten. Seine Vorstellung war, dass der Sparkurs weitergeführt würde. Als der Verlag Anfang 2010 glücklich in Berlin angekommen war, war es aus mit der gemeinsamen Sicht auf die Dinge.

Welche Motive auch immer Barlach hat für sein Investment bei Suhrkamp, zwei Dinge scheinen derzeit für ihn zu sprechen: der wirtschaftliche Misserfolg des Verlags, der ohne seine erfolgreiche Backlist wohl längst untergegangen wäre, und die juristischen Blößen, die sich die Geschäftsführung bisher geleistet hat.

Deren Berliner Anwalt Peter Raue erwägt, trotzdem Rechtsmittel einzulegen gegen die Abberufung der Geschäftsführung. Eine Entscheidung des Berliner Kammergerichts wird dann nicht vor Ablauf eines Jahres erwartet. Der Jurist gibt sich betont zuversichtlich: „Das Kind ist zwar in den Brunnen gefallen, aber die Leitern zu seiner Rettung sind angelegt.“

Doch zuvor werden die zerstrittenen Parteien wohl erst einmal in Frankfurt wieder aufeinandertreffen, wo ein anderes Gericht am 13. Februar über wechselseitige Ausschlussklagen der Gesellschafter und möglicherweise über die Auflösung des Verlages entscheiden soll.

Vielleicht finden die Streitparteien im letzten Augenblick doch noch zueinander, vielleicht findet sich ein Vermittler (der Schriftsteller Adolf Muschg brachte am vergangenen Freitag gar den Bundespräsidenten Joachim Gauck ins Gespräch). Möglich aber auch, dass der Suhrkamp Verlag, wie wir ihn kennen, bald schon Geschichte sein wird.

VOLKER HAGE, ELKE SCHMITTER, CLAUDIA VOIGT



Darstellerin Wallis (vorn) in „Beasts of the Southern Wild“: Ein Fest für den Sturm, ein Feuerwerk

KINO

Nach der Flut

Neue amerikanische Filme wie das Endzeitmärchen „Beasts of the Southern Wild“ zeigen postapokalyptische Bilder der heutigen USA.

Um sie herum bricht alles in Flammen aus, und die kleine Hushpuppy sucht Schutz in einem Pappkarton. Sie fühlt sich darin so sicher wie in einer Höhle. Mit einem Stift fängt sie an, ihr Gesicht auf die Wand zu malen. Noch in einer Million Jahre sollen sich die Menschen an sie erinnern.

Hushpuppy hat auch deshalb kaum Angst vor dem Feuer, weil sie von Wasser umgeben ist. Zusammen mit ihrem Vater lebt sie im Mississippi-Delta von Louisiana. Das Dorf, in dem die beiden wohnen, heißt Bathtub, Badewanne, weil es regelmäßig überflutet wird. Die Menschen hier führen ein amphibisches Dasein.

Sie wohnen in zusammengeknagelten Bretterbuden, auf Flößen treiben sie durch das Delta, sie ernähren sich von Garnelen und von Fischen, die sie mit bloßen Händen fangen. Sie leben im heutigen Amerika; der Film „Beasts of the Southern Wild“, der in dieser Woche in die Kinos kommt, feiert sie wie die Überlebenden einer Apokalypse.

Das Debüt des gebürtigen New Yorkers Benh Zeitlin, 30, ist Endzeitdrama und Märchen zugleich. Mit den Augen seiner sechsjährigen Heldin (gespielt von Quvenzhané

Wallis) sieht der Film auf die Welt, neugierig und staunend, selbst der Blick in die Eingeweide eines toten Tieres erzeugt einen Moment der Verzauberung. In Hushpuppys Sicht der Dinge fließen Realität und Phantasie ein ums andere Mal ineinander.

Zeitlin zog vor ein paar Jahren von New York nach Louisiana, seiner Meinung nach in die „Heimat der zähesten Menschen Amerikas, einer vom Aussterben bedrohten Art“. Sein kleiner, vielfach ausgezeichnete Film stellt eine große Frage: Was wird eigentlich aus uns Amerikanern, wenn uns nichts mehr bleibt als das Hemd auf dem Leib?

Wollen sich Filmemacher mit dem Zustand Amerikas beschäftigen, gehen sie zurzeit gern nach Louisiana. In kaum einem anderen Bundesstaat werden so viele Filme gedreht. Das hängt in erster Linie mit Steuererleichterungen und großzügigen Filmförderprogrammen zusammen, aber gewiss auch damit, dass Amerika hier am stärksten verwundet ist.

Seit Louisiana zum großen Einfallstor für Katastrophen geworden ist, zunächst 2005 für den Wirbelsturm „Katrina“, fünf Jahre später dann für die Öllachen der explodierten Förderplattform „Deepwater



für die Wolken

Horizon“, suchen und finden Regisseure von Werner Herzog bis Spike Lee hier Bilder von Tod, Zerstörung und Verfall.

Der Regisseur Andrew Dominik drehte in Louisiana mit Brad Pitt den Gangsterfilm „Killing Them Softly“ (SPIEGEL 48/12). Er schuf postapokalyptische Szenen, in denen die Figuren allesamt wie gestrandet wirken. Der Zuschauer hat das Gefühl, das Wasser von „Katrina“ sei gerade erst abgeflossen.



„Red Dawn“-Star Chris Hemsworth
Kein Volk, nur noch Bevölkerung

In Dominiks Film überlagern sich die Bilder der Krisen, auf die Flut folgt die Rezession, auf die Naturkatastrophe die von Menschen gemachte. Die Figuren irren über riesige, leere Parkplätze und durch Wohngebiete, in denen es aussieht wie nach einem Bürgerkrieg. Jobs gibt es keine, nur Drogen und Gewalt.

In Zeiten der Rezession zeigt Hollywood gern Bilder von Katastrophen. 1974, ein Jahr nach Ausbruch der Ölkrise, brachen die Filme „Erdbeben“ und „Flammendes Inferno“ Kassenrekorde, der eine erzählt von der Zerstörung großer Teile von Los Angeles, der andere von einem Hochhausbrand in San Francisco.

Diese Filme feiern den Gemeinschaftsgeist von Menschen, die sich allen Unterschieden zum Trotz dem Unheil entgegenstemmen, und preisen die Selbsterneuerungskraft einer Nation, die sich am Ende gestärkt aus den Trümmern erhebt. Der Katastrophenfilm ist nach dem Western vermutlich das amerikanischste aller Genres.

Diesen Glauben aber an die heilsame Wirkung der Katastrophe, die das große, disparate Land vereint, scheint Hollywood verloren zu haben. In dem Film „Red Dawn“, der Ende des Monats ins Kino kommt, lässt ein Stromausfall Teile der USA im Dunkel versinken. Prompt marschieren nordkoreanische Truppen ein und besetzen ganze Landstriche.

Die USA sind in „Red Dawn“ sturmreif, die Wirtschaft liegt darnieder, die Infrastruktur bricht zusammen. Doch was viel schlimmer ist: Die Gemeinschaft zerfällt ohne ein intaktes Kommunikationsnetz im Nu wieder in viele Millionen Individuen. Es gibt kein Volk mehr, sondern nur noch Bevölkerung.

„Red Dawn“, inszeniert von Dan Bradley, beruht auf dem Film „Die rote Flut“ von John Milius, der 1984 von einer Invasion russischer und kubanischer Truppen in die USA erzählte. Im Remake sollte ursprünglich die chinesische Armee einfallen; nachdem der Film abgedreht war, wurden aus den Chinesen dank digitaler Retuschen Nordkoreaner.

Natürlich erzählt dieser Film von der Angst der Amerikaner, alles zu verlieren, was sie zur Weltmacht werden ließ. Das Hochtechnologieland USA fällt in „Red Dawn“ um Zeitalter zurück. In Hütten in den Bergen rüsten sich die letzten mutigen Amerikaner zum Freiheitskampf.

Die neuen Untergangsszenarien des amerikanischen Films erzählen von der Rearchaisierung der Nation. Die Bewohner von Bathtub in „Beasts of the Southern Wild“ sind vom Rest der Welt durch einen Wall getrennt. Er schützt eine Ölraffinerie auf der anderen Seite vor dem Wasser. „Sieht sie nicht hässlich aus?“, fragt Hushpuppys Vater (Dwight Henry). Nichts, so ist er überzeugt, sei schöner als das Leben in der Wildnis des Deltas.

Von der Zivilisation versprechen sich die Menschen nichts Gutes mehr, der Staat scheint in „Killing Them Softly“, „Red Dawn“ und „Beasts of the Southern Wild“ kaum noch zu existieren. Als er sich einmal zeigt, um die Bewohner von Bathtub zwangsweise zu evakuieren, weil eine neue Flut droht, wirkt er wie eine einzige Bedrohung.

Vor dem Wasser dagegen haben die Menschen in Bathtub keine Angst, im Gegenteil, sie begrüßen den aufziehenden Sturm mit einem großen Fest, sie zünden ein Feuerwerk, damit sich die Wolken schneller entladen. Denn die Flut spült den Dreck fort und schwemmt viele interessante Dinge an.

In Bathtub fischen die Menschen Autos aus dem Wasser, die von den Fluten mitgerissen wurden, und bauen daraus Boote. Ihre Hütten bestehen aus Treibholz, aus dem, was ein paar hundert Kilometer flussaufwärts einst ein Haus war. Sie basteln ihr Leben aus dem zusammen, was ihnen zugetrieben wird. Sie sind die Resteverwerter der Katastrophe.

Arbeit hat in Bathtub kaum jemand, jeder gibt der Gemeinschaft, was er kann. Eine richtige Schule gibt es auch nicht, Biologie lernen die Kinder am lebenden Objekt, an einer frisch gefangenen Krabbe etwa. Sie haben sehr viel Ferien, schwärmt Hushpuppy. Kinder, die auf dem Trockenen leben, seien nicht zu beneiden, findet sie.

Dabei stilisiert der Film Bathtub keineswegs zur Idylle. Als das Meer das Salzwasser ins Delta drängt, sterben Bäume ab, tote Tiere treiben im Wasser. Das Ende jeden Lebens scheint sehr nah in diesen Bildern, sie haben eine fast biblische Wucht.

Und Regisseur Zeitlin erzählt auch eine horizontale Sisyphos-Geschichte. Die Menschen in Bathtub müssen nicht, wie im griechischen Mythos, immer wieder aufs Neue einen Felsblock einen Berg hinaufschieben und dann tatenlos zusehen, wie er hinunterrollt, sobald sie oben angekommen sind. Sie müssen immer wieder das Wasser über sich hinwegrollen lassen.

Die Menschen in Bathtub haben es gelernt, damit zu leben, das gibt diesem Film eine ungewöhnliche, heitere Gelassenheit. Er muss keine Werte beschwören und keine Tugenden feiern. Die Menschen in Bathtub fühlen sich nicht wie die Pioniere ihres Landes, weil ihnen schon der Gedanke, einem Land anzugehören, fremd ist.

Sie versuchen nur, einer unwirtlichen Gegend ein Leben abzuringen. Ihnen dabei zuzusehen ist beglückend.

LARS-OLAV BEIER



**Video: Ausschnitte aus
„Beasts of the Southern Wild“**

spiegel.de/app472012bbi
und in der iPad-App

„Paradies: Liebe wird Sie verfolgen,
wie ein böser, feuchter Traum.“

New York Observer

Preview am 25. Dezember
Kinostart am 3. Januar

PARADIES LIEBE



OFFICIAL SELECTION
WETTBEWERB
FESTIVAL DE CANNES

EIN FILM VON **ULRICH SEIDL**



DER ERSTE TEIL VON ULRICH SEIDL'S „PARADIES“-TRILOGIE

NEUE VISIONEN FILMVERLEIH PRÄSENTIEREN EINEN FILM VON ULRICH SEIDL. DREHEND: ULRICH SEIDL, VERONIKA FRANZ, KAREN WOLFGANG THALER, ED LACIMAN, UND ERIKHART BAUMUNG. MITBRACH: RENATE MARTIN, ANDREAS DONHAUSER, KESTEN TAN JA HAUSSNER, SCHMITT CHRISTOP SCHERTENLEIB.
PRODUKTION: EDITING: MAX LINDER, MIT MARGARETHE TIESEL, PETER KAZINGI, INGE MAUR, DIANA SÖNNETZ, HELEN BRIGAT, GABRIEL MIVARUA, JOSPHAT HAMISH, CARLOS MAUTAND. MIT BRIGITTE VON ULRICH SEIDL. FILM: IN KOPRODUKTION MIT TAT FILM, PARISIENNE DE PRODUCTION.
MIT UNTERSTÜTZUNG VON: ÖSTERREICHISCHES FILMINSTITUT FILMFONDS WIEN LAND NIEDERÖSTERREICH EURIMAGES CENTRE NATIONAL DE LA CINÉMATOGRAPHIE IN KOLLABORATION MIT DER FILMPFERSENSE-ABKOMMEN WORLWART DEGETO ARTE FRANCE

www.paradies-trilogie.de

Die Preview-Aktion wird am Dienstag, **25.12.2012**, stattfinden. Sie können zwei **kostenlose** Kinokarten – **solange der Vorrat reicht** – vom 17.12.2012, 12 Uhr, bis 25.12.2012, 12 Uhr, unter den angegebenen Telefonnummern bestellen. Die Tickets sind nicht übertragbar.

Berlin

Filmtheater am Friedrichshain
Bötzowstr. 1–5
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-0***

Bielefeld

Kamera Filmkunsttheater
Feilenstr. 2–4
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-1***

Dresden

Schauburg
Königsbrücker Str. 55
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-2***

Düsseldorf

Cinema
Schneider-Wibbel-Gasse 5–7
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-3***

Hamburg

Zeise Kinos
Friedensallee 7–9
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-4***

Eine exklusive Kino-Preview, präsentiert von KulturSPIEGEL

Teresa ist Mitte fünfzig und nicht mehr so gut in Form. Der Marktwert ihres Körpers widerspricht ihrer Sehnsucht nach Liebe, und was ihr am meisten fehlt, ist unerschwinglich: das Gefühl, begehrt zu werden. Im Urlaub in Kenia will sie davon eine Auszeit nehmen. Hier sind die Männer zahlreich und die Angebote umso mehr. Teresas Freundinnen genießen unbeschwert die Liebesdienste schwarzer Beachboys, die sich so ihren Lebensunterhalt verdienen.

Umschwärmt von eifrigen Männern wird auch Teresa zur Sextouristin. Nur hier kann sie sich dem Glauben hingeben, dass ihr alternder Körper ein Pfand der Liebe ist. Doch auf ihrer Jagd nach Liebe wird Teresa bald selbst zur Gejagten. Makellos schöne Bilder treffen auf gnadenlos bösen Witz: In „PARADIES: Liebe“ vom preisgekrönten Regisseur Ulrich Seidl wird ein Paradies ausgemessen, in dem jeder ein Täter und der Sex immer ein Machtspiel ist.



KulturSPIEGEL ist das Kultur-Magazin für SPIEGEL-Leser. Abo-Hotline 040 3007-2700

Wählen Sie die **Hotline** eines der zehn unten aufgeführten Kinos. Sie erhalten eine vierstellige Eintrittsnummer und können Ihre Karten bis kurz vor Beginn der Vorführung abholen. Bei einer ausgebuchten Veranstaltung in Ihrer Stadt erhalten Sie eine entsprechende kurze Ansage (dann nur ca. €0,20 pro Anruf aus dem dt. Festnetz; Mobilfunk ggf. abweichend).

Hannover

Kino am Raschplatz
Am Raschplatz 5
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-5***

Köln

Weißhaus Kino
Luxemburger Str. 253
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-6***

Leipzig

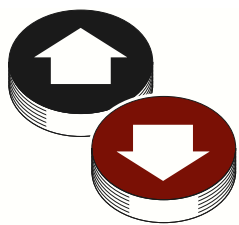
Schauburg
Antonienstraße 21
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-7***

München

City Kino
Sonnenstr. 12
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-8***

Stuttgart

Delphi Arthaus Kino
Tübinger Straße 6
Beginn 20 Uhr
Hotline **0900 3246262-9***



Böse sind immer die anderen

LITERATURKRITIK: Teju Coles großartiger Roman „Open City“ findet zwischen New York, Lagos und Brüssel den Großstadtflaneur des 21. Jahrhunderts.

Was ist ein Roman? Das ist die einfache Frage, die Teju Cole stellt und auf 334 Seiten beantwortet: Was ist, was soll, was kann ein Roman?

Er ist, sagt Cole, kein Puppenhaus aus dem 19. Jahrhundert, das man heute für Familienaufstellungen benutzen kann. Er ist auch kein Spielplatz der Avantgarde des 20. Jahrhunderts, kein Schrottplatz der Postmoderne, kein Ort für Weinerlichkeit, Innerlichkeit, Kunsthandwerk.

Er ist ein Stück Welteroberung, sagt Cole, der Roman ist das stolze Symbol einer Moderne, die sich ständig verändert, ein Gefäß für Gegenwärtigkeit.

„Als ich also im vergangenen Herbst begann, abendliche Streifzüge durch die Stadt zu unternehmen, erwies sich Morningside Heights als guter Ausgangspunkt.“

So selbstverständlich eröffnet Cole sein Buch. „Der Weg, der ausgehend von der Cathedral of St. John the Divine den Morningside Park durchquert, führt in nur fünfzehn Minuten zum Central Park.“

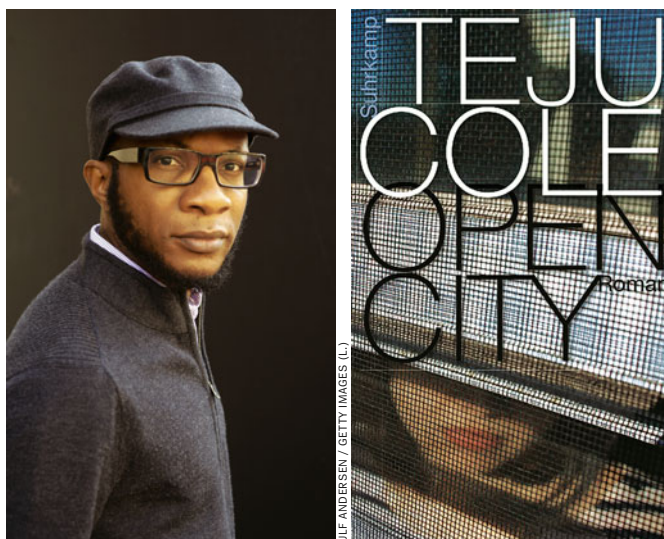
New York ist die Stadt, und Cole ist das Ich, vielleicht nicht eins zu eins, aber doch im Wesentlichen: ein gebildeter Flaneur Anfang dreißig, geboren in Nigeria, Studium in Amerika, eine deutsche Mutter, der Wirrwarr unserer Zeit in eine Biografie gepackt – im Buch heißt er Julius und ist angehender Psychiater, im Leben ist Cole Kunsthistoriker, und „Open City“ ist sein erster Roman.

Aber was heißt schon Roman: „Open City“ ist Tagebuch, Chronik, Reflexion, ein steter Strom der Beobachtungen und Gedanken treibt dieses Buch voran, das getragen wird von der Leichtigkeit und Musik einer Sprache, die in der Übersetzung leider nur als Echo zu uns dringt.

„An jenem Nachmittag, als ich aus mir selbst hinaustrat und wieder hinein-

schlüpfte in meine Haut, als die Zeit nachgab und Stimmen von früher in die Gegenwart drangen, wurde das Herz der Stadt von einem Tumult aus ihrer eigenen Vergangenheit erfasst.“

Das ist der ruhige Ton, mit dem Cole seine Welt beschreibt, eine Gelassenheit, die fast in Gefühllosigkeit umschlägt, eine maximale Wachheit bei größtmöglicher Distanz, ein Gleichklang, der doch nicht verbergen kann, wie sehr da etwas brodelte und kochte unter der Oberfläche.



Autor Cole: „Sie hatten die Wucht des Aufpralls nicht überlebt“

Denn „Open City“ ist voll von Alltag, U-Bahn-Stationen, Straßenkreuzungen, Himmel, und voll von Bildung, Gustav Mahler, Coetzee, Walter Benjamin – und weil er beides beiläufig verbindet, wurde Cole in Amerika gefeiert und mit dem großen W. G. Sebald verglichen.

„Open City“ ist aber auch voll von Wut, unterdrückter Wut, voll von Gewalt, voll von Trauer und der Frage, wie unsere Erinnerung funktioniert – in New York hat das mit der Wunde des 11. Septembers zu tun, im Leben von Julius ist es ein Fehler, vielleicht ein Verbrechen, das Jahre zurückliegt, es war in Nigeria, und das ihn einholt, als er in New York auf den Hudson River schaut. Und „Open City“ ist ein Buch über Gerechtigkeit und Ras-

sismus, über die Frage, was es heißt, schwarz zu sein und aus Afrika zu kommen – in einer globalisierten Welt, angeblich ohne Grenzen, aber mit Schranken, die wir nicht sehen und die wir nur schwer überwinden.

„Jeder Mensch muss sich unter bestimmten Bedingungen als Sollwert der Normalität setzen“, so beschreibt Cole das moralische Dilemma der modernen Selbsterforschung. „Vielleicht verstehen wir das unter geistiger Gesundheit: dass wir uns selbst, so verschoben wir uns

auch finden mögen, niemals als die Bösewichte unserer eigenen Geschichte wahrnehmen.“

Und so ist dieses Buch vor allem eine Suche, die die Cole-Figur Julius bis nach Brüssel führt, wo er seine Großmutter vermutet, bis in ein Internetcafé, wo er mit einem zornigen marokkanischen Philosophen über Israel, Palästina und die Schuld des Westens diskutiert, bis in die Arme von Simon Rattle, der in New York Mahler dirigiert, die 9. Sinfonie.

„Noch während des Finales erhob sich eine alte Frau in der ersten Reihe und ging den Mittelgang hinauf“, schreibt Cole. „Die alte Frau war gebrechlich, ihr weißes

Haar schimmerte wie eine filigrane Krone, die von hinten angestrahlt wie ein Heiligenschein aussah, und sie bewegte sich so langsam, als sei sie ein Staubkorn, das in der Musik selbst schwebte.“

Am Ende ist es Mahlers Todesmusik, die überdauert. Am Ende ist es die Einsamkeit, die Julius umfasst. Am Ende erzählt Cole von den Vögeln, die starben, als sie gegen die Freiheitsstatue knallten, im Jahr 1888: „Am Morgen des 13. Oktober fand man hundertfünfundsiebzig Zaunkönige“, schreibt Cole. „Sie hatten die Wucht des Aufpralls nicht überlebt, dabei war die Nacht davor nicht sonderlich windig gewesen und auch nicht besonders dunkel.“

GEORG DIEZ

Teju Cole: „Open City“. Aus dem amerikanischen Englisch von Christiane Richter-Nilsson. Suhrkamp Verlag, Berlin; 336 Seiten; 22,95 Euro.



„Wer seiner Berufung folgt, darf von seinem Finanzberater das Gleiche erwarten.“

Dr. h.c. Manfred Lautenschläger, MLP-Gründer

Wer das Leben von Akademikern kennt, kann sie besser beraten. Deshalb hat Manfred Lautenschläger vor mehr als 40 Jahren MLP gegründet. Die Finanzberatung von Akademikern für Akademiker. Mit Beratung auf Augenhöhe. Ein echter Partner bei der persönlichen Finanzplanung. www.mlp.de

Manfred Lautenschläger



Finanzberatung, so individuell wie Sie.

Vorsorge

Vermögen

Gesundheit

Versicherung

Finanzierung

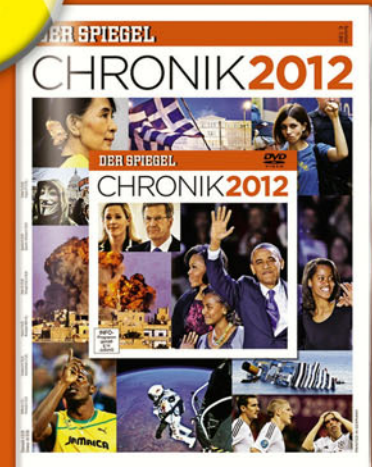
Banking

Nur für Studenten:

12 x den SPIEGEL zum Vorzugspreis + Wunschgeschenk!

GRATIS
zur Wahl

Komplett
für nur
€ 19,90
Über 60 %
gespart!



Edelstahl-Thermoset

Ideal für die Kaffeepause zwischen zwei Vorlesungen. Eine Kanne (0,75 l) und zwei verschließbare Becher aus doppelwandigem Edelstahl – für kalte und für heiße Getränke. Mit Tragetasche.

Trolley-Rucksack

Trolley und Rucksack in einem! Mit Rollenschutz, stufenlos verstellbarem Zuggriff und zwei aufgesetzten Reißverschlusstaschen. Maße (B x H x T): ca. 34 x 52 x 22 cm.

Ihr Zusatzgeschenk:
SPIEGEL-Chronik 2012
mit DVD

B&F - Borken



Ihre Vorteile im Überblick:

- ☒ Wunschgeschenk sichern
- ☒ 12 x den SPIEGEL ohne Risiko testen und über 60 % sparen
- ☒ UniSPIEGEL und KulturSPIEGEL gratis

+ 12 x den digitalen SPIEGEL gratis



Jetzt auch für
Windows 8

- Mit zusätzlichen Hintergrundberichten, Videos, interaktiven Grafiken u. v. m.
- Schon sonntags ab 8 Uhr
- Einfach kostenlose DER SPIEGEL-App installieren, einmal anmelden und auf jedem Gerät lesen
- Optimierte für Windows 8, Android, iPad/iPhone, Kindle und PC/Mac

Ja, ich bin Student und möchte mein SPIEGEL-Sparpaket!

Ich lese den SPIEGEL 12 Wochen zum Vorzugspreis von nur € 19,90 statt € 50,40 im Einzelkauf. Mein Geschenk erhalte ich direkt nach Zahlungseingang. Wenn ich mich nach Erhalt der 10. Ausgabe nicht melde, möchte ich den SPIEGEL weiterbeziehen, dann für nur € 2,95 statt € 4,20 pro Ausgabe im Einzelkauf. Alle Preise inklusive MwSt. und Versand. Ich kann jederzeit zum Monatsende kündigen. Das Angebot gilt nur in Deutschland. Eine Kopie meiner aktuellen Studienbescheinigung ist erforderlich und wird noch vom Verlag abgefordert.

Mein Wunschgeschenk:

☐ Edelstahl-Thermoset (1541)

☐ Trolley-Rucksack (1438)

☒ Zusatzgeschenk SPIEGEL-Chronik 2012 mit DVD

Frau

Herr

Name, Vorname

Straße, Hausnummer

PLZ

Ort

Geburtsdatum

1 9

Telefon (für eventuelle Rückfragen)

E-Mail (für eventuelle Rückfragen)

Ich zahle bequem per Bankeinzug

BLZ

Konto-Nr.

Geldinstitut, Ort

☐ Ja, ich möchte auch von weiteren Vorteilen profitieren. Deshalb bin ich damit einverstanden, dass mich der SPIEGEL-Verlag, die manager magazin Verlagsgesellschaft oder die New Scientist Deutschland GmbH künftig per Telefon und/oder E-Mail über weitere interessante Medienangebote informiert. Wenn Sie künftig unsere Angebote nicht mehr erhalten möchten, können Sie bei uns der Verwendung Ihrer Daten widersprechen.

Datum, Unterschrift



SP12-325



Einfach Coupon senden an:

DER SPIEGEL, Kunden-Service,
20637 Hamburg



Telefon 040 3007-2700

Aktionsnummer SP12-325



Fax 040 3007-857085

Einfach Coupon ausschneiden und faxen

PRESSE

Soziale Härten bei der „FR“

Noch bis Ende Januar ist der Betrieb der insolventen „Frankfurter Rundschau“ („FR“) gesichert. Bis dahin müssen neue Investoren gefunden werden. An der „FR“ interessiert sind sowohl die „Süddeutsche Zeitung“ als auch die „FAZ“. Ob es für die Mitarbeiter, die gekündigt werden, einen Sozialplan geben wird, ist noch nicht entschieden. Die Alteigentümer, der Verlag M. DuMont Schauberg und die SPD-Zeitungsholding DDVG, halten sich in der Frage bedeckt. Vor allem die SPD-Tochter soll nicht in den Ruf geraten, leichtfertig soziale Härten hinzunehmen. Die Altgesellschafter signalisierten nun dem Betriebsrat, dass sie abwarten wollen, bis am Ende des Insolvenzverfahrens Zahlen über einen Personalabbau vorliegen. Bittere Folgen hat die Insolvenz vermutlich für mehrere Mitarbeiter, die bereits im Jahr 2011 freiwillige Aufhebungsverträge unterschrieben, die Zahlung ihrer Abfindung jedoch auf Anfang 2013 verschoben hatten. Dieses Geld könnte in der Insolvenzmasse untergehen – obwohl in einigen Fällen eigens Sonderkonten angelegt wurden. Die Gesellschafter seien „allen ihren finanziellen Verpflichtungen“ nachgekommen, heißt es beim Verlag M. DuMont Schauberg. Es sei nun Aufgabe des Insolvenzverwalters, „zu klären, in welcher Weise die Forderungen der betroffenen Mitarbeiter aus der Insolvenzmasse bedient werden“.



Gruber

DOROTHEE FALKE / T & T

ZDF

Gruber setzt beim Zweiten aus

Monika Gruber, 41, wird ihre ZDF-Sendung „Leute, Leute!“ vorerst nicht fortsetzen. Wie ihr Management bestätigt, will die bayerische Kabarettistin sich stärker ihren Live-Auftritten widmen. Grubers Vertrag mit dem ZDF läuft zum Jahresende aus. Der Sender bemüht sich jedoch, sie zu halten. Diese Woche sollen Gespräche über mögliche neue Formate geführt werden. „Wir würden uns freuen, weiterhin mit Frau Gruber zusammenzuarbeiten“,

sagt Unterhaltungschef Oliver Fuchs. In „Leute, Leute!“ hatte Gruber seit Februar einmal im Monat über aktuellen Klatsch und Tratsch gespöttelt. Offenbar gab es unterschiedliche Ansichten darüber, wie boulevardesk die Sendung ausgerichtet sein soll. Die Quoten lagen unter Senderschnitt. In den Kabarettensendungen „Klugscheißer“ und „Grünwald Freitagscomedy“ vom Bayerischen Fernsehen will Gruber weiterhin mitwirken.

NACHRICHTENAGENTUREN

„Kein Strohhmann“



GERHARD BLANK / DAPD

Der dapd-Käufer Ulrich Ende, 60, über die Zukunftschancen der insolventen Nachrichtenagentur

SPIEGEL: An dapd hatte zuletzt niemand mehr Interesse. Warum steigen Sie ein?

Ende: Ich glaube, dapd hat viel Substanz. Vor drei Jahren hatte die Agentur 130 Mitarbeiter, dann wurde sie, wirtschaftlich unsinnig, aufgebläht auf 300. Nun sind noch 200 Jobs übrig.

Das ist tragisch, aber welches Medienunternehmen konnte denn in den letzten drei Jahren eine solche Personalsteigerung vorweisen?

SPIEGEL: Wie soll dapd überleben, vor allem wenn die Kooperation mit der US-Agentur AP im Januar endet?

Ende: Wir werden den Kunden bis Jahresende ein Angebot unterbreiten, das dem AP-Angebot in nichts nachsteht. Darüber hinaus müssen wir an der journalistischen Eigenständigkeit arbeiten. Es geht nicht darum, ob dapd eine Zweitagentur zur dpa ist, sondern darum, dass Journalisten ihre besondere Leistung schätzen. Das bedeutet auch: mehr selbstrecherchierte Nachrichten. Das klingt banal, findet bisher aber zu wenig statt.

SPIEGEL: Wurde die Marke durch die Insolvenz nicht irreparabel beschädigt?

Ende: Das wird der Markt zeigen, erst dann denken wir vielleicht über eine Namensänderung nach.

SPIEGEL: Wer sind Ihre Mitinvestoren?

Ende: Das geben wir noch bekannt, aber es ist kein großer Name aus der Medienszene dabei. Die Summe ist ja auch moderat, niedrig siebenstellig.

SPIEGEL: 2010 haben Sie im Auftrag der dapd-Eigner Martin Vorderwülbecke und Peter Löw versucht, N24 zu kaufen. Stehen die beiden etwa wieder als Geldgeber hinter Ihnen?

Ende: Ich bin kein Strohhmann. Beide dürften überrascht sein. Und mit N24 hat das auch nichts zu tun – ich kann mir aber TV-Kooperationen vorstellen.

KARRIEREN

Heute kein König

Der einstige Weltstar Helmut Berger soll für RTL ins Dschungel-Camp einziehen. Eine Begegnung in Salzburg weckt Zweifel, ob das gutgehen kann.

Auch an diesem Abend wird es der Welt nicht gelingen, den Ansprüchen des Schauspielers Helmut Berger zu genügen. Das Drama beginnt mit dem „Scheißwetter“, das ihm den Einstieg ins Taxi verleidet, setzt sich fort mit der Fahrt durchs weihnachtlich erleuchtete Salzburg, „dieser Christmas-Dreck“, und erreicht einen ersten Höhepunkt beim Eintreffen im Hotel Sacher.

„Nein“, ruft Berger durch die Empfangshalle, „ich möchte nicht fotografiert werden, das wurde nicht schriftlich vereinbart!“ Er zieht sich aufs Herrenklo zurück, kommt wieder, zetert weiter. „Ich kenne das Geschäft seit 44 Jahren! Das könnt ihr mit der Uschi Glas machen, aber nicht mit mir! Aus! Aus!“

Erst als seine Haushälterin und Abendbegleitung Ulrike damit droht, ihn auf der Stelle in ein Taxi nach Hause zu setzen, und zwar ohne Essen, kapituliert er und platziert sich für den Fotografen vor einer in Öl gemalten Berglandschaft, entnervt, aber mit der Gewissheit, noch gefragt zu sein.

Zumindest die ist geblieben von der Zeit, als die Presse ihn den schönsten Mann der Welt nannte und er mehr Sex ausstrahlte als Robert Pattinson und Leonardo DiCaprio zusammen.

Einst spielte er Ludwig II. und Dorian Gray. Die Standfotos aus diesen Filmen sind Ikonen, gerade ist ein Bildband erschienen, der den makellosen jungen Mann zeigt, ohne Hemd oder nur mit Handtuch um die Hüfte. Seine große Liebe war der italienische Regisseur Luchino Visconti; der 38 Jahre Ältere führte nicht nur in Bergers wichtigsten Filmen Regie, sondern auch in seinem Leben.

Nach Viscontis Tod 1976 ging es rapide bergab. Berger zelebrierte seinen Verfall öffentlich, brillierte nur noch in der Rolle des peinlichen Onkels, der jede Feier sprengt. Er pinkelte in New York gegen einen Tresen, torkelte nasebohend über den Frankfurter Opernball, landete schließlich im Dekolleté von Gina Lollobrigida und trank sich durch die deutschen Talkshows.

Dort tat er immer so blasiert, als habe er den ganzen Zirkus gar nicht nötig. Im Oktober nun bei „Markus Lanz“ mochte



„Die sind alle nicht normal. Außer mir. Ich bin der Einzige, der die Realität sieht.“

Schauspieler Berger

DIETER MAYER / DER SPIEGEL

ihm die Dandy-Pose nicht mehr gelingen. Aufgedunsen hing er im Sessel, beleidigte die Sängerin Jasmin Wagner, brachte Heineken und Honecker durcheinander, die Haare waren so wirr wie seine Reden, er sah aus wie 80, nicht wie 68.

Prominente in diesem Zustand ziehen sich entweder aufs Altenteil zurück. Oder sie landen im Dschungel-Camp von RTL. Berger hat vor zwei Wochen unterschrieben. Am 6. Januar soll er nach Australien reisen, fünf Tage später läuft die erste Show. 70 000 Euro bezahlen sie ihm. Das Geld kann er gebrauchen.

Wenn es gut läuft für RTL, wird Berger als zickige Diva die Quoten explodieren lassen. Er wird den übrigen Insassen die Hölle heißmachen, dem Kaufhauserpresser Arno Funke genauso wie der Mutter von Daniela Katzenberger und der Hamburger Drag-Queen Olivia Jones.

Wenn es aber schlecht läuft, wird Berger zu alldem gar nicht in der Lage sein. Dann wird die Frage aufkommen, ob der Sender mit seinem Krawall-Kalkül im Fall Berger nicht eine Grenze überschreitet. Wer Berger vor dem Hotel Sacher mühsam aus dem Taxi krabbeln sieht, gestützt

von seiner Begleiterin, fragt sich, wie er überhaupt den Flug durchstehen soll. Zum Auftritt neulich bei Lanz war er extra zwei Tage früher angereist, weil er nach dem Trip von Salzburg nach Hamburg einen Tag Erholung brauchte.

Wer die Lanz-Sendung gesehen hat, muss an der Zurechnungsfähigkeit des einstigen Stars zweifeln. Freunde sagen, sie hätten inständig gehofft, sein Doktor werde ihm den Dschungel noch verbieten. Offenbar ist es Berger jedoch gelungen, sich das ärztliche Okay zu holen, das RTL von ihm gefordert hat. Die Dschungel-Prüfungen aber dürfte er kaum schaffen. Und wie wird der Sender mit Bergers Alkoholbedarf umgehen? Mit einer täglichen Extraration Bier? Müsste man Berger nicht vor sich selbst schützen? RTL mag sich dazu nicht äußern, will aber jeden Kandidaten in Australien nochmals von einem Arzt untersuchen lassen.

Berger selbst gibt sich abenteuerlustig: „Ich liebe den Wettbewerb! Ich habe Energie!“ Auf dem Weg nach Australien möchte er einen Stopp in Singapur einlegen und dort zwei Tage lang shoppen. Dschungel-König wolle er nicht werden, „als Ludwig II. war ich Märchenkönig, das reicht“.

Die Dschungel-Show habe er noch nie gesehen, wer außer ihm teilnehme, wisse er nicht. „Aber die sind alle nicht normal. Außer mir. Ich bin der Einzige, der die Realität sieht. Ich habe die Welt gesehen, ich war in Kenia auf Safari, kenne São Paulo in- und auswendig.“ Im Urwald will er erst mal die Regeln ändern und sich weigern, Kakerlaken zu essen. „Die sollen mich mal kennenlernen.“

Im Sacher hingegen kennen sie ihn schon. Journalisten wie Freunde trifft er in der Regel hier. Im Sheraton haben sie ihm nach einem unbotmäßigen Auftritt angeblich mal Hausverbot erteilt, was dort keiner bestätigen will. Im Sacher jedenfalls lassen sie ihn gewähren.

Zum Essen trinkt er Rotweinschorle in großen Schlucken und schikaniert den Kellner. Ob er Wein nachschenken dürfe? „Blöde Frage!“, pampft Berger. „Aber mit der rechten Hand!“ Das Tatar lässt er zurückgehen, weil ihm die Portion zu klein ist („Haben Sie einen Vogel?“). Sie wird verdoppelt, Berger lässt die Hälfte stehen.

Seine Allüren ließen Berger schon immer mehr wie die Karikatur einer Diva wirken. Heute helfen sie ihm, sich noch als Star zu fühlen – und für ein paar Stunden seiner privaten Tristesse zu entfliehen.

Berger wohnt in einem Zwei-Zimmer-Apartment an einer Salzburger Durchfahrtstraße. „Steinberger“ steht an der Klingel, das ist sein bürgerlicher Name und der seiner Mutter, mit der er sich die Wohnung in ihren letzten Jahren geteilt



Darsteller Berger in „Das Bildnis des Dorian Gray“, 1970*

PICTURE ALLIANCE / DPA

* Mit Kollege Richard Todd.

hat. Zeitweise hatte er nicht einmal ein eigenes Schlafzimmer.

Gäste empfängt er hier so gut wie nie. Die Wohnung verlässt er kaum, „ich lebe nur drinnen“. Außer wenn er zum Arzt muss. Oder sich doch mal wieder ein Angebot auftut wie der Paganini-Film mit David Garrett, für den er in diesem Jahr ein paar Tage vor der Kamera stand.

Die meiste Zeit sitze er in seinem Sessel, sagen Bekannte, Bier und die Fernbedienung in Reichweite. Berger schaut Casting-Shows wie „X Factor“ und „The Voice of Germany“ oder Dokumentationen übers „Dritte Reich“. Manchmal bestellt er sich Pizza mit extravielen Pilzen.

Er sagt, im Sommer sei er besser drauf, aber jetzt kämen wieder die Depressionen. Im Oktober jährte sich Muttis Todestag zum dritten Mal. Berger bekreuzigt sich. Er sagt, er hätte so gern einen Hund. Einen kleinen Spitz, weiß, mit Flecken. Plötzlich fällt ihm ein, dass er über all das gar nicht reden mag, die Fragen sind ihm zu privat, „was erlauben Sie sich? Sie sind frech!“

Freunde sind ihm nur wenige geblieben. Manchmal geht die Karajan-Witwe mit ihm essen oder eine Gräfin Walderdorff, seine Uralt-Bekannte.

Jedoch haben sich in den vergangenen Jahren immer wieder Frauen gefunden, die sich um ihn kümmern. Einige aus Barmherzigkeit. Andere, weil sie an seinen seltenen Engagements noch etwas mitverdienen wollten. Manche sind geblieben, andere haben es nicht lange ausgehalten.

Aktuell kümmern sie sich zu dritt um ihn. Sie sind einander nicht besonders grün, aber alle wissen sie mit seinen Launen umzugehen und damit, dass er heute das Gegenteil von gestern sagt und sich morgen womöglich an beides nicht mehr erinnern wird.

Eine von ihnen ist Andrea Worek, die sich als seine Assistentin bezeichnet. Sie hat mit RTL verhandelt.

Eine andere ist Holde Heuer, die Autorin seiner Autobiografie. Sie begleitet Berger manchmal auf Reisen. In einem Interview hat er sie einmal als „dumme Zicke“ bezeichnet und das gemeinsame Buch als „Dreck“. Am Telefon schwärmt sie, er sei ein wunderbar großzügiger Mensch.

Am nächsten steht ihm derzeit Ulrike Rambert, 46, die er gern als seine Cousine vorstellt. Sie putzt für ihn und kauft ein, sie beseitigt das Chaos, wenn wie neulich die Waschmaschine einen Knall tut, weil Berger sie mit seiner Sammlung von Hotelbademänteln vollgestopft und mit dem Fuß nachgetreten hat, damit die Tür zugeht. „Tsunami“ nennt Berger sie, weil sie seine Unordnung durcheinanderbringt. Rambert begleitet ihn zu Interviews und soll auch mit nach Australien fliegen. Sie hat sechs Kinder großgezogen. Das mag im Umgang mit Berger helfen.

Für den 23. Dezember hat sie ihn zu sich nach Hause eingeladen, damit auch er ein bisschen Weihnachten hat.

Nachts schreibt er ihr manchmal Zettel und drapiert sie auf dem Boden. Da steht dann, dass sie eine Glühbirne kaufen soll. Oder: „Wann gibt es Schnitzel?“ Aber so gute Schnitzel wie Mutti kriegt eh keine hin. Überhaupt können sie selbst zu dritt Mutti nicht ersetzen.

Vielleicht ist es jetzt an der Zeit, die mitgebrachten Fotos auf den Tisch zu le-

angeblich versucht, ihm Visconti auszuspannen. Aber Sie selbst – wie sehen Sie aus? Berger brummt: „Meine Seele bekommen Sie nicht!“ Schweigen.

Seit kurzem gibt es einen jungen Mann in Bergers Leben. Die Boulevardzeitungen haben daraus gleich eine Liebesaffäre gemacht. Julian Stoeckel ist 25 Jahre alt, ein bisschen Schauspieler, ein bisschen Modeschöpfer. Er hat eine schrille Lache und ein Faible für die sechziger Jahre. Stoeckel war schon immer ein Fan von Berger, und als dieser neulich in Berlin eine Pressekonferenz gab, setzte er sich provokant in die zweite Reihe und steckte Berger danach seine Nummer zu. Später hat er ihn zum Essen im Hotel besucht.

Stoeckel spricht von langen Telefonaten und „tiefer Zuneigung“. Dass sie etwas miteinander hätten, hat er nie behauptet. Aber jetzt, da die Presse so eifrig über ihn und Berger berichtet, mag er die Gerüchte auch nicht dementieren. Stoeckel sagt: Der Helmut und er, das sei so wie Visconti und der junge Berger.

Er hat seinem neuen Freund Helmut ein versilbertes Kettenarmband geschenkt, das dieser beim Abendessen im Sacher trägt, aber auch darüber will Berger jetzt nicht reden. Überhaupt hat sich das Gespräch nicht zum Besseren entwickelt. Bekommen Sie eigentlich noch Autogrammpost? „Ja, aber ich antworte nicht. Keine Zeit.“ Aber was machen Sie denn den ganzen Tag? „Wichsen.“

Berger sagt jetzt, der ganze Abend sei schiefgelaufen, und bezeichnet den Interviewer als dumm. Er sagt es auf Italienisch, „stupido“ klingt etwas vornehmer. „Wissen Sie, was Sie sind?“, fragt er. „Sie sind ein U-u-u!“ Mag das aber auch auf Nachfrage nicht weiter ausführen.

Zum Nachschick ordert er „Irish Coffee, but more irish than coffee“. Der dunkelhäutige Kellner schaut ratlos. „Er ist doch ein Neger! Warum spricht er denn kein Englisch?“ Weil der Irish Coffee so heiß ist, lässt er ihn mit Eisdübeln kühlen. Berger hat jetzt einen Milchbart. Seine Augen sind nur noch Schlitze.

Dann schimpft er noch eine Runde über RTL. Sie wollen mit ihm in Köln den Vorspann für die Dschungel-Show drehen. Einen Smoking soll er tragen, sie hätten nach seinen Maßen gefragt. Als ob er seine Maße wüsste! „Ich trage Versace! Da sind doch keine Maße drin! Arschlöcher!“

Seine Ulrike soll ihn jetzt nach Hause geleiten, aber sie schiebt ihn rasch ins Taxi und verabschiedet sich von ihm.

ALEXANDER KÜHN



Ehrengäste Ursula Andress, Berger um 1985
„Wann gibt es Schnitzel?“

gen. Sie könnten das Gespräch beleben. Eines zeigt ihn bei Lanz mit wüster Frisur und rausgestreckter Zunge. Herr Berger, was für einen Menschen sehen wir hier, und was will er uns sagen? Berger schaut das Bild an, zerreißt es wortlos.

Zweites Foto, Berger vor 40 Jahren mit nacktem Oberkörper als Dorian Gray, der einen teuflischen Pakt eingeht, um ewig jung zu bleiben. Berger sagt: „Kann mich nicht erinnern.“

Bergers athletischer Körper und das feine Gesicht waren Gottesgeschenke, die er mit Alkohol und Kokain über Jahrzehnte zugrunde richtete. An Viscontis erstem Todestag versuchte Berger, sich umzubringen. Später spielte er noch im dritten Teil von „Der Pate“ mit und im „Denver-Clan“, fand aber nie mehr zu alter Größe.

Mit seinem heutigen Aussehen sei er zufrieden, behauptet Berger. „Aber schaut euch mal den Alain Delon an! Der sieht doch aus wie die Hexen von Eastwick!“ Delon konnte er nie leiden. Hat



Ausgewählt &
präsentiert von

KulturSPIEGEL

Deutschlands größtes Kultur-Magazin



Die Großen Kinomomente sind wieder da!

Nach dem Erfolg der ersten 100 Filme folgen nun 25 weitere Titel.
Erstmals als DVD und Blu-ray.

Alle neuen Titel im Überblick:

The King's Speech | In einer besseren Welt | Der Mandant | Blue Valentine | Warrior | The Fighter | Perfect Sense | The Road Nowhere Boy | Die Haut, in der ich wohne | Unsere Ozeane Alles kosher! | Company Men | Das Ende ist mein Anfang | Whatever works | Lebanon | Deliver us from Evil Whistleblower - In gefährlicher Mission | Der kleine Nick Der Baum der Helden | Wer wenn nicht wir | Easy Money Die Tür | Roller Girl | Drive

JEDE DVD UVP **9.99**
Euro (inkl. MwSt.)
JEDE BD UVP **12.99**
Euro (inkl. MwSt.)
AB SOFORT IM HANDEL UND
UNTER WWW.SPIEGEL.DE/SHOP
ERHÄLTlich



Alle Titel im hochwertigen Mediabook mit Informationen zum Film.
Auch als Gesamtausgaben mit jeweils 25 DVDs oder 25 Blu-rays erhältlich.

Impressum

Ericusspitze 1, 20457 Hamburg, Telefon (040) 3007-0 · Fax -2246 (Verlag), -2247 (Redaktion) E-Mail spiegel@spiegel.de

HERAUSGEBER Rudolf Augstein (1923 – 2002)

CHEFREDAKTEURE Georg Mascolo (V. i. S. d. P.),
Mathias Müller von Blumencron

STELLV. CHEFREDAKTEURE Klaus Brinkbäumer, Dr. Martin Doerry

ART DIRECTION Uwe C. Beyer

Politischer Autor: Dirk Kurbjuweit

DEUTSCHE POLITIK · HAUPTSTADTBÜRO Leitung: Konstantin von Hammerstein, René Pfister (stellv.). *Redaktion Politik:* Ralf Beste, Peter Müller, Ralf Neukirch, Gordon Repinski, Jörg Schindler, Merlind Theile. *Autor:* Markus Feldenkirchen

Redaktion Wirtschaft: Sven Böll, Markus Dettmer, Gerald Traufetter. *Reporter:* Alexander Neubacher, Christian Reiermann

Meinung: Dr. Gerhard Spörl

DEUTSCHLAND Leitung: Alfred Wieznier, Cordula Meyer (stellv.), Dr. Markus Verbeet (stellv.); Hans-Ulrich Stoldt (Panorama). *Redaktion:* Felix Bohr, Jan Friedmann, Michael Fröhling, Hubert Gude, Carsten Holm, Anna Kistner, Charlotte Klein, Petra Kleinau, Guido Kleinhubert, Bernd Kühn, Günther Latsch, Udo Ludwig, Andreas Ulrich, Antje Windmann. *Autoren, Reporter:* Jürgen Dahlkamp, Dr. Thomas Darnstadt, Gisela Friedrichsen, Beate Lakotta, Bruno Schrep, Dr. Klaus Wiegrefe

Berliner Büro Leitung: Holger Stark, Frank Hornig (stellv.). *Redaktion:* Sven Becker, Markus Degeher, Özlem Gezer, Sven Röbel, Michael Sontheimer, Andreas Wassermann, Peter Wensierski. *Autoren:* Stefan Berg, Jan Fleischhauer

WIRTSCHAFT Leitung: Armin Mahler, Michael Sauga (Berlin), Thomas Tuma, Marcel Rosenbach (stellv., Medien und Internet). *Redaktion:* Susanne Amann, Markus Brauck, Isabell Hülsen, Alexander Jung, Nils Klawitter, Alexander Kühn, Martin U. Müller, Jörg Schmitt, Janko Tietz. *Autoren, Reporter:* Markus Grill, Dietmar Hawranek, Stefan Niggemeier, Michaela Schießl

AUSLAND Leitung: Clemens Höges, Britta Sandberg, Juliane von Mittelstaedt (stellv.). *Redaktion:* Dieter Bednarz, Manfred Ertel, Julia Amalia Heyer, Jan Puhl, Daniel Steinworth, Thilo Thielke, Helene Zuber. *Autoren, Reporter:* Hans Hoyng, Susanne Koelbl, Walter Mayr, Dr. Christian Neef, Christoph Reuter

Diplomatischer Korrespondent: Dr. Erich Follath

WISSENSCHAFT UND TECHNIK Leitung: Johann Grolle, Olaf Stampf. *Redaktion:* Jörg Blech, Manfred Dworschak, Marco Evers, Dr. Veronika Hackenbroch, Laura Höflinger, Julia Koch, Kerstin Kullmann, Hilmar Schmudt, Matthias Schulz, Samira Shafy, Frank Thadusz, Christian Wund. *Autoren:* Rafaela von Bredow

KULTUR Leitung: Lothar Gorris, Dr. Joachim Kronsbain (stellv.). *Redaktion:* Lars-Olav Beier, Susanne Beyer, Dr. Volker Hage, Ulrike Knöfel, Philipp Oehmke, Tobias Rapp, Elke Schmitter, Katharina Stegelmann, Claudia Voigt, Martin Wolf. *Autoren, Reporter:* Georg Diez, Wolfgang Hübner, Dr. Romain Leick, Matthias Matussek, Katja Thimm, Dr. Susanne Weingarten

KulturSPIEGEL: Marianne Wellershoff (verantwortlich). Tobias Becker, Anke Dürr, Maren Keller, Daniel Sander

GESELLSCHAFT Leitung: Matthias Geyer, Cordt Schinibben, Barbara Supp (stellv.). *Redaktion:* Hauke Goos, Barbara Hardinghaus, Wiebke Hollersen, Ralf Hoppe, Ansbart Kneip, Dialika Neufeld, Bettina Stiekel, Takis Würger. *Reporter:* Uwe Buse, Jochen-Martin Gutsch, Thomas Huetlin, Guido Mingels, Alexander Osang, Dr. Stefan Willeke

SPORT Leitung: Gerhard Pfeil, Michael Wulzinger. *Redaktion:* Lukas Eberle, Cathrin Gilbert, Maik Großekathöfer, Detlef Hacke, Jörg Kramer

SONDERTHEMEN Leitung: Dietmar Pieper, Annette Großbongard (stellv.), Norbert F. Pötzl (stellv.). *Redaktion:* Annette Bruhns, Angela Gatterbug, Uwe Klüßmann, Joachim Mohr, Bettina Musall, Dr. Johannes Saltzwedel, Dr. Rainer Traub

MULTIMEDIA Jens Radü; Nicola Abé, Roman Höfner, Marco Kasang, Bernhard Riedmann

CHEF VOM DIENST Thomas Schäfer, Katharina Lüken (stellv.), Holger Wolters (stellv.)

SCHLUSSREDAKTION Anke Jensen; Christian Albrecht, Gesine Block, Regine Brandt, Reinhold Bussmann, Lutz Diedrichs, Bianca Hunekuhl, Sylke Kruse, Maika Kunze, Stefan Moos, Reimer Nagel, Dr. Karen Ortiz, Manfred Petersen, Fred Schlotterbeck, Sebastian Schulin, Tapio Sirikka, Ulrike Wallenfels

PRODUKTION Solveig Binroth, Christiane Stauder, Petra Thormann; Christel Basilon, Petra Gronau, Martina Treumann

BILDREDAKTION Michaela Herold (Ltg.), Claudia Jeczawitz, Claus-Dieter Schmidt, Sabine Dötting, Torsten Feldstein, Thorsten Gerke, Andrea Huss, Antje Klein, Elisabeth Kolb, Matthias Krug, Parvin Nazemi, Peer Peters, Karin Weinberg, Anke Wellnitz

E-Mail: bildred@spiegel.de

SPIEGEL Foto USA: Susan Wirth, Tel. (001212) 3075948

GRAFIK Martin Brinker, Johannes Unselt (stellv.); Cornelia Baumermann, Ludger Bollen, Thomas Hammer, Anna-Lena Kornfeld, Gernot Matzke, Cornelia Pfauter, Julia Saur, Michael Walter

LAYOUT Wolfgang Busching, Jens Kuppi, Reinhold Wurst (stellv.); Michael Abke, Katrin Bollmann, Claudia Franke, Bettina Fuhrmann, Ralf Geilhufe, Kristian Heuer, Nils Küppers, Sebastian Raulf, Barbara Rodiger, Doris Wilhelm

Besondere Aufgaben: Michael Rabanus

Sonderhefte: Rainer Sennwald

TITELBILD Stefan Kiefer, Suzie Barrett, Iris Kuhlmann, Gershon Schwallenberg, Arne Vogt

REDAKTIONSVERTRETUNGEN DEUTSCHLAND

BERLIN Pariser Platz 4a, 10117 Berlin; Deutsche Politik, Wirtschaft Tel. (030) 886688-100, Fax 886688-111; Deutschland, Wissenschaft, Kultur, Gesellschaft Tel. (030) 886688-200, Fax 886688-222

DRESDEN Maximilian Popp, Wallgäßen 4, 01097 Dresden, Tel. (0351) 26620-0, Fax 26620-20

INTERNET www.spiegel.de

REDAKTIONSBLG spiegel.de@spiegelblg

TWITTER [@derspiegel](https://twitter.com/derspiegel)

FACEBOOK facebook.com/derspiegel

DÜSSELDORF Georg Bönisch, Frank Dohmen, Barbara Schmid, Fide-lius Schmid, Carlplatz 14/15, 40213 Düsseldorf, Tel. (0211) 86679-01, Fax 86679-11

FRANKFURT AM MAIN Matthias Bartsch, Martin Hesse, Simone Kaiser, Anne Seith, An der Welle 5, 60322 Frankfurt am Main, Tel. (069) 9712680, Fax 97126820

KARLSRUHE Dietmar Hipp, Waldstraße 36, 76133 Karlsruhe, Tel. (0721) 22737, Fax 9204449

MÜNCHEN Dinah Deckstein, Conny Neumann, Steffen Winter, Rosental 10, 80331 München, Tel. (089) 4545950, Fax 45459525

STUTTGART Eberhardstraße 73, 70173 Stuttgart, Tel. (0711) 664749-20, Fax 664749-22

REDAKTIONSVERTRETUNGEN AUSLAND

ABU DHABI Alexander Smolczyk, P.O. Box 35 290, Abu Dhabi

BRÜSSEL Christoph Pauly, Christoph Schult, Bd. Charlemagne 45, 1000 Brüssel, Tel. (00322) 2306108, Fax 2311436

ISTANBUL PK 90 Beyoglu, 34431 Istanbul, Tel. (0090212) 2389558, Fax 2569769

KAIRO Volkhard Windfuhr, 18, Shari' Al Fawakih, Muhandisin, Kairo, Tel. (00202) 37604944, Fax 37607655

LONDON Christoph Scheuermann, P.O. Box 64199, London WC1A 9FF, Fax (004420) 34902948

MADRID Apartado Postal Número 100 64, 28080 Madrid, Tel. (0034) 650652889

MOSKAU Matthias Schepp, Ul. Bol. Dmitrowka 7/5, Haus 2, 125009 Moskau, Tel. (007495) 96020-95, Fax 96020-97

NAIROBI Horand Knap, P.O. Box 1402-00621, Nairobi, Tel. (00254) 207123387

NEU DELHI Dr. Wieland Wagner, 210 Jor Bagh, 2F, Neu Delhi 110003, Tel. (009111) 41524103

NEW YORK Ulrich Fichtner, Thomas Schulz, 10 E 40th Street, Suite 3400, New York, NY 10016, Tel. (001212) 2217583, Fax 3026258

PARIS Mathieu von Rohr, 12, Rue de Castiglione, 75001 Paris, Tel. (00331) 58625120, Fax 42960822

PEKING Bernhard Zand, P.O. Box 170, Peking 100101, Tel. (008610) 65323541, Fax 65325453

RIO DE JANEIRO Jens Glüsing, Caixa Postal 56071, AC Urca, 22290-970 Rio de Janeiro-RJ, Tel. (005521) 2275-1204, Fax 2543-9011

ROM Fiona Ehlers, Largo Chigi 9, 00187 Rom, Tel. (003906) 6797522, Fax 6797768

SAN FRANCISCO Dr. Philip Bethge, P.O. Box 151013, San Rafael, CA 94915, Tel. (001415) 7478940

SHANGHAI Sandra Schulz, Wukang Road 115, Room 3, Xuhui District, Shanghai 200031, Tel. (008621) 64661293

TEL AVIV P.O. Box 8387, Tel Aviv-Jaffa 61083, Tel. (009723) 6810998, Fax 6810999

WARSAU P.O. Box 31, ul. Waszyngtona 26, PL- 03-912 Warschau, Tel. (004822) 6179295, Fax 6179365

WASHINGTON Marc Hujer, Dr. Gregor Peter Schmitz, 1202 National Press Building, Washington, D.C. 20045, Tel. (001202) 3475222, Fax 3473194

DOKUMENTATION Dr. Hauke Janssen, Cordelia Freiwald (stellv.), Axel Pult (stellv.), Peter Wahle (stellv.); Jörg-Hinrich Ahrens, Dr. Susmita Arp, Dr. Anja Bednarz, Ulrich Booms, Dr. Helmut Bott, Viola Broecker, Dr. Heiko Buschke, Andrea Curtaz-Wilkens, Johannes Elzschig, Johannes Erasmus, Klaus Falkenberg, Catrin Fandja, Anne-Sophie Fröhlich, Dr. André Geicke, Silke Geister, Thorsten Hapke, Susanne Heitker, Carsten Hellberg, Stephanie Hoffmann, Bertolt Hunger, Joachim Im-misch, Kurt Jansson, Michael Jürgens, Tobias Kaiser, Renate Kemper-Gussek, Jessica Kensioki, Ulrich Klötzer, Ines Köster, Anna Kovac, Peter Lakemeier, Dr. Walter Lehmann-Wiesner, Michael Lindner, Dr. Petra Ludwig-Sidow, Rainer Lübbert, Sonja Maaß, Nadine Markwaldt-Buchhorn, Dr. Andreas Meyhoff, Gerhard Minich, Cornelia Moormann, Tobias Mulot, Bernd Musa, Nicola Naber, Margret Nitsche, Malte Nohrn, Sandra Ofner, Thorsten Oltmer, Axel Rentsch, Thomas Riedel, Andrea Sauerbier, Maximilian Schäfer, Marko Scharlow, Rolf G. Schierhorn, Mirjam Schlossarek, Dr. Regina Schlüter-Ahrens, Mario Schmidt, Thomas Schmidt, Andrea Schumann-Eckert, Ulla Siegenthaler, Jil Sö-rensen, Rainer Staudhammer, Tuisiko Steinhoff, Dr. Claudia Stodte, Stefan Storz, Rainer Szymm, Dr. Eckart Teichert, Nina Ulrich, Ursula Wamser, Peter Wetter, Kirsten Wiedner, Holger Wilkop, Karl-Henning Windelbandt, Anika Zeller

LESER-SERVICE Catherine Stockinger

NACHRICHTENDIENSTE AFP, AP, dpa, Los Angeles Times / Washing-ton Post, New York Times, Reuters, sid

SPIEGEL-VERLAG RUDOLF AUGSTEIN GMBH & CO. KG

Verantwortlich für Anzeigen: Norbert Facklam

Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 66 vom 1. Januar 2012
Mediaunterlagen und Tarife: Tel. (040) 3007-2540, www.spiegel-qc.de

Commerzbank AG Hamburg, Konto-Nr. 6181986, BLZ 200 400 00

Verantwortlich für Vertriebe: Thomas Hass

Druck: Prinovis, Dresden Prinovis, Itzehoe

DER SPIEGEL wird auf Papier aus verantwortungsvollen Quellen gedruckt.

VERLAGSLEITUNG Matthias Schmolz, Rolf-Dieter Schulz

GESCHÄFTSFÜHRUNG Ove Saffa

DER SPIEGEL (USPS No. 0154520) is published weekly by SPIEGEL VERLAG. Subscription price for USA is \$ 350 per annum. K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St, Englewood, NJ 07631. Periodicals postage is paid at Englewood, NJ 07631, and additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DER SPIEGEL, GLP, P.O. Box 9868, Englewood, NJ 07631.

Service

Leserbriefe

SPIEGEL-Verlag, Ericusspitze 1, 20457 Hamburg
Fax: (040) 3007-2966 E-Mail: leserbriefe@spiegel.de

Fragen zu SPIEGEL-Artikeln / Recherche

Telefon: (040) 3007-2687 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: artikel@spiegel.de

Nachdruckgenehmigungen für Texte und Grafiken:

Nachdruck und Angebot in Lesezirkeln nur mit schriftlicher Genehmigung des Verlags. Das gilt auch für die Aufnahme in elektronische Datenbanken und Mailboxen sowie für Vervielfältigungen auf CD-Rom.

Deutschland, Österreich, Schweiz:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

übriges Ausland:

New York Times News Service/Syndicate
E-Mail: nytsyn-paris@nytimes.com
Telefon: (00331) 41439757

für Fotos:

Telefon: (040) 3007-2869 Fax: (040) 3007-2966
E-Mail: nachdrucke@spiegel.de

SPIEGEL-Shop

SPIEGEL-Bücher, SPIEGEL-TV-DVDs, Titelillustrationen als Kunstdruck und eine große Auswahl an weiteren Büchern, CDs, DVDs und Hörbüchern unter www.spiegel.de/shop
Abonnenten zahlen keine Versandkosten.

SPIEGEL-Einzelhefte (bis drei Jahre zurückliegend)

Telefon: (040) 3007-4888 Fax: (040) 3007-857050
E-Mail: nachbestellung@spiegel.de

Ältere SPIEGEL-Ausgaben

Telefon: (08106) 6604 Fax: (08106) 34196
E-Mail: spodats@t-online.de

Kundenservice

Persönlich erreichbar Mo. – Fr. 8.00 – 19.00 Uhr,
Sa. 10.00 – 16.00 Uhr
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service, 20637 Hamburg
Telefon: (040) 3007-2700 Fax: (040) 3007-3070
E-Mail: aboservice@spiegel.de

Abonnement für Blinde

Audio Version, Deutsche Blindenstudienanstalt e.V.
Telefon: (06421) 606265
Elektronische Version, Frankfurter Stiftung für Blinde
Telefon: (069) 955124-0

Abonnementspreise

Inland: zwölf Monate € 208,00
Studenten Inland: 52 Ausgaben € 153,40 inkl. sechsmal UniSPIEGEL
Österreich: zwölf Monate € 234,00
Schweiz: zwölf Monate sfr 361,40
Europa: zwölf Monate € 262,60
Außerhalb Europas: zwölf Monate € 340,60
Der digitale SPIEGEL: zwölf Monate € 197,60
Befristete Abonnements werden anteilig berechnet.

Abonnementsbestellung

bitte ausschneiden und im Briefumschlag senden an
SPIEGEL-Verlag, Abonnenten-Service,
20637 Hamburg – oder per Fax: (040) 3007-3070.

Ich bestelle den SPIEGEL

☐ für € 4,00 pro Ausgabe

☐ für € 3,80 pro digitale Ausgabe

☐ für € 0,50 pro digitale Ausgabe zusätzlich zur Normallieferung. Eilbotenzustellung auf Anfrage.
Das Geld für bezahlte, aber noch nicht gelieferte Hefte bekomme ich zurück. Bitte liefern Sie den SPIEGEL an:

Name, Vorname des neuen Abonnenten

Straße, Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort

Ich zahle

☐ bequem und bargeldlos per Bankeinzug (1/4-jährl.)

Bankleitzahl Konto-Nr.

Geldinstitut

☐ nach Erhalt der Jahresrechnung. Ein Widerrufsrecht besteht nicht.

Datum, Unterschrift des neuen Abonnenten

SP12-001
SD12-006
SD12-008 (Upgrade)



ELIZABETH RUIZ / DPA

THEMA DER WOCHE

DAS ENDE IST NAH

Deuter des Maya-Kalenders sind sich sicher: Der Weltuntergang steht am 21. Dezember 2012 bevor. SPIEGEL ONLINE berichtet über das Geschäft mit dem Jüngsten Tag und die Endzeitstimmung in Mexiko, der Heimat der einstigen Hochkultur.

WIRTSCHAFT | Die Geldmaschine

Die Notenbanken fluten weltweit die Märkte mit gigantischen Summen. SPIEGEL ONLINE erklärt, mit welchen Mechanismen die neuen Milliarden entstehen.

GESUNDHEIT | Therapie nach Geschlecht

Männer und Frauen leiden unterschiedlich – auch psychisch. Forscher fordern nun, Psychotherapien zu entwickeln, die besser auf weibliche beziehungsweise männliche Bedürfnisse zugeschnitten sind.

SPORT | Drittligisten hoffen auf Fußball-Wunder

Im Achtelfinale des DFB-Pokals kämpfen die zwei verbliebenen Drittligisten um die Sensation. Doch Kickers Offenbach und Karlsruher SC haben schwere Gegner: Fortuna Düsseldorf und SC Freiburg. SPIEGEL ONLINE berichtet live.

einstages.de | Ich glaub, ich bin ein Zwerg



DDP IMAGES

Zur Premiere von „Schneewittchen und die sieben Zwerge“ vor 75 Jahren lud Walt Disney ausschließlich Hollywood-Prominenz – und manche von ihnen erkannten sich auf der Leinwand wieder. Für die Protagonisten in seinem Trickfilm nahm der Visionär Stars zum Vorbild. einstages.de zeigt, welcher Zwerg von welcher Berühmtheit inspiriert wurde.

www.spiegel.de – Schneller wissen, was wichtig ist

SPIEGEL TV

SONNTAG, 23. 12., 22.00 – 22.45 UHR | RTL
SPIEGEL TV MAGAZIN

Droge Zucker – Die Deutschen lieben Süßes: Rund 36 Kilogramm Zucker pro Kopf nimmt der Durchschnittsbürger hierzulande im Jahr zu sich, das ist rund doppelt so viel, wie die Deutsche Gesellschaft für Ernährung empfiehlt. Übergewicht ist inzwischen mit anderen Zivilisationskrankheiten eine der größten Gefahren für die Gesundheit. Doch warum essen sich die Menschen so dick? Forscher wie der US-amerikanische Professor Robert Lustig haben den Zucker im Verdacht, schuld an all dem Übel zu sein.



Zubereitung von Süßigkeiten

SAMSTAG, 22. 12., 22.00 – 24.00 UHR | VOX
DIE SAMSTAGSDOKUMENTATION

Großfamilien im Weihnachtsstress!

Die Adventszeit ist besonders für Familien mit vielen Kindern eine echte logistische Herausforderung. Weihnachtsplätzchen backen im Akkord, Sterne basteln in Sonderschichten, Geschenke einpacken wie am Fließband. Auch finanziell bringt jeder Dezember Großfamilien oft an ihre Grenzen. Wie sehen die Wunschzettel von Kindern mit vielen Geschwistern aus? Bekommen Mehrlinge etwa alle das Gleiche? Und wie kann man auch mit wenig Geld die vielen Kleinen glücklich machen? Die Samstagsdokumentation begleitet XXL-Familien in den stressigen Wochen vor Weihnachten.

DONNERSTAG, 20. 12., 17.35 – 18.20 UHR | ARTE
Wunderwelten –
Leben am Rande der Welt

Die australische Region Kimberley gehört zu den einsamsten Landstrichen der Erde. Das Gebiet ist etwa so groß wie Deutschland und Litauen zusammen. Doch nicht einmal 40.000 Einwohner verlieren sich in der unendlichen Weite: vor allem Rinderzüchter, Diamantensucher und Aborigines. SPIEGEL-TV-Autor Christopher Gerisch hat deren Alltag und Traditionen am Rande der Welt dokumentiert.

GESTORBEN

Ravi Shankar, 92. Für die einen war er ein Nationalheld, für die anderen schuf er vor allem einen passenden Soundtrack



REX FEATURES / ACTION PRESS

zum Haschrauchen. Die Karriere des Sitarspielers erscheint aus Sicht seines Heimatlandes Indien ganz anders als aus der Perspektive des Westens. Dabei kam der junge Ravi schon als Jugendlicher mit westlicher Musik in Kontakt: Mit einer Tanzgruppe tourte er in den Dreißigern durch Europa und die USA. Doch es war der ausgebildete Sitarvirtuose, der in den Sechzigern berühmt werden sollte – als Lehrer des Beatles-Gitaristen George Harrison. Shankar trat beim sagenumwobenen Pop-Festival von Monterey 1967 auf, konnte mit der Hippie-Bewegung allerdings wenig anfangen, seine spirituelle Musik als Drogenmusik missbraucht zu sehen war ihm ein Graus. Auch dass Jimi Hendrix auf der Bühne seine Gitarre verbrannte, gefiel ihm überhaupt nicht. Shankar wurde mit zahlreichen Preisen ausgezeichnet, einige Jahre lang war er auch Parlamentsabgeordneter. Ravi Shankar starb am 11. Dezember in San Diego, Kalifornien.

Manfred Amerell, 65. Irrtümlich wurde er oft als Sprecher der Schiedsrichter bezeichnet, dabei gab es ein solches Amt nicht. Doch es hätte zu dem scharfzüngigen Bayern gepasst, der auftrat wie das Sprachrohr dieser Zunft. Als Geschäftsführer bei 1860 München, beim FC Augsburg und beim Karlsruher SC hatte er sich ins Fußballbusiness eingearbeitet, von 1986 bis 1994 piff er 66 Bundesligaspiele als Unparteiischer. Dann wurde er Schiedsrichter-Funktionär. Der Vorwurf, seine Amtspflichten verletzt zu haben, zwang ihn Anfang 2010 zum Rücktritt. Hintergrund war eine Beziehungsaffäre: Der junge Referee Michael Kempster hatte behauptet, von Amerell sexuell bedrängt worden zu sein. Es folgte eine juristische Schlamm Schlacht, der gelernte Hotelier stritt energisch um seinen Ruf. Bei einem Ver-



LACKOVIC / IMAGO

gleich zog Kempster seine Aussagen zurück, wonach er dem Vorgesetzten ausreichend klar signalisiert habe, keine sexuellen Kontakte zu wollen. Amerell wollte daraufhin den DFB auf Schadensersatz verklagen, dazu kam es nicht. Manfred Amerell wurde am 11. Dezember tot in seiner Münchner Wohnung gefunden.

Galina Wischnewskaja, 86. Im Herbst vergangenen Jahres wurde das Moskauer Bolshoi-Theater wiedereröffnet, kurz davor hatte der SPIEGEL ebenjene Sängerin besucht, die der größte Star des Hauses gewesen war: Galina Pawlowna Wischnewskaja. Sie saß in ihrem Gesangsinstitut, unterrichtete und sprach über ihr Leben, und es war alles noch da, was sie bekannt gemacht hatte: ihre Leidenschaft, ihre Strenge und ihre Intelligenz. Sie erzählte, wie sie in Leningrad aufgewachsen war, angewidert von kommunistischen Lösungen. Obwohl sie bald nach ihrem Debüt 1952 am Bolshoi zur wichtigsten Sängerin der Sowjetunion wurde, behielt sie Distanz zu den Mächtigen. Gemeinsam mit ihrem Mann,



LAUTERWASSER / LEBRECHT MUSIC & ARTS

dem berühmten Cellisten Mstislaw Rostropowitsch, beherbergte sie über Jahre den Dissidenten und Schriftsteller Alexander Solschenizyn in ihrer Datscha. So wurde sie auch zu einer Ikone politischen Mutes. Der Kreml rächte sich und isolierte sie; das Ehepaar ging 1974 in die USA und nach Frankreich und kehrte erst 1990 nach Moskau zurück, wo die Sängerin mit einer Gala am Bolschoi empfangen wurde. Galina Wischnewskaja starb am 11. Dezember in Moskau.

Kurt Neubauer, 90. Der Arbeitersohn verstand sich als „Motor der rechten Mehrheit“ in der Berliner SPD. 1946 schloss sich der gelernte Feinmechaniker der SPD an und wurde 1952 als jüngster Abgeordneter in den Bundestag gewählt. Willy Brandt holte ihn 1963 in seinen Senat; er diente auch in den Landesregierungen von Heinrich Albertz und Klaus Schütz als Senator. „Kutte“ war ein Freund klarer Worte und sprach dem Kleinbürgertum der Frontstadt und den Journalisten des Springer-Verlags oft aus dem Herzen; zum Beispiel wenn er als Innensenator und Hauptfeind der rebellierenden Studenten erklärte: „Polizeisätze sind nun mal nichts für Ästheten.“ 1977 musste er zurücktreten, weil er es über Jahre hinweg vergessen hatte, Tantiemen für seine Tätigkeit im Aufsichtsrat der senatseigenen Berliner Bank an die Landeskasse abzuführen. Kurt Neubauer starb am 9. Dezember in Berlin.

Annette Meyhöfer, 53. Sie konnte verführerisch witzig, elegant und pointiert schreiben, gern mit spöttischem Scharfblick für die exemplarischen Schwächen von Frauen wie von Männern. So machte



FRANZISKA KRUG / ACTION PRESS

die promovierte Literaturwissenschaftlerin rasch in Hamburg ihren Weg als Journalistin bei SPIEGEL, „Woche“ und „Stern“. Der Schwung ihrer Künstlerporträts und Reportagen, etwa von den Hotspots kulturbetrieblicher Eitelkeit zwischen Sylt und Salzburg, trug sie empor. Doch ein Stückchen jenseits der vierzig beschloss sie, wenigstens einmal alles auf ein gewichtiges Werk zu konzentrieren. Nach drei Jahren erschöpfender Arbeit erschien 2006 ihre große Sigmund-Freud-Biografie „Eine Wissenschaft des Träumens“. Die geringe Resonanz, die das Buch fand, hat sie tief getroffen und entmutigt. Die depressive Seite ihres Wesens trat hervor, die journalistischen Aufträge nahmen ab, und das Schreiben fiel schwerer. Annette Meyhöfer starb Anfang Dezember in Berlin.

Fritz Roth, 63. Den „eigenen Tod, den stirbt man nur, doch mit dem Tod der andern muss man leben“, so lautete der Wahlspruch von Deutschlands bekanntestem Bestatter. Als einer der Ersten seiner Zunft stellte er die Hinterbliebenen und nicht die Toten in den Mittelpunkt seiner Arbeit. Der Bauernsohn aus dem Bergischen Land, der bei holländischen Missionaren sein Abitur ablegte, begann 1983 als Quereinsteiger. Die erstarren



Riten, das salbungsvolle Geflüster seiner Kollegen missfielen ihm. „Trauer ist Liebe“ heißt eines seiner Bücher. Es beginnt mit dem Schicksal einer Frau, deren Mann sich nach einem Streit selbst getötet hat, und ist ein Plädoyer für das Zulassen aller Gefühle. „Es bleibt immer etwas Ungelöstes“, wusste Roth. In seinem „Haus der menschlichen Begleitung“ in Bergisch Gladbach ermöglichte er Angehörigen, sich von ihren aufgebahrten Verstorbenen zu verabschieden; auf seinem privaten Friedhof – dem einzigen in Deutschland – schuf er Platz für jede Art des Gedenkens. Er war ein Kämpfer gegen anonyme Beisetzungen und ein Missionar für eine liberale, phantasievolle Sterbekultur. Fritz Roth starb am 13. Dezember an Krebs.

Traumkombination. SZ Digital + Tablet Ihrer Wahl.



iPad 4. Generation, 16 GB

- Einmalzahlung
Variante WLAN: 150 €
- Einmalzahlung
Variante WLAN + LTE: 280 €
- Auch iPad 2 weiterhin im Kombi-Angebot erhältlich



iPad mini, 16 GB

- Einmalzahlung
Variante WLAN: 10 €
- Einmalzahlung
Variante WLAN + LTE: 110 €

**Nur 10 €
Einmal-
zahlung!**



Windows 8!

Acer Iconia W510, 64 GB

- Windows 8-Tablet mit ansteckbarer Tastatur
- 10.1" HD-Display und WLAN
- Einmalzahlung: 150 €

Ihre Vorteile

- 24 Monate SZ E-Paper lesen (inkl. Regionalausgaben und PDF-Download)
- 24 Monate Zugang zu den Apps für SZ und SZ-Magazin (iPad & Windows 8)
- Kombi-Angebot mit Tablet Ihrer Wahl
- Monatspreis bei 24 Monaten Laufzeit: 39,90 € (als Abonnent der Zeitung nur 19,90 €)

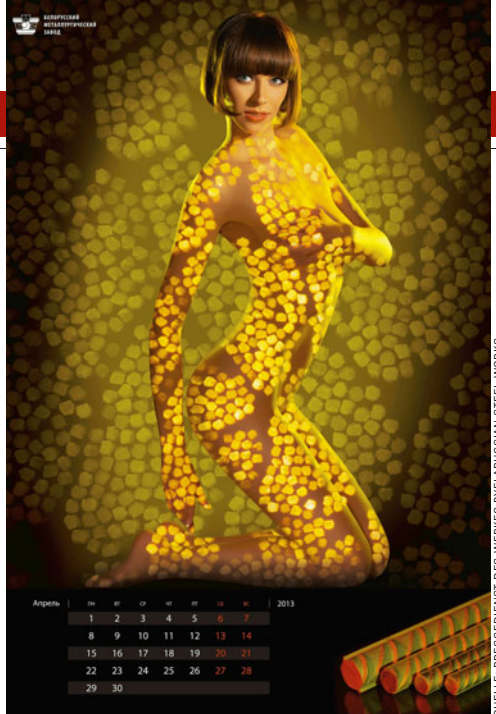
Nur unter www.sz.de/tablet-angebot

Seien Sie anspruchsvoll.

Süddeutsche Zeitung

Mädels aus Stahl

Weißrusslands Staatschef Alexander Lukaschenko, 58, seit 18 Jahren regierender Autokrat, hat bestimmt, dass für Werbefotos aller Art nur noch mit Models aus dem eigenen Land gearbeitet werden dürfe. BMS, der größte Stahlproduzent des Landes, ist eine der Firmen, die die Regel umsetzen. Von den 12 400 Angestellten bewarben sich über 30 junge Frauen für einen Kalender mit Aktfotos, alle natürlich Bürgerinnen Weißrusslands. Hinter weiblicher Schönheit und Zerbrechlichkeit stecke oft ein Wille aus Stahl, erklärte die Firmenleitung die Idee zu dem Kalender für Mitarbeiter und Kunden.



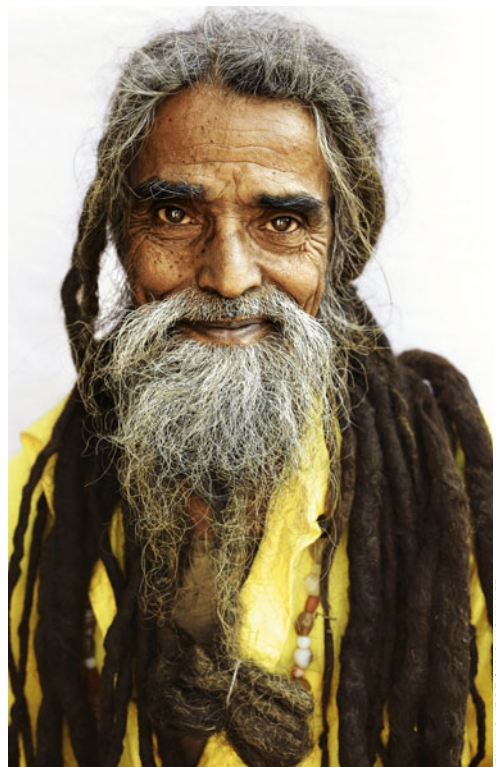
Unternehmer, subversiv

Am Ende läuft es natürlich immer wieder darauf hinaus, dass alle seine Regale kaufen sollen. Doch der in Berlin weltberühmte Hipster und Möbelhaus-Betreiber **Rafael Horzon**, 42, schafft es, diese stets gleiche Pointe ziemlich unterhaltsam zu variieren. Seit Jahren hält der gebürtige Hamburger sein so schlichtes wie schönes Regalmodell „Modern“ mit versteigerten Aktionen im Gespräch. Nach einer privaten Hochschule („Wissenschaftsakademie Berlin“), einer Partnertrennungsgagentur („Separitas“) und einem Bestseller-Versuch („Das weiße Buch“, Suhrkamp) hat Horzon nun einen Song herausgebracht: „Me, My Shelf and I“. Ein Liebeslied an seine Regale, dargeboten von der kanadischen Performance-Künstlerin Peaches, die bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal in ihrer Karriere auf Deutsch singt. Der Videoclip zeigt Horzon im Bett, beim Segeln und im Auto, jeweils mit seinem Regal: „Ich brauche keinen Sand / Ich brauche keinen Strand / Ich brauche keinen Schal / Ich brauche ein Regal.“ In anderen Städten, wo die Kunst noch im Ruf steht, die gesellschaftlichen Konventionen zu unterlaufen, wäre Horzon wohl Künstler. Im Berliner Bezirk Mitte, wo jeder ein Künstler sein möchte, bleibt beim Wunsch nach Subversion nichts als das freie Unternehmertum.



Sonne im Blick

Als Tagelöhner in Bangladesch hat man wenig Chancen auf gute medizinische Versorgung. **Shah Sultan**, 65, hatte Glück: Er erhielt vor zwei Monaten eine kostenlose Augenoperation, die ihn vom grauen Star befreite. Finanziert wurde die Katarakt-OP durch das gemeinnützige Projekt „Iwishusun“ (Ich wünsche dir Sonne). Die Geschwister Patrick Andrist und Cathy Boom sind die Initiatoren. Andrist ist Textilunternehmer in Hongkong, Boom Publizistin und Modeexpertin in Berlin. Sie bieten auf ihrer Website Produkte – im Moment Daunenjacken – direkt vom Hersteller an; der größte Teil der Einnahmen fließt nach Bangladesch zu einer Hilfsorganisation, die sich auf die Behandlung von Augenerkrankungen spezialisiert hat. Weltweit sollen über 39 Millionen Menschen blind sein. „Iwishusun“ geht davon aus, dass die Mehrheit der Betroffenen geheilt werden könnte.



Ranulph Fiennes, 68, britischer Forscher und Abenteurer, will die Antarktis während der eisigen (bis zu minus 70 Grad Celsius) Wintermonate der südlichen Hemisphäre erkunden. Damit würde Fiennes einen weiteren Rekord aufstellen; noch niemals zuvor wurde diese Gegend in der dunklen Jahreszeit von einem Menschen durchquert. Die über 3000 Kilometer lange Reise soll sechs Monate dauern. Fiennes, der erste Mensch, der sowohl den Nord- als auch den Südpol auf

dem Landweg erreicht hat, bekommt bei diesem Projekt Unterstützung von Prinz Charles, der als Schirmherr auftritt und das Unterfangen ein „herrlich schrulliges Abenteuer“ nennt.

Thomas de Maizière, 58, Bundesverteidigungsminister (CDU), hat bei einem Abendessen mit den Mitgliedern des Verteidigungsausschusses überraschend offenherzig über seine Zukunftswünsche gesprochen. Spekulationen, er wolle nach der Wahl 2013

Bundesfinanzminister und damit Nachfolger von Wolfgang Schäuble werden, seien falsch, sagte de Maizière am vergangenen Mittwoch im Bendlerblock in Berlin den Kollegen. Er habe Freude am Verteidigungsressort und keine anderen Ambitionen. Erstaunt waren die Abgeordneten auch über die warmen Worte, die de Maizière für die SPD fand. Das vorweihnachtliche Essen finde in guter Tradition „meines Vorgängers Peter Struck“ statt, lobte er. Diese werde er fortführen.



Mamie, Grace Gummer

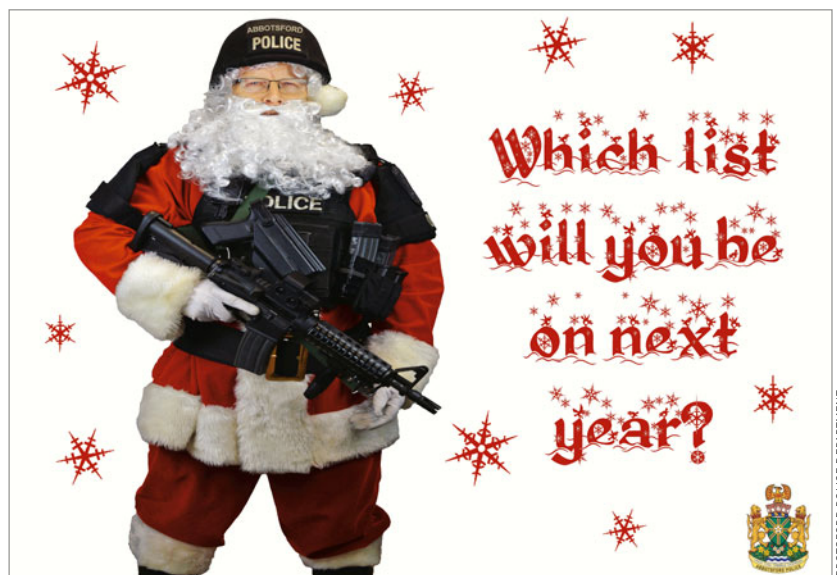
Mutti ist die Beste

Ist es besonders schlau, ausgerechnet Schauspielerin werden zu wollen, wenn man die Tochter ist von Meryl Streep, der dreifachen Oscar-Gewinnerin? Streeps Älteste hat die Herausforderung angenommen, offenbar mit Erfolg: **Mamie Gummer**, 29, – ihr Vater ist der Bildhauer Donald Gummer, Streeps Ehemann seit 1978 – macht gerade Karriere. Schon als Kind hatte sie sich gern verkleidet, vom Visagisten ihrer Mutter bekam sie Schminktipp, später spielte sie in New York Theater, wie einst die Mutter. Die „New York Times“ lobte Gummers „zarten Glamour“. Jetzt hat sie ihre erste Hauptrolle in einer Fernsehserie: In „Emily Owens, M.D.“ stellt sie eine Ärztin dar. Gummer ist mittlerweile Stammgast bei Filmpremieren und Modenschauen in Manhattan. Die Online-Zeitung „Huffington Post“ sieht in ihr bereits eine „neue Stil-Ikone“. Die große Ähnlichkeit mit ihrer Mutter mache offenbar „viele Menschen neugierig“, sagt Gummer. Auf dem roten Teppich erscheint sie immer wieder gemeinsam mit ihrer Schwester **Grace Gummer**, 26. Die ist von Beruf, so ein Zufall, Schauspielerin; ihr Durchbruch wird im kommenden Jahr erwartet: Dann tritt Grace in Aaron Sorkins TV-Serie „The Newsroom“ auf.

ALAMY / MAURITIUS IMAGES

Wehrhafter Weihnachtsmann

Für seine Klientel hat sich der Polizeichef in der kanadischen Stadt Abbotsford, **Bob Rich**, 57, zum Fest der Liebe etwas Besonderes einfallen lassen: Er posierte für eine Grußkarte als Weihnachtsmann – mit Helm, kugelsicherer Weste und Sturmgewehr. Die Karte wurde an mehrere Dutzend Wiederholungstäter geschickt. Polizeibekannte Diebe, Drogendealer oder Mitglieder krimineller Banden müssen sich in der martialischen Festbotschaft fragen lassen: „Auf welcher Liste werden Sie im nächsten Jahr sein – auf der Liste der Bösen oder der Netten?“ Für etwaige reuige Ganoven wird auf eine Telefonnummer der Polizei hingewiesen, unter der sie Hilfe erhalten können. Wenn nur drei oder vier der Adressaten, so ein Polizeisprecher, im kommenden Jahr auf den Pfad der Tugend zurückkehren sollten, „wäre die Initiative schon als Erfolg anzusehen“.



ABBOTSFORD POLICE DEPARTMENT

Aus der „Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung“: „Mit dieser Mischung aus laboriertem Minimalismus, dekonstruierter Avantgarde und dekorierter Sport-Couture traf er genau den Zeitgeist.“

Griechen sucht für jetzt oder später Reihen-/Einzelhaus oder ETW, Barzahlung, Tel.:

Aus einer Anzeige im „Hamburger Abendblatt“

Aus dem Fernsehmagazin „prisma“: „Früher ... tendierte sein Schopf ins Schwarzbraune, aber es war damals schon (Walter-Red.) Sittlers Haltung, die ihn irgendwie verhaltensgrau meliert wirken ließ ... Dabei ist das, was sich unterhalb von Sittlers Haupthaar abspielt, kaum grau meliert zu nennen.“

Baumschneidemaschine schlitzt Bus mit 45 Kindern auf
Beim Unfall in England hat eine

Aus der „Berliner Morgenpost“

Spermien sagen Franzosen Adieu

Aus der „Neuen Osnabrücker Zeitung“

Aus der „Süddeutschen Zeitung“: „Anschließend wird, wenn alles gutgeht, das Kind den Thron besteigen, mit dem Kate nun schwanger ist. Gut möglich, dass das noch 50 bis 60 Jahre dauert.“

Er, 78, NR, allein und einsam, hat "Essen auf Rädern" satt und sucht Sie, die ihn bekocht. Vielleicht mit Hund.

Aus einer Anzeige in der „Rheinpfalz“

Bildunterschrift aus dem Wochenendjournal des „Trierischen Volksfreunds“: „Der knallt so schön – für das typische Geräusch beim Öffnen von Sekt oder Champagner ist das Kohlenmonoxid in der Flasche verantwortlich.“

Der Markt ist das Herz, die Bahnhofstraße das Rückrad

Aus dem „Hamburger Klönschnack“

„Die Kuh lief, ohne sich um den Verletzten zu kümmern, weg.“

Kölner Stadt-Anzeiger



160 Seiten • € 7,99 [D]
ISBN 978-3-453-60259-5
Leseprobe unter www.heyne.de

HohlSPIEGEL – das sind kuriose Fundstücke sprachlicher Entgleisungen aus Zeitungsberichten, Gebrauchsanweisungen, Annoncen. Da versichert eine Klinik, dass hier „Ihr Gesäß in guten Händen“ ist. Ein Hersteller verspricht, dass „auf Wunsch die Taschen zusammen mit dem Kunden verarbeitet“ werden.

Dieses Buch versammelt die schönsten Ausrutscher der letzten Jahre.

SPIEGEL
BUCHVERLAG

HEYNE <

Zitate

Die „tageszeitung“ über das SPIEGEL-Gespräch „Ich irritiere gern“ mit der Schauspielerin Maria Furtwängler (Nr. 49/2012):

Nicht beten, sondern umziehen tut Maria Furtwängler und hat deshalb rund der Hälfte aller Zeitungen und Zeitschriften ein Foto von sich für den Titel zur Verfügung gestellt. Der „Gala“ auch eines mit BH ... Weil ich aber nicht die „Bunte“ bin, das Blatt, das Furtwänglers Mann gehört und über das er gerade ein nicht uninteressantes Buch veröffentlicht hat, sondern in anderer Mission unterwegs bin, interessiert mich weniger, wo Frau F. wohnt, als dass sie dem SPIEGEL ein Interview gegeben hat, das meine bislang auf Höhe des „Gala“-BH befindliche Meinung von ihr angehoben hat. Das muss man ja auch mal kundtun, wenn man sonst verbreitet, dass jemand eine unerträgliche Zicke sein soll und man der Meinung ist, dass sie nicht spielen kann: Im SPIEGEL-Interview ist sie so hübsch selbstironisch und gar nicht blöd, dass ich nun geradezu neugierig geworden bin.

Die „Süddeutsche Zeitung“ zum SPIEGEL-Bericht „Die Testosteron-Falle“ über die schillernden Berater von SPD-Kanzlerkandidat Peer Steinbrück und Angela Merkels Team (Nr. 48/2012):

Auch Angela Merkel wurde seinerzeit durch diese Mangel gedreht, 2000, als sie CDU-Vorsitzende wurde, erst recht aber nach jenem denkwürdigen Mai-Sonntag 2005, als Rot-Grün – unter Führung übrigens des damaligen Ministerpräsidenten Steinbrück – krachend die Landtagswahl in Nordrhein-Westfalen verlor und Kanzler Gerhard Schröder Neuwahlen im Bund ankündigte ... Merkel ertrug die Schleiferei mit Würde. Sie tat so, als spüre sie die Messerklingen nicht. Natürlich war sie verletzt, ließ es sich, stoisch, wie sie sein kann, aber nicht anmerken. Alles hat seine Zeit, dachte sie sich. Mit Recht. Heute kann die Kanzlerin im SPIEGEL lesen, dass ihr Girls Camp im Vergleich zur Männer-Mannschaft Steinbrücks vorbildlich organisiert sei.

Der SPIEGEL berichtete ...

... in Nr. 50/2012 „Auf Vorrat gespeichert“ über Pläne der EU, Daten von Fluggästen, die von und nach Europa reisen, routinemäßig per Rasterfahndung zu durchforsten und auf Jahre zu speichern.

Vergangenen Freitag wurde das Projekt wenige Tage vor der entscheidenden Sitzung im Innenausschuss des EU-Parlaments von der Tagesordnung gestrichen. Neuer Termin: ungewiss.



Ich soll nicht mit niedrigen
Zinsen zufrieden sein.

Ich soll nicht mit niedrigen
Zinsen zufrieden sein.

Ich soll nicht mit niedrigen
Zinsen zufrieden sein.

Wiederholt ausgezeichnet:



Manche Dinge kann man nicht oft genug wiederholen.

Private Rentenversicherung mit höchster garantierter Rente*

0221 57 37-700 ODER WWW.EUROPA.DE

EUROPA
VERSICHERUNG PUR.

1&1 ALL-NET-FLAT

D-NETZ QUALITÄT ZUM BESTEN PREIS!

✓ **FLAT** FESTNETZ

✓ **FLAT** ALLE
HANDY-NETZE

✓ **FLAT** INTERNET

19,99
~~29,99~~ €/Monat*

**BIS 31.12.12:
1 MONAT
KOSTENLOS!***



www.1und1.de
0 26 02 / 96 96



* 1&1 All-Net-Flat Basic in den ersten 12 Monaten für 19,99 €/Monat, danach 29,99 €/Monat. Aktion bis 31.12.2012: 1&1 All-Net-Flat Basic im 2. Monat kostenlos. 24 Monate Mindestvertragslaufzeit, kundenseitiges Sonderkündigungsrecht zum Ende des 12. Monats. Einmaliger Bereitstellungspreis 29,90 €, keine Versandkosten.